This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1397

NON
CIRCULATING

zur B:M:S:

D. Berger Sculp: 1787.

Berliniſche
Monatsſchrift.

Herausgegeben
von
F. Gedike und J. E. Bieſter.

Eilfter Band.
Januar bis Junius 1788.

Berlin, 1788.
Bei Haude und Spener.

AP
30
B48
v. 11

GL
Dir
Barataria
11.30 65
95512

Inhalt

des eilften Bandes.

Januar.

1. Friedrich; und Friedrich Wilhelm. Vier Gedichte. Vom Herrn Kanonikus Gleim. Seite 1

2. Das Neue Jeruſalem auf Erden. 47

3. Nachricht vom Ruſſiſchen Seekriege wider die Türken, in den Jahren 1769 — 1773. 38

4. Ueber den Katholizismus der Fürſtin von Deſſau. Vom Königl. Leibarzt, Herrn Hofrath Zimmermann. Nebſt Nachſchrift der Herausgeber. 65

5. Zur Geſchichte des Bremiſchen Magnetismus. Vom Herrn Domprediger Joh. Dav. Nicolai. 82

6. Noch eine thätige Beihülfe für Ruppin. 96

Mit dem Bildniß Sr. Excellenz, des Königl. Staats- und Finanzminiſters, Freiherrn von Heinitz, von Herrn D. Berger.

Februar.

1. Sinngedichte aus dem Martial vom Herrn Profeſſor Ramler. Seite 57

2. Sollen die alten Sprachen dem allgemeinen Unterricht der Jugend in den höhern Ständen zum Grunde gelegt, oder den eigentlichen Gelehrten allein überlaſſen werden? Vom Herrn Geh. Kanzleiſekretür Rehberg. 105

3. Königl. Wohlthat gegen einen vaterländiſchen Dichter. 131

4 Ueber die Anonymität der Schriftſteller.

5. Geheime Geſellſchaften. 152

6. Anekdoten.

I. Ein Wunder in der Ukermark. 185

II. Magnetiſche Geſellſchaft auf der Maskerade. 183

III. Einige Bücher des Tacitus wieder aufgefunden. 184

IV. Unverſchämtes Plagiat eines Franzoſen. 184

7. Ruppin. Von F. Gedike. 186

März.

1. Sinngedichte aus dem Martial. Vom Hrn Profeſſor Ramler. Seite 193

2. Ueber die allgemeine Toleranz. Zweiter Brief aus Virginien an Hrn. Geheimen Juſtizrath Möſer. 200

3. An Eliſa. Vom Herrn Prediger Bekker. 209

4. Nachricht vom Ruſſiſchen Seekriege wider die Türken (Fortſetzung S. Januar, S. 38).

5. Sollen die alten Sprachen dem allgemeinen Unterricht der Jugend in den höhern Ständen zum Grunde gelegt, oder den eigentlichen Gelehrten allein überlaſſen werden? (Beſchluß ſ. Februar, S. 105 — 131). Vom Herrn Geheimen Kanzleiſekretär Rehberg. 253

6. Nachrichten aus Portugal. 275

7. Ueber Herrn Schloſſers Vertheidigung des berüchtigten Caglioſtro. 280

8. Der ſechszehnte Februar. 295

9. Berliniſche Populations- und Mortalitätstabelle.

April.

1. An den Ariſtius Fuskus. Horazens zwei und zwanzigſte Ode des erſten Buchs. Vom Herrn Profeſſor Ramler. Seite 297

2. Aufſchlüſſe über eine Geiſtererſcheinungsgeſchichte von Swedenborg. 303

3. Herr Oberhofprediger Stark. Von den Herausgebern. 319

4. Salomon Geſſner. Vom Herrn Profeſſor Hottinger. 459

5. Ueber die Verbeſſerung der Stekenitzfahrt. 471

6. Beſchreibung einer Anlage im Thiergarten. Vom Hrn Oberforſtbauinſpektor Hennert.

7. Berliniſche Mortalitäts- und Populationstabellen. 489

Mai.

1. Parolenverordnung Sr. Excellenz des Herrn Generals von der Infanterie und Gouverneur dieſer Reſidenzien von Möllendorf, einige Tage vor Ankunft der Beurlaubten. 493

2. An Phyllis. Horazens elfte Ode des vierten Buchs. Vom Herrn Prof. Ramler. 496

3. Denkwürdigkeit aus dem Leben Herzogs Leopold von Braunſchweig. Vom Hrn. Hofrath Eſchenburg. 504

4. Klopſtocks Antwort an die Societé Exégétique & Philantropique zu Stockholm. 514

5. Herr Oberhofprediger Stark. Von den Herausgebern. 518

6. Denkmahl Salomon Geßners. 572

7. Nachricht von dem Rußiſchen Seekriege wider die Türken in den Jahren 1769-1773. (Fortſetzung ſ. März S. 273.) 573

8. Ungerechte Beſchuldigung einer vorſätzlichen Unwahrheit. Von den Herausgebern. 586

9. Der 22. April. Geburtstag der Prinzeſſin Ferdinand K. H. 588

Junius.

1. An des Königl. Preuſſiſchen Staatsminiſters Freyherrn von Zedlitz Excellenz; bey Ueberſendung der Sinngedichte des Martials. Vom Hrn. Prof. Ramler. — Seite 589

2. G. E. Leſſings handſchriftliche Anmerkungen zu Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums. Herausgegeben vom Hrn. Hofrath Eſchenburg. 592

3. Daphne. (Ovids Verwandlungen, Buch I. V. 452—5677) — Vom Herrn Prandſtetter in Wien 617

4. Herr Oberhofprediger Stark. (Beſchluß. Man ſ. April S. 319, u. Mai S. 518). Von den Herausgebern. 628

5. Schreiben des Vogts Hummel in Bonnal an den Herrn Geheimenrath Schloſſer. 665

6. Etwas von dem weiblichen Geſinde. Von einer Hausfrau. 676

Berliniſche Monatsſchrift.

1788.

Erſtes Stük. Januar.

1.

Friedrich; und Friedrich Wilhelm.

Vier Gedichte.

1.

Die zwei Blikke.

Im September 1786.

Zwei Blikke that Er, Er! um Den wir uns betrüben,
Um Deſſen Menſchenſterblichkeit
Wir jammerten, ihr Lieben!
Bei ſeines Lebens Schluß, auf ſeine Lebenszeit.

Die Todten aller Seiner Schlachten
Sah Er, mit Seinem Einen Blik;
Mit Seinem andern all das Glük,
Das Seine Lebenstage machten.

Sein, Einer fürchterlich zum Heldenherz⸗Erſchüttern,
Schwarz wie die Nacht voll Furcht und Graus,
Sehr fähig den Genuß des Lebens zu verbittern;
Sein andrer, löſchend ganz das Bild des Erſten aus.

II.

Das langſame Sterben.

Aus ofnem Himmel ſahn die Engel Keith und Kleiſt
Zu langſam Friederichs ſonſt raſchen Feuergeiſt
Zum Allerheiligſten der Gottheit ſich erheben;
Und wollten Ihm entgegen ſchweben!
Sie ſahn, Sein Flug ſei matt! Die guten Engel bangt.
Gott aber ſprach: bleibt hier!
Eh ihr zu Ihm gelangt,
Iſt Er bei mir!

III.

Gleim der Grenadier an Johannes Müller den Geſchichtſchreiber, welcher an Gleim ſchrieb:

„Singen Sie Ihn doch, Ihn, wie ſeine Schlachten.“

Ihn ſingen, Ihn! wie ſeine Schlachten?
Das kann ich nicht! Der Grenadier
Sah neben ſeinem Feldpapier
Den Schlachtenmann, konnt' ihn betrachten;

Ganz

Sang, ein Soldat, in Worten ohne Zier
Die Thaten, die unſterblich machten;
Sang, brauchte keinen Geiſt und keiner Worte Klang.
Die Thaten machten den Geſang!

Ihn ſelber aber muß ein Gottgerührter ſingen,
Der mehr den König als den Held,
Den Landesvater mehr als nur den Herrn der Welt,
Zu ſingen weiß; von wunderbaren Dingen
Nicht wunderbar, erhaben, ſchön, und leicht!
Ein Sänger, welcher Keinem
Von unſern Sängern gleicht —:
Ein Klopſtok, ein Homer, und Fenelon, in Einem!

IV.

An Herrn Markis von Luccheſini.

Im September 1786.

Wohl Dir, Du haſt ein Lied dem Einzigen geſungen;
Haſt hoch Dich aufgeſchwungen
Mit Schwingen jenes Schwans, der an der Tiber ſang
Und Kaiſer ihn zu hören zwang *)!
Nun aber ſchwinge Dich hoch auf mit eignen Schwingen
In unſers Horizonts noch nicht erſtiegne Höhn
Und werd' uns allen, die Dich ſehn,

*) Geht auf des Herrn Markis bekannte ſchöne Trauer-kantate, die ganz im Horaziſchen Geiſte gedichtet iſt.

Neidwürdig, nicht zum Widerſehn;
Und ſing aus Preuſſiſchem Dir warm geworden Buſen
Dem angebeteten Beſchützer deutſcher Muſen
Ein Lied, wie Seine Seele ſchön!

Halberſtadt. Gleim.

2.

Das Neue Jeruſalem auf Erden.

Der menſchliche Geiſt ſcheinet ſeit einiger Zeit ſo ſeltſame Ideen zu verfolgen, und betritt bei ſeiner Bemühung nach Wahrheit und Glükſeligkeit ſo ungebahnte Wege, daß man in Verſuchung geräth, das itzige Zeitalter in dieſer Rükſicht für ausgezeichnet verſchieden von allen vorigen Zeiten zu halten. Wenigſtens mögte man, wenn man von allen Seiten her immer neue Erſcheinungen, und die eine immer auffallender als die andere, wahrnimmt, glauben: es ſei itzt eine allgemeine Kriſe oder Gährung in der menſchlichen Denkkraft, wo jeder, mit eigenem Bemühen, aber freilich auch auf eigene Gefahr, ſich neue Bahnen brechen wolle, unbekümmert um die Gewohnheit oder den Glauben ſeiner Zeitgenoſſen. Und dies mögte ſo übel im Ganzen nicht ſein; denn, obgleich Ein einzelner ſehr hierbei leiden und in dem ungewohnten Kampfe oder dem neuen Verſuche erliegen kann, ſo öfnet doch ſein, wenn auch mißlungenes, Beſtreben eine neue Ausſicht, die entweder zur gänzlichen Abſchrekkung oder zur beſſern Benützung

Anlaß

Anlaß giebt. Eifriges Bemühen kann allein uns der Wahrheit näher bringen; und die gefahrvollſten Verſuche hierin ſind ehrenwerther, als träges Nachbeten und blinder Köhlerglaube. — Indeß müßte die Geſchichte ganz ihren Beruf verkennen und Verzicht auf allen Nutzen, den ſie doch ſo leicht ſtiften kann, thun, wenn ſie hier nicht ihr Amt verrichtete, und zur Nachricht und zur Warnung wenigſtens die ſeltſamſten Ereigniſſe erzählte, welche itzt in den Köpfen vieler guten und verſtändigen Menſchen von unglaublich ſchneller und großer Wirkſamkeit ſind. So ehrenwehrt auch immer die Quelle einer Verirrung des Menſchenverſtandes ſein kann, nemlich eifriges Ringen nach Wahrheit und freies Selbſtdenken und Prüfen; ſo muß man doch den Irrthum ſelbſt, der aus dieſer Quelle gefloſſen iſt, in ſeiner ganzen Verkehrtheit und Schädlichkeit ſchildern, um das wahre Gegengift aller Irrthümer; noch eifrigeres Studiren und noch angeſtrengteres Selbſtdenken und Prüfen, lebhaft zu empfehlen. Dazu kömmt, daß die ſeltſame Neuerung auch, ohne Rükſicht auf ihren innern Werth oder Unwerth, bei ihren Anhängern alles Schädliche des alten Syſtems wirket, nemlich ungeprüfte ſklaviſche Annahme und den blindeſten Köhlerglauben. Oft wird zu deren Verbreitung ſogar ein Mittel, das man aufs gelindeſte höchſt bedenklich nennen darf, angewandt: die Errichtung einer neuen geheimen Geſellſchaft. Ja oft

ſcheinen auch ſehr thätige und liſtige Menſchen hinter dem Schirm zu ſtehen, und die Leichtgläubigkeit gutmüthiger Perſonen nur wie durch einen Vorhang täuſchen zu wollen. — — Dieſe Betrachtungen machen es wünſchenswehrt, daß von allen neuen Seltſamkeiten im Gebiete menſchlicher Meinungen und Ideen, zumal wenn ſie ſich etwas weit verbreiten, Nachricht geliefert werde. Und da die Berliniſche Monatsſchrift ſich hierin ſchon mehrmal ein Verdienſt erworben hat, ſo will auch ich ſie itzt gebrauchen, um den Leſern eine mir Anfangs unglaubliche Neuigkeit bekannt zu machen, die ich aus Korreſpondenz und Erzählungen, und aus eigner Anſicht mancher Aktenſtükke, kennen gelernt habe.

Swedenborg konnte ſehr leicht neue und ganz unerhörte Dinge in der Theologie, Metaphyſik, Pneumatologie und andern abſtrakten Wiſſenſchaften lehren; denn er genoß, ſeiner Erzählung nach, des Umganges mit Geiſtern, die ihm dergleichen unbekannte Wahrheiten offenbarten. War ihm irgend etwas dunkel, machte ein Zweifel aus der Geſchichte oder ſonſt ein Einwurf ihm zu ſchaffen; ſo citirte er ſofort Geiſter, befragte ſie über den wahren Zuſammenhang der Sache, und ſo ward alles gleich aufgeklärt. Er war in der That nicht zu widerlegen; denn es wäre eine wahre Verwirrung der Begriffe (eine μεταβασις εις αλλο γενος) geweſen, ſeine unmittelbaren Erſcheinungen und Offen-

Offenbarungen Vernunftgründen zur Unterſuchung zu unterwerfen. Wer das Glük — oder das Unglük — hat, daß ihm Geiſter erſcheinen, mag hierüber ſeine Partie für ſich nehmen; ſobald er aber gewiß weiß, daß es mit der Erſcheinung ſelbſt ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt ihm nicht zu verdenken, wenn er dem, was er ſelbſt ſah und hörte, mehr trauet, als den Einwürfen eines Dritten, der nichts geſehen und gehöret hat. Aber, eben ſo gewiß kann auch Swedenborg und jeder andre in ſeinem Falle nicht verlangen, einen Dritten zu überzeugen; denn was kann ſeine beſondre Erfahrung für mich für Beweiskraft haben? Seine Erſcheinungen mögen allen Vernunftſchlüſſen widerſtreiten: ſie ſind dennoch für ihn wahr; wie kann ich aber durch einen Vernunftſchluß dahin gebracht werden, ſeine Erſcheinungen als die meinigen anzuſehn? Das wäre ja eine noch viel ärgere Verwirrung der Begriffe, eine noch viel größere μεταβασις. Es haben zwar einige der neuern Propheten und ihrer Anhänger die Rechtſchaffenheit dieſes Sehers als einen Grund, ſeinen Ausſprüchen zu glauben, angeführt; allein, ohne Verwirrung der Begriffe läßt ſich wohl nicht von der Tugend eines Mannes auf ſeine Geſchiklichkeit, ſeinen Beobachtungsgeiſt, ſeine Sicherheit vor aller Täuſchung und Phantaſie ſchließen. Man pflegt dies bekanntlich auch bei viel unwichtigern Dingen nicht zu thun; ſo ſchön es auch iſt, wenn alle Erzähler

und Geſchichtſchreiber tugendhaft ſind, ſo iſt die Tugend doch nicht ihre einzige nöthige Eigenſchaft, und jeder Tugendhafte iſt darum noch kein glaubwürdiger Berichter, kein untrüglicher Zeuge, kein kritiſcher Geſchichtforſcher. Nun ſoll man aber Swedenborgen und ſeinen Erſcheinungen zu Liebe nicht etwa die gewöhnlichen Begriffe von der ältern ſchwediſchen Geſchichte ändern; ſondern in den wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Denkens ihm blindlings folgen. Man ſoll den itzigen Zuſtand der Religion als höchſt verfallen anſehen, man ſoll eine neue durch Swedenborg uns gewordne Offenbarung Gottes, ein drittes Teſtament, annehmen, man ſoll ſtatt Krankheit und Geneſung Beſitzungen guter und böſer Geiſter in den Menſchen glauben; und das alles: weil Swedenborg, der wie jeder weiß weder ſtahl noch mordete, hierüber Erſcheinungen ſoll gehabt haben. Dieſe Forderung ſcheint ſo wenig von einem Vernunftſchluſſe an ſich zu haben, daß ſie ſich wahrſcheinlich ſelbſt auf eine Geiſtererſcheinung oder Inſpiration gründet. Und dieſer mögen vielleicht ſeine Anhänger, zumal da ſie ſo zuverſichtlich ſprechen, gewürdigt worden ſein. Denn es giebt, ſo unglaublich dieſes auch manchem ſcheinen mag, der Swedenborgiſchen Anhänger itzt eine ganz erſtaunliche Menge. Und nicht nur einzelne Anhänger exiſtiren, ſondern auch ganze geſchloſſene Geſellſchaften: zur Verbreitung der Swedenborgiſchen Ideen in Erklärung

der

der Heil. Schrift, zur Gründung und Fortpflanzung der Neuen Gemeinde, zur Aufſuchung des Neuen Jeruſalems; und ſolche Geſellſchaften ſind in ſehr vielen großen Städten der europäiſchen Länder, und bezeigen den thätigſten Eifer ſich weiter auszubreiten. Ich will von einigen derſelben Nachricht geben.

In London ward die Swedenborgiſch-theoſophiſche Geſellſchaft *) am Ende des Jahrs 1783 errichtet. Sie wählet jährlich ihren Präſidenten, hat einen Schatzmeiſter, und ihre Sekretarien. Die Mitglieder beſtehen aus zwei Klaſſen: Subſkribenten, und Eigenthümer; erſtere zahlen 1, letztere 5 Guineen jährlich. Wer nicht in der erſten Klaſſe geweſen iſt, kömmt nicht in die zweite. Die Eigenthümer haben, außer den 5 jährlichen Guineen, anſehnliche Summen zuſammengeſchoſſen. Die Geſellſchaft hat eine eigene Buchdrukkerei. Man arbeitet in England ſehr daran, alle Werke Swedenborgs zu überſetzen, auch ſeine hinterlaſſenen Manuſkripte zu drukken. Deren ſind ſo ungemein viele, und ihre Lektür iſt ſo wenig angenehm

*) Einige Nachricht davon ſteht ſchon in der Berl. Monatsſchr. 1785, Sept. S. 267, f. Ein ſchwärmeriſcher Engländer (ſ. ebendaſelbſt) führte auch die lächerlichen Prophezeihungen Ziehens an, und berief ſich dabei gleichfalls „auf den ehrwürdigen „Charakter, das Amt, und die Frömmigkeit des „Vorherverkündigers“; welche Eigenſchaften doch nicht gehindert haben, daß die thörichte Prophezeihung unerfüllt geblieben iſt.

nehm und anziehend, daß diejenigen, für welche dieſer Druk veranſtaltet wird, eine der ſchönſten Tugenden des irdiſchen Lebens, die Gedult! in reichſtem Maaße ausüben. — Unter andern vereinigten ſich 1785 die Herren: Hindmarſh, Heinr. Pecket *) in Comptonſtreet, George Adams und William Spence Med. Dr., und ließen auf ihre Koſten nur in ſehr kleiner Auflage das vortrefliche Werk Apocalypsis explicata drukken, das Swedenborg ſelbſt zum Druk fertig geſchrieben. Dies Werk in 3 ſtarken Quartbänden koſtet 11 ſchwediſche Speziesthaler. Der zweite Band wäre 1785 noch im Manuſkript beinahe mit Peckets Hauſe verbrannt; es lag in einem Schrank, der nicht gleich konnte geöfnet werden, und Pecket, der 30,000 Pf. St. bei dieſem Brande einbüßte, ſuchte aufs eifrigſte dies Werk zu retten, mußte es aber aufopfern um ſein Leben zu erhalten, und quälte ſich ſehr darüber. Allein ſiehe da! das Manuſkript fand ſich hernach unverſehrt unter den geretteten Sachen. Die ſchwediſche Geſellſchaft ermangelt daher nicht, Peckets Liebe zur Wahrheit, der ſo beſorgt für dies wichtige Werk war, zu rühmen, und die Vorſehung, die es rettete, zu preiſen. In Mancheſter hingegen beſteht auch eine Geſellſchaft

zur

*) Pecket iſt, wie ich mich deutlich zu erinnern glaube — doch ſchreibe ich es nicht mit völliger Gewißheit hin — ein Katholik, und ward auch in den Zeitungen durch den Gordonſchen Tumult bekannt, der ſich mit auf ihn bezog.

zur Fortpflanzung der Neuen Gemeine, deren Haupt der Prediger und Dr. Theol. J. Cloves iſt, der auch ſelbſt ein Werk Swedenborgs, die Arcana coeleſtia, ins Engliſche überſetzt hat. Deſſen Brief an Dr. Spence iſt gedrukt, worin D. Cloves Bedenken gegen den Abdruk der gar zu wichtigen Apocalypſis explicata äuſſert, und räth, ſich nicht mit der Ausgabe zu übereilen, wiewohl er „geſtehen müſſe, daß der liebe Mann, Swedenborg, es ſelbſt zum Drukke beſtimmt habe.“ Vielleicht hat dies die Londner Geſellſchaft bewogen, die Auflage nur ſo ſehr klein zu machen.

Das wichtigſte Unternehmen der Londner Geſellſchaft iſt die apokalyptiſche Monatsſchrift, welche der Chirurgus B. Chaſtanier, ein geborner Franzoſe, (in Tottenham Kourt Road Nr. 62) ſeit Anfang des Jahrs 1787 herausgiebt. Sie führt den Titel: Journal Novi - Jéruſalémite, und liefert Ueberſetzungen von Swedenborgs Schriften zur Gründung der Neuen Gemeinde, nebſt Vor- und Nachreden des Herausgebers; das Stük erſcheint den erſten Montag jedes Monats, und koſtet 1½ engl. Schillinge. Hier ſind die Auszüge von ein paar Heften. Das Werk iſt gewidmet „allen Liebhabern der Wahrheit, welche dieſelbe ſchon in den theologiſchen Schriften Emanuels von Swedenborg goutirt haben, ſo wie auch „allen Freimaurern, welche itzt eifrig beſchäftigt „ſcheinen, dieſelbe zu ſuchen.“ — „Eure Seele,

„ihr

„ihr geliebten Brüder, ſucht ihren Durſt nach „Wahrheit in den gelehrten und lichthellen Schrif- „ten des getreuen Boten der Neuen Heilsord- „nung zu ſtillen; und da dieſe Schriften izt ſo viel „Nachſuchung und Beifall finden, ſo will ich ſie „in getreuer Ueberſetzung liefern, als Mitglied „der Geſellſchaft, und als Mitglied des glorreichen „Neuen Jeruſalems. Die itzige Theologie des „ganzen ſo vielfach getrennten Chriſtenthums läug- „net förmlich die Einheit Gottes durch die Einthei- „lung in Perſonen, die im Nicäiſchen Konzilium „gemacht worden; und dieſe raſende Eintheilung „hat den Greuel der Verwüſtung auf die Erde ge- „bracht, wovon der Herr redet, u. ſ. w. Sweden- „borg iſt der wahre Wiederherſteller des Chriſten- „thums, iſt der inſpirirte*) Schriftſteller, den der „Herr Jehovah Jeſus am Ende ſeiner Kirche ge- „ſandt hat, um den Gefangenen Zions ihre baldi- „ge Befreiung zu verkündigen, iſt der Bote des „Neuen Reiches Jeſu Chriſti unter uns. O ihr „freien Maurer, die ihr mein väterliches Land „bewohnt, und durch eure ſeit kurzem in ganz Euro- „pa verbreiteten Zirkelbriefe**) mit Nachſuchung „der,

*) An einer andern Stelle heißt es: daß dieſe Inſpi- ration ſich auch auf ſeine Ueberſetzung der häufig von ihm angeführten Schriftſtellen bezieht. Darum geht auch der gute Wundarzt ſo buchſtäblich damit um, und überſetzt z. B. Verbum durch Verbe und nicht durch Parole.

**) Dies geht wahrſcheinlich auf die Philalethen in Paris.

„der Wahrheit beſchäftigt ſcheint; wollt ihr u. ſ. w.“ — Dann folgt noch eine „Anrede an alle Fürſten „und Potentaten in der ganzen Welt“, denen er ſo dringend, wie Schlettwein und Ziehen, ſeine Sache und die Sache de l'Ordre*) ans Herz legt.

Ueberſetzt iſt im erſten Hefte das Werk: „Lebens„vorſchriften nach den zehn Geboten für diejenigen, „welche wirkliche Bürger des Neuen Jeruſalems „werden wollen“, — oder wie es der Ueberſetzer umſchreibt, „wirkliche Glieder des Neuen Volks, „welches Gott ſich itzt auf Erden ſammelt durch die „itzt verkündigte und anfangende Heilsordnung „(Oekonomie) des Neuen Jeruſalems, welches „Johannes von Gott aus dem Himmel herab kom„men ſah.“ „Die groſſe Frage, fährt er fort, iſt „nun: ob dieſe Neue Kirche je auf Erden ein von „den übrigen itzt beſtehenden Kirchen abgeſondertes „Korps ausmachen, ob das Neue Volk je wirk„lich und vollkommen von den andern Völkern der „Erde verſchieden ſein wird? Ich muß, ſetzt er „hinzu, nach der Kenntniß, die ich durch die Gna„de des Herrn aus 10jährigem Studium der Schrif„ten Seines getreuen Dieners geſchöpft habe, ich „muß hierauf mit Ja antworten.“ — Swedenborgs Schrift ſelbſt iſt, wie alle ſeine Werke, äußerſt langweilig und ermüdend, voll Wiederholungen, voll unpaſſender Schriftſtellen; und enthält nichts, als die gemeinſten Sätze der Moral, mit einigen

Geiſter-

*) Der Ordnung? oder des Ordens?

Geiſtercitationen aufgeſucht, z. B. daß er einige verſtorbene engliſche Geiſtliche gefragt: ob ſie in ihrem Leben wirklich der Meinung geweſen, daß der Glaube ohne Werke ſelig mache? — Auch der Ueberſetzer hat Offenbarungen gehabt, und zwar eine ſchon im 14ten Jahre ſeines Alters über die Frage von der Ewigkeit der Höllenſtrafen, welche er aber itzt bekannt zu machen keinen beſondern Auftrag habe. — Am Ende kommen „Gedanken des Ueberſetzers, vorgelegt allen Bewohnern der Erde;“ — und dann endlich noch ein „Poſtſkript an die Herren Martiniſten“ (die wahrſcheinlich doch auch die Erdbewohnen). Die letzten bezeigten zwar im Ganzen viel Achtung für Swedenborg, den ſie auch ihren lieben Freund, ja den Göttlichen, den Inſpirirten zu nennen pflegten; aber ſie hegten doch einige Zweifel, und machten einige Einwürfe gegen ſeine Sendung, gegen ſeine Verkündigung der zweiten Ankunft des Herrn, gegen ſeine Erklärung des Geheimniſſes der Erlöſung. Sie ſollten zuvor alle Schriften dieſes begeiſterten Lehrers (etwas viel verlangt!) mit Aufmerkſamkeit leſen. Sie ſollten bedenken, daß ſie durch dieſe Einwürfe ohne es zu wiſſen Werkzeuge des Drachen würden, und ihm hülfen nach dem Weibe und dem Knäblein, das ſie geboren, Ströme Waſſers zu ſchießen, worin beide erſaufen könnten, — da ſie doch eine ganz andre Sache zu führen die Abſicht hätten.

Ein anderes Heft des Journals enthält: „Swedenborgs Lehre des neuen Jeruſalems, in „Betracht des Herrn.“ Am Ende fordert der Ueberſetzer die „würdigen Brüder auf, die in die„ſer letzten verdorbenen Zeit öffentlich die Liebe zur „Wahrheit bekannt haben, und beſchwört ſie: „keine neue Sekte zu machen. Denn die neue „Kirche unſers Gottes wird von keiner beſondern „Sekte, von keiner Partei, ſondern vollkommen „allgemein ſein. Tretet alſo zu den glorreichen „Fahnen Jehovah Jeſus. Dies iſt der wahre, „der einzige unvergängliche Salomoniſche Tempel „u. ſ. w. — “

Ich komme itzt zu den Landsleuten des neuen Propheten. In Stokholm iſt eine ähnliche Geſellſchaft, die ſich die Exegetiſche und Philanthropiſche nennt. Sie haben ihre „Statuten“ in ſchwediſcher Sprache auf 1 Oktavbogen, und einen „Auszug ihrer Protokolle vom Novembermonat 1786“ auf 1 Quartblatte in franzöſiſcher Sprache drukken laſſen. — Die Zahl der Mitglieder iſt unbeſtimmt: „weil Freiheit und Tugend „ſich niemals auf eine gewiſſe Anzahl Perſonen „einſchränken“; im Nov. 1786 waren es ſchon an 50. Es ſind: ordentliche Mitglieder, die jährlich 4 Rthlr. zahlen, Ehrenmitglieder, und Beſuchende; ferner Subſkribenten, welche auf die, im lateiniſchen Original, oder in den ſchwediſchen Ueberſetzungen, herauszugebenden Werke Swedenborgs

vorausbezahlt haben. Von den gedrukten Werken iſt faſt ſchon alles überſetzt; ſeine Manuſkripte, die über 100 Bände betragen, ſollen gleichfalls gedrukt werden. Die Geſellſchaft wählt jährlich ihren Präſidenten, und vierteljährig einen Vicepräſidenten; hat auch einen Schatzmeiſter und Sekretar. Dieſe Beamte ſetzen die Privatzuſammenkünfte an; die allgemeine Verſammlung iſt jeden Mittwoch Nachmittags; das groſſe Feſt der Geſellſchaft iſt den 1ſten November. Bei einem Mitgliede ſieht man nicht auf Nation, Stand, Alter, oder Geſchlecht; nur muß „von ihm kein „Verbrechen bekannt ſein, und er eine allgemeine „Kenntniß von der wahren chriſtlichen Vernunft„lehre, und eine beipflichtende Geneigtheit (bifal„lande böjelſe) dazu“ haben. Bei der Einführung des Neuaufgenommenen kann der Sekretar oder ein Anderer eine kurze Rede halten. „§. 20. „Die Mitglieder ſind zur Beobachtung aller mög„lichen Verſchwiegenheit verpflichtet in allen „Deliberationen der Geſellſchaft, welche heimliche „Geſchäfte oder Perſonen angehen.“ Auch wird, wenn ein Mitglied es nicht will, deſſen Namen nicht im Protokoll genannt, ſondern ſtatt deſſen der Anfangsbuchſtab oder eine ſelbſtgewählte Deviſe geſetzt. Sollte in öffentlichen Schriften ſchimpflich von der Geſellſchaft geurtheilt werden, ſo iſt keinem Mitgliede erlaubt, darauf zu antworten; es ſei ihm denn von der Geſellſchaft aufgetragen,

in

in welchem Fall er derſelben ſeine Arbeit erſt vorzeigen muß. Kein Beſchluß iſt gültig, wenn nicht wenigſtens 7 Glieder, wovon einer Beamter ſein muß, da ſind. Die Gelder der Geſellſchaft ſind in der Reichsbank niedergelegt. Sie beſitzt auch eine Bücherſammlung von 300 Bänden, woraus ſie eine Leihbibliothek gemacht hat. Sie unterhält einen Briefwechſel mit allen ähnlichen Geſellſchaften, die in Europa, Amerika, oder wo es ſonſt ſein mag, exiſtiren. Die Geſellſchaft hat 2 Siegel: ein größeres, welches ein Feld mit einem knoſpenden Feigenbaum, und darüber die aufgehende Sonne vorſtellt, mit der Umſchrift Matth. XXIV, 32. 33. *), und der Unterſchrift des Stiftungsjahres der Geſellſchaft (1786); das kleinere ſtellt eine Wüſte vor, mit der darüber ſtralenden Morgenſonne, „um den Zuſtand der Kirche bei dem Auf„gange des neuen Lichtes abzubilden;“ die Umſchrift iſt: Röm. XIII, 12 — 14 **). So

*) „An dem Feigenbaum lernt ein Gleichniß. Wenn „ſein Zweig itzt ſaftig wird und Blätter gewinnt; „ſo wiſſet ihr, daß der Sommer nahe iſt. Alſo „auch wenn ihr dies alles ſehet, ſo wiſſet, daß es „nahe vor der Thür iſt.“

**) „Die Nacht iſt vergangen, der Tag aber herbeige„kommen; ſo laßt uns ablegen die Werke der Finſter„niß, und anlegen die Waffen des Lichts. Laßt „uns ehrbarlich wandeln als am Tage: nicht in „Freſſen und Saufen, nicht in Kammern und Un„zucht, nicht in Hader und Streit. Sondern ziehet „an den Herrn Jeſum Chriſt; und wartet des Leibes, „doch alſo daß er nicht geil werde.“

So vertieft iſt man nun einmal in Swedenborgiſchen Ideen, daß man durchaus ein Neues Licht, eine Neue Kirche, eine izt beginnende große Aenderung der Dinge, annehmen will. Eine Vorſtellung, die in der That ſich mit nichts beſtätiget, mit nichts ſich rechtfertigen läßt; die aber gewiſſen Köpfen ſo willkommen ſein muß, daß ſie zu deren Verbreitung ſich die größte Mühe geben, die ihnen auch nur zu wohl gelungen iſt. Die ſchwediſche Geſellſchaft hat (wie ſie ſelbſt in einem gedrukten Blatte ſagt, und wie ich auch zuverläßig weiß) Männer von ausgezeichneten Gaben des Geiſtes und Herzens, von großen Verdienſten, unter ſich. Ich habe bei einem Mitgliede ſein lateiniſches Aufnehmungsdiplom geſehen, das vom ſel. Miniſter Graf Cr—z, einem in Europa als aufgeklärt berühmten Mann, und von noch einem lebenden großen Staatsmanne unterſchrieben war. Daß man aber ſogar Prinzen als Mitglieder nennt, iſt vermuthlich nur eine Vorſpiegelung. Es iſt zwar bekannt, daß alle Stifter neuer Orden oder Geſellſchaften ſich immer zuerſt an Perſonen des höchſten Standes wenden, und daß ſie dieſe, um deſto leichter je vortreflicher ſie ſind, durch die gezeigte gute Seite von Beförderung der Tugend und Gottſeligkeit zu gewinnen wiſſen. Doch eben ſo bekannt iſt auch, daß man oft ohne Grund große Namen nennt, um einer neuen Sache aufzuhelfen.

Sehr

Sehr thätig ſind übrigens die Mitglieder dieſer Geſellſchaft. Ich weiß aus ſichern Nachrichten aus Paris, daß einige auf ihrer Reiſe begriffene ſchwediſche Gelehrte dieſe Geſellſchaft dort und anderswo ſehr zu empfehlen und zu verbreiten ſuchen. Schade, daß dieſe Thätigkeit auf die unverſtändlichen Grillen eines alten ſchwärmeriſchen Mannes gewandt wird! Man hängt auf die Art der Phantaſie, ohne Zügel der Vernunft, nach; man verliert ſich, bei dem beſten Willen und der edelſten Abſicht, in träumeriſchen Ideen; man hält endlich Gleichniſſe für das Weſen der Dinge, man haſcht nach Bildern, die man begierig weiter ausmalt und übertreibt, und dann in unbegreiflicher Selbſttäuſchung für etwas Wirkliches anſieht. Das ſchwerſte Buch der Bibel, und worüber die ungeheurſten Auslegungen geſchrieben ſind, redet bildlich von einem neuen Jeruſalem, mit Mauren von Jaſpis und Edelſteinen, mit Thoren von Perlen, und mit Gaſſen von lauterem Golde. Swedenborg redet von einer neuen Kirche, einer neuen Oekonomie Gottes, weil er vielleicht manche Fehler in manchen Syſtemen der Theologie entdekt hatte, und ſich nach einem andern Syſtem ſehnte; aber nun bildet er ſich unglüklicherweiſe ein, daß Gott die ganze Einrichtung der Kirche ſichtlich abändern wolle, daß dies in den izigen Zeiten (er ſtarb 1772) geſchehen, daß es durch ihn, Swedenborg, geſchehen ſolle, und daß er darüber Erſcheinungen gehabt

 habe.

habe. Unglüklicherweiſe nennt er in ſeiner apoka⸗lyptiſchen Sprache die von ihm erträumte Verän⸗derung der Kirche das neue Jeruſalem; und be⸗ruft ſich dabei auf die Offenbarung Johannis, wo⸗bei er ſogar das vorhergehende jüngſte Gericht als ſchon geſchehen erkläret. Was Wunder, daß nun viele ſeiner Anhänger alle dieſe Träume als bibliſch anſehen, und daß ſie, bei dem einmal er⸗regten Schwunge ihrer Phantaſie, ſelbſt ſich keine Hieroglyphe wollen nehmen laſſen, ſondern lieber beides, Bild und Bedeutung, zugleich annehmen! So iſt es. Selbſt ſehr gelehrte Mitglieder der Ge⸗ſellſchaft glauben nicht allein die itzige göttliche Er⸗richtung der Neuen Kirche; ſondern ſind auch überzeugt, daß ſich das Neue Jeruſalem, mit ſei⸗nen jaſpisnen Mauren und perlenen Thoren und goldenen Gaſſen, wirklich auf der Erde itzt finden müſſe; und — da alle andere Plätze der Erde ziem⸗lich bekannt und durch unheiligere Städte beſetzt ſind — ſo nehmen ſie das innere Afrika dazu an. Man ſpricht ſogar ſchon von geheimen Reiſen, die dorthin, zur Aufſuchung der großen heiligen Stadt, unternommen werden ſollen. Eine, an ſich betrach⸗tet, faſt unglaubliche Erzählung! mir aber, durch zuverläßige Nachrichten, wahr; und wohl Nieman⸗den, der den Gang des menſchlichen Geiſtes beobach⸗tet hat, gänzlich unwahrſcheinlich.

Die Stokholmer Geſellſchaft hat zwei wichtige Schriften drukken laſſen, wovon ich noch etwas

ſagen

ſagen muß. Die erſte iſt ein apokalyptiſches Magazin, unter dem Titel: Samlingar for Philanthroper, mit dem in einem geſtirnten Vierek eingefaßten Motto: Bonum et Verum; Stokholm bei A. J. Nordſtröm, 1787 in 8. Dieſe Philanthropiſche Sammlung enthält theils Proben der exegetiſchen Theologie in Swedenborgs Manier, theils allerlei gewechſelte Briefe. Hier iſt ein kurzer Auszug davon. — Der Aufſaz „von falſchen Propheten" fragt: „Was kann der Zwek ſein, warum ein Menſch „ſoviel Bücher ſchreibt und drukken läßt, als 1) Auf„klärung und Verbeſſerung ſeiner Zeitgenoſſen, „2) Anſehn in der Welt, 3) Gewinn?" Nun wird gezeigt, daß Swedenborg keinen Gewinn von ſeiner Schreibſeligkeit gehabt; denn die Auflage war nach ſeinem Tode unverkauft, und nur einige Exemplare von ihm ſelbſt verſchenkt. Auch keine Ehre, und dies wußte er ſelbſt; er ſelbſt ſagt: daß er durch die ſeit 1743 ausgegebnen Werke ſeine durch vorige Schriften erlangte Ehre einbüßen würde; und doch ſchrieb er ſeit dieſem Jahre ſo viel, daß der Druk über 100 Quartanten ausmachen würde. Folglich war nur Aufklärung und Verbeſſerung der Zeitgenoſſen ſein Zwek; folglich (denn nun gehen die Schlußfolgen etwas raſch) war er kein falſcher Prophet; folglich ſind die bewundernswürdigen, hohen und neuen Wahrheiten, die ihm als einem geringen Werkzeuge bekannt zu machen erlaubt wurden, höchſt wichtig für das ganze Menſchengeſchlecht.

ſchlecht. — „Vierzehn Theſes, denkenden Menſchen zum Nachſinnen vorgelegt.“ Unter andern: 1) die heilige Schrift (die nach Nr. 3 in jedem Worte heilig iſt) hat einen bisher unbekannten geiſtlichen Sinn, ſowohl im Ganzen, als in jedem einzelnen Theile; der 3) vom buchſtäblichen Sinne verſchieden iſt. Er wird keinem entdekt, der nicht in der ächten Wahrheit des Herrn iſt. 6) Durch den buchſtäblichen Sinn des Worts geſchieht die Vereinigung mit dem Herrn und die Aſſociation mit den Engeln. 12) Vor dem Worte, das nun auf Erden befindlich iſt, war ein anderes Wort, welches verloren iſt *). — „Korreſpondenzien.**)“ Unter dieſer Aufſchrift wird der geiſtliche Sinn verſchiedner Wörter der Bibel erklärt, und mit dem buchſtäblichen verglichen. Zur Probe: Feuer bedeutet Liebe. Waſſer entſpricht der Wahrheit. Erde drükt die Gemeinde aus. Herz iſt ſoviel als Wille; „denn des Herzens nächſter Freund „iſt die Lunge, des Willens nächſter Freund die

„Ver-

*) Eine ganz aus der Luft gegriffene und ſehr gefährliche Idee, welche ſchwachgläubige Menſchen jedem liſtigen Betrüger Preis giebt, der ſich des Beſitzes dieſes verlornen Wortes rühmt.

**) Schwediſch: Correſpondancer. Auch gebraucht Swedenborg dies Wort in ſeinem Unlatein, welches ihm wenigſtens nicht ſcheint inſpirirt worden zu ſein. Z. B. in dem Titel ſeines Werks: Clavis Hieroglyphica Arianorum naturalium et ſpiritualium per viam repraeſentationum et correſpondentiarum.

„Vernunft. Das Herz kann nichts ausrichten, „ohne den Beiſtand der Lunge durch Athmen; ſo „auch der Wille nichts Gutes verrichten ohne den „Verſtand, welcher die Wahrheit von Gott ſelbſt „empfängt.“ Eine „Fortſetzung“ lehret hernach, daß Stein der Wahrheit entſpricht (vorher wars das Waſſer); Fiſch dem natürlich geſinnten Menſchen. — u. ſ. w.

Die letzte Hälfte dieſer Philanthropiſchen Sammlung liefert Briefe, theils von dem Seher ſelbſt, theils von ſeinen Anhängern; welche allerlei merkwürdige Nachrichten enthalten. — Swedenborg ſchrieb d. 1. Febr. 1767 an D. Beyer in Gothenburg, als Antwort auf verſchiedne ihm vorgelegte Fragen: „Meine Meinung von „Böhmens und L* Schriften?“ (Eine Note im ſchwediſchen Original macht bei dem Buchſtab L* die Anmerkung: Vermuthlich Lavater.) „Die „habe ich gar nicht geleſen; denn es iſt mir, ehe mir „der Himmel geöfnet ward, verboten worden, „Dogmaticos und Syſtematicos in der Theologie zu „leſen.“ (Das ſind alſo Böhme und L.) „Wie „bald die neue Gemeine zu erwarten ſei? Ant„wort: der Herr bereitet itzt einen neuen Himmel „denen die auf ihn trauen. Off. Joh. XXI, 2. Ich ſehe „täglich 10 bis 20,000 Geiſter und Engel auf und „niederſteigen, und in Ordnung ſtellen. u. ſ. w.“ Noch meldet er dem Doktor, deſſen Verſuch über das Evangelium am 1. Advent er mit Vergnügen

 gele-

geleſen habe, die Bedeutung einiger dort vorkommen-den Wörte. „Krippe bedeutet die Unterweiſung „aus dem Wort; indem Pferde und Mauleſel „den Verſtand des Wortes bedeuten, und in der „Krippe iſt deren Nahrung. Daß kein Raum in „der Herberge war, bedeutet daß keine Unter-„weiſungsſtelle in Jeruſalem war;“ und derglei-chen Sächelchen mehr. — Von ſeinen Streitig-keiten in Schweden, ſeinem dortigen großen Anſehn bei Hofe und allen Ständen, und von einigen Gei-ſterbeſitzungen redet er öfter. — An den bekann-ten Schwärmer den Würtembergiſchen Superin-tendent Oettinger ſchrieb Swedenborg, in Ant-wort auf 2 Briefe, 1766: Gott habe ihm alles offenbart; und daher brauche er keine Wunder-zeichen ſeiner Sendung. Er habe mit Petrus ein ganzes Jahr geredet, dreimal mit Johannes, einmal mit Moſes, und wohl hundertmal mit Luthern.

Die Briefe und Nachrichten von Sweden-borgs Freunden zeigen, wie weit dieſe ſeltſamen Ideen ſchon verbreitet ſind. Ich übergehe die Ausgaben und Ueberſetzungen ſeiner Werke in meh-rern europäiſchen Ländern: z. B. Hr. Bibliothekar Mouet in Verſailles, der zugleich Chef de Büreau iſt, hat alle theologiſche Werke Swedenborgs ſchon ins Franzöſiſche überſetzt, aber noch iſt nichts ge-drukt. Nur über ganze Geſellſchaften will ich et-was anführen. „Nr. 8. Auszug eines Briefes des

„Gra-

„Grafen Grabianka, Staroſten in Polen, an „einen Schweden in Stokholm; Avignon d. 12. „Febr. 1787. Ich weiß, Sie werden mit Vergnü„gen erfahren, daß der Herr alles für ſeine Diener „und zu dem Neuen Reiche bereitet, wozu es Ihm „gefallen, durch Swedenborgs Schriften vor lan„ger Zeit den Grund zu legen. Als ich mit Ihnen „in London war, verhehlte ich nicht, daß ich das „Glük hätte Mitglied einer Geſellſchaft in Nor„den zu ſein, wo wir Offenbarungen hatten, „welche das Neue Jeruſalem betrafen. Es war „1779, als der barmherzige Gott unſre Geſellſchaft „gründete.“ (Hiebei citirt eine Note einen Brief des Abt Pernetty, ehemaligen Bibliothekar in Berlin, vom 28. Okt. 1781 an C. F. N., welcher Brief von dieſen Revolutionen umſtändlicher handele, und künftig gedrukt werden dürfe.) „In unſrer Geſellſchaft iſt keiner der Oberſte. Der „Herr, als der Gott aller Menſchen, wählt aus „allen Nationen Mitglieder zu dieſer Geſellſchaft. „Wir können keinen aufnehmen, ohne des Him„mels Befehl. Wir haben keine Ceremonien, „kein auswärtiges Zeichen; die Zahl der Mitglie„der iſt nicht beſtimmt. Wir beſtreben uns, den „heiligen Engeln zu folgen; und haben vom „Himmel die Verſicherung, daß die Bibel Got„tes Wort iſt, deren innern Sinn, ohne Gottes „Licht, keiner verſtehen kann. Durch Gebet, „Glaube, und Hofnung kömmt man zum Verſtänd-

„niß der Wahrheit.“— „Nr. 12. Nachricht. Der „Wundarzt Chaſtanier in London hat berichtet, „daß in Moskau eine Geſellſchaft iſt, die Swe„denborgs theologiſche Werke ins Ruſſiſche über„ſetzt. Sie hat Chaſtanier 100 Pf. Sterl. zum „Druk von Sw. Werken geſchenkt. Ihr Präſes „iſt der Oberjägermeiſter Baron Schröder. Man „weiß gewiß, daß verſchiedene hohe Perſonen am „Ruſſiſchen Hofe die aufklärenden Schriften der „Neuen Gemeine mit Hochachtung (vördnad) an„ſehen.“— Chaſtanier ſelbſt ſagt in ſeinem oben angezeigten Journal Novi-Jérusalémite (Proſpectus; §. 3, p. IV. f.): „Mit Entzükken erklären wir hier „vor dem Angeſichte der ganzen Welt *), daß eine „verehrungswehrte Geſellſchaft von wahren An„betern des Herrn Jeſu Chriſti, aus dem tiefſten „Norden, wo ſie wohnet **), die erſte war, uns „100 Guineen zuzuſenden. Dieſelbe Geſellſchaft „hat uns auch einen Ballen vortreflicher franzöſi„ſcher und deutſcher Bücher zugeſandt, welche ſie „pflegt zirkuliren zu laſſen, damit die Wahrheit „überall ihre heilſamen und wohlthätigen Stralen „verbreite.“ Das von ihm gegebne Verzeichniß dieſer Bücher, „welche die Nordiſche Geſellſchaft „den wahren Liebhabern der Wahrheit ſehr em„pfiehlt,

*) Ein Franzoſe redet immer zur ganzen Welt.

**) Iſt dies die Geſellſchaft in Moskau? oder noch eine andere?

„pfiehlt“, iſt folgendes. Drei franzöſiſche: l'Amour „Glorifié, welches mit goldnen Buchſtaben verdien„te gedrukt zu werden; l'Harmonie du Monde; „la Nature & la Grace.“ Nun folgen deutſche Bücher, mit voranſtehender Erklärung: „Da ich ſie „noch nicht geleſen habe, ſo kann ich weder Gutes „noch Böſes davon ſagen; indeß habe ich Urſa„che, ſie für vortreflich zu halten.“ Es ſind folgende zum Theil unverſtändliche und ganz lächerlich verkürzte Titel, die ich doch ganz herſetzen will, um den Liebhabern unſrer Litteratur zu zeigen, welche deutſche Bücher aus einem entfernten undeutſchen Reiche in ein anderes groſſes Land auſſer Deutſchland zirkuliren. Ueber die Vortreflichkeit der Schriften werden wahrſcheinlich die Meinungen der Leſer getheilt ſein. „1) Hermetis Trisme„gisti Erkenntniß der Natur. 2) Das Gemälde „des Kebes. 3) Die Sechs Tagewerke dieſer Welt. „4) Thomae Wilcocks köſtlicher Honigtropfen. „5) Deutliche und ſchriftmäßige Anweiſung. 6) Ein„fältiges Herzensbekenntniß. 7) Luſtgärtlein. „8) Hirtenbrief an die wahren und ächten „Freimaurer alten Syſtems.“ (Sonderbar, daß dies bedenkliche Buch allein mit ausführlichem Titel genannt iſt!) „9) Chriſtliches Manual. „10) Das groſſe Geheimniß. 11) Alberti Magni.

Sollte, mögte man fragen, keine der ſo thätigen Swedenborgiſchen Geſellſchaften die itzt weit verbreitete Grille, die ſich zu Offenbarungen und Geiſter,

Geiſterwirkungen ſehr wohl zu paſſen ſcheint: den thieriſchen Magnetismus, auffaſſen? — Die Stokholmer Geſellſchaft hat es gethan; und dies iſt die zweite Schrift, deren ich S. 20 unten erwähnte. Sie heißt: Lettre ſur la ſeule explication ſatisfaiſante des phénomènes du Magnétisme animal & du Somnambulisme, déduite des vrais principes fondés dans la connoiſſance du Créateur de l' Homme, & de la Nature, & confirmée par l'expérience; Stokholm, 1787, auf $2\frac{1}{2}$ Oktavbogen eng gedrukt. Die Geſellſchaft verſendet dieſe Schrift haufenweiſe in Europa an Akademien und einzelne Gelehrte; auch nach Berlin ſind verſchiedene Exemplare gekommen. Sie bittet um Nachdruk, um Verbreitung, um Ueberſetzung, ja ſie hoft ſchon eine zweite Auflage. Aber, welch eine Schrift! Zwar ſollen die zwei zum Motto gewählten Stellen der Propheten ſie wohl ſchützen; aber ſolche Thorheit kann nicht durch die Religion geheiliget werden. Wenn es beim Jeremias (XXXIII. 3. 6.) heißt: „Rufe mir, ſo will ich „dir antworten, und will dir anzeigen große und „gewaltige Dinge, die du nicht weißt. Siehe ich „will ſie heilen und geſund machen!“ und beim Joel. (III, 1. 2. 5.): „Und nach dieſem will ich „meinen Geiſt ausgießen über alles Fleiſch, und „eure Söhne und Töchter ſollen weiſſagen; eure „älteſten Söhne ſollen Träume haben, und eure „Jünglinge Geſichte ſehen. Auch will ich zu der-

„ſelbi-

„ſelbigen Zeit beide über Knechte und Mägde mei„nen Geiſt ausgießen. Und ſoll geſchehen, wer „den Namen des Herrn anrufen wird, der ſoll er„rettet werden;“ — ſo iſt dies wohl von den Zeiten Jeruſalems und nicht vom J. 1787, von der Errettung aus Feindeshand und nicht von Heilung der Nervenkrankheiten, und endlich vom wahren Geiſt Gottes, aber nicht von Swedenbergiſchen Grillen und einer vorgeblichen Divination durch Manipuliren zu verſtehen. Es heißt ein wahres Geſpött mit der Bibel treiben, ſo ſie anzuwenden. — Der Brief ſelbſt iſt übrigens gerichtet: A la Société des Amis réunis de Strasbourg, vom 18ten Jul. 1787, und unterzeichnet: la Société Exégétique & Philanthropique. Hier iſt das Merkwürdigſte daraus.

„Selbſt die Pſychologie ſacrée, die zu Lion gedrukt iſt, genügt nicht zur Erklärung des Somnambuliſm; ſondern man muß geradezu annehmen, daß wirkſame Geiſter (agens ſpirituels) dazwiſchen kommen, die ſich während der Kriſe des Kranken ſeiner Fähigkeiten bemächtigen, und durch ſeine Organe kraft ihrer höhern Kenntniſſe die wunderbaren Anzeigen thun. Die Seele, oder le premier moi, wie die Pſychologie ſacrée es nennet, kann das nicht. Wir haben wiederholte Verſuche gemacht, die uns unwiderleglich von dem angegebenen Grundſatze überzeugen. — Das Mittel iſt alt, itzt aber durch die Providenz der Menſchheit

heit wiedergeſchenkt. Man kann ſich bald überzeugen, daß der aus dem Kranken Redende nicht der Kranke ſelbſt iſt; ja man kann auch erfahren, wer er iſt, viel erſtaunliche Dinge von ihm lernen über das künftige Leben, über die Wahrheiten der Religion, über das Innere des Menſchen, wenn man mit ihm wie mit einem Dritten ſpricht, und lauter bedächtliche Fragen thut. Aus Vorwitz oder gar aus Spötterei muß man nicht fragen. Sie, m. H. werden, als wahre chriſtliche Philoſophen, die Wichtigkeit hiervon erkennen. Wenn, wie Swedenborg lehrt, und wie wir durchaus nicht zweifeln, der Menſch dazu geſchaffen iſt, mit ſeinen äußern Sinnen die Menſchen und mit ſeinen innern Sinnen die Engel zu ſehen, ſo kann der Somnambulism ein ſchwaches Bild des urſprünglichen Zuſtandes der unmittelbaren Gemeinſchaft mit der andern Welt ſein; wozu der Menſch im neuen Reiche des Herrn und in der vom Himmel herabgekommenen heiligen Stadt wieder gelangen kann. Es giebt 2 Arten zu magnetiſiren: eine wunderthätige, und eine übernatürliche; das letzte iſt mehr als das erſte. Bei dem bloß wunderthätigen Magnetism können Rezidive ſtatt haben; bei dem übernatürlichen niemals. Alle Krankheiten, ſelbſt die zufälligſten, kommen von dem Einfluß der Hölle, unter welchem der Menſch durch ſeine unregelmäßigen Leidenſchaften ſteht. Der Magnetism vertreibt den Einfluß der Geiſter der Krankheit. Er iſt ein zuverläſſi-

läſſiges Analogon von der wunderbaren Handauflegung der Apoſtel, welche aber auch itzigen Chriſten kann verliehen werden, wenn die Providenz es ihren Abſichten gemäß findet. Warum ſollte der Herr itzt nicht, bei Errichtung ſeiner Neuen Kirche, die Gabe der Wunder wieder herſtellen können? Seit der merkwürdigen Epoche 1757 *) ſind von Jahr zu Jahr die Fortſchritte der Revolution in der Denk- und Handlungsart der Menſchen ſichtbar. Freilich ſcheinen ſeitdem auch die Pforten der Hölle bewegt, um allen Widerſtand aufzubieten; aber die Zeit nahet heran, wo, wie unſre Schlafredner ſagen, die Gabe der Wunder jedem wird ertheilt werden, der keinen eigenen Willen hat, ſondern ſich ganz dem heiligen Willen des Herrn hingiebt. — So lange die Konvulſionen dauren, herrſcht der Geiſt der Krankheit, der kein guter Geiſt iſt, und nie redet, es müßte denn in wahren Beſitzungen ſein, wovon wir ſchrekliche Beiſpiele geſehen, und darüber Protokolle mit Zeugenunter-

ſchrift

*) Ich kann ſchlechterdings nicht errathen, welche wichtige Revolution in dieſem Jahre ſoll vorgegangen ſein. — So eben ſagt mir ein Freund, welcher darum mehrere Kompendia der Staatengeſchichte durchblättert hat: er finde bei keinem Lande etwas vom Jahre 1757 angemerkt, außer bei Portugal, daß damals die Jeſuiten ihre Beichtſtellen und den Zutritt bei Hofe verloren, und daher ſich in eine Verſchwörung gegen den König einließen, der auch wirklich auf öffentlicher Landſtraße verwundet ward und kaum mit dem Leben entkam.

ſchrift geführet haben. Wird der Magnetiſirte ein Schlafredner, ſo ſpricht einer ſeiner Schutzgeiſter aus ihm, und dann folgen ſich immer einſichtsvollere Geiſter und von höherer Ordnung, die man über wichtige Dinge befragen kann. Davon kann man ſich überzeugen, wenn man den Redenden nach ſeinem Namen, den er bei Lebzeiten hatte, fragt. — Welch wichtiges Feld zu erhabnen Kenntniſſen öfnet nicht allein Magnetiſören die Neue Göttliche Offenbarung, welche der Herr aus unausſprechlicher Gnade in unſern Tagen zur heil. Bibel hinzugefügt hat *)! Aber man muß freilich das Wahre darin zu ſuchen wiſſen. Dieſe Neue Offenbarung bringt die Chriſten zu dem Geſetze

*) Die Idee, daß die Chriſten die Bibel nicht vollſtändig haben, und daß das Fehlende durch eine beſondre geheime Wiſſenſchaft zu erlangen ſei, — (auch oben, S. 22, hieß es: vor dem itzigen Worte ſei ein anderes itzt verlornes Wort geweſen) kann auf das gefährlichſte gemißbraucht werden. Man erinnere ſich, daß einer der verſchmitzteſten Betrüger unſrer Zeit etwas ähnliches ſagte. (S. Fr. v. d. Recke Nachricht von Caglioſtro, S. 124. f.) „Drei Kapitel fehlen aus der Bibel, und ſind nur „in den Händen der Magiker, Der, welcher nur „eins dieſer Kapitel beſitzt, dem ſtehn ſchon übernatürliche Kräfte zu Gebote." Wenn ſo die Auserwählten mehr von Gottes Wort als wir übrigen wiſſen und beſitzen, und noch dazu etwas, das übernatürliche Kräfte und Wundergaben ertheilt, ſo können ſie uns freilich im Namen Gottes alles befehlen. Dieſes fürchterlichen Mißbrauches wegen iſt jene ohnehin ganz widerſinnige Vorſtellung um deſto verwerfungswehrter.

ſetze des Gehorſams zurük! Johann. XV." — Dann folgen Noten zu dem Briefe. Und endlich Excerpte aus Swedenborgs lateiniſchen Werken. Eine Stelle zur Probe. „Die Krankheiten entſte-„hen aus den verſchiednen Leidenſchaften, als Hof-„farth, Wolluſt, Zank. Um mich hiervon gewiß „zu überzeugen, ließ ich Geiſter aus mehrern Höl-„len zu mir kommen, wodurch mir die Sphäre der „hölliſchen Ausdünſtungen mitgetheilt ward. So „wie ich dieſe auf die feſten Theile des Leibes wir-„ken ließ, ward ich von der entſprechenden Mat-„tigkeit, Schmerz, und endlich Krankheit ergrif-„fen; welches ſogleich aufhörte, als die Geiſter „vertrieben wurden. Um keinem Zweifel Platz „zu laſſen, hab ich dies tauſendmal gethan. Ließ „ich den Geiſtern der Heuchelei Einfluß, ſo wirk-„ten ſie Zahnweh; ſobald ich ſie vertrieb, wich „der Schmerz." — „Einſt ſtand ein Geiſt über „meinen Kopf, und ſprach mit mir. Aus dem „Ton der Stimme merkte ich, daß er ſchlief; aber „er ſprach viel und ſo klug, daß ein Wachender „nicht hätte klüger ſprechen können. Aber ich „merkte, daß Engel durch ihn redeten. —"

Wohin, gütiger Gott, können doch die von dir mit Vernunft begabten und zum Gebrauch der Vernunft erſchaffenen Menſchen gerathen, wenn ſie thörichten Grillen in verwilderter Phantaſie nachhängen! — Und ſolchen Unſinn ſollen wir, wie berühmte Schriftſteller wollen, darum nicht verwer-

ſen, weil der alte Mann, der den Unſinn träumte, ungeachtet ſeiner geſchäftigen Eitelkeit, doch kein laſterhafter Menſch war! — — Indeß, er mag geträumt haben was er will; woher kömmt denn in dieſen franzöſiſchen Brief, der doch mit Abſicht, mit Vernunft ſcheint geſchrieben zu ſein, dieſer anſcheinende und ſo ganz auffallende Unſinn? Der Verfaſſer des Briefes ſcheint doch kein bloßer Nachbeter veralteter Syſteme, ſondern geht in etwas ſeinen eigenen Gang. Sollte wirklich in dieſem Briefe im Ganzen Sinn ſein? Er unterſcheidet ſelbſt immer unter dem **buchſtäblichen** und **geiſtigen** Sinn; ſollte man auch ſo bei ihm unterſcheiden müſſen? Ich will anzeigen, was mir aufgefallen iſt. Der Verfaſſer affektirt ordentlich, ſtatt Gott, lieber **Providenz**, der **Herr**, der **Ewige**, oder **Gottmenſch** zu ſagen. Iſt unter den letzten Worten etwa ein anderer Begrif zu ſuchen, als den man bei dem erſten denkt? *) Er hat Geiſter geſprochen, nachdem er ſie vorſichtig und bedächtlich befragte. Einen **abgeſchiedenen Geiſt** nennt man den, der den Körper verlaſſen hat; aber corps heißt nicht bloß der menſchliche Leib; und ſo wäre eine Geiſtererſcheinung denkbar, ohne daß dieſe aus ihren Leibern, ſondern nur aus einem zernichteten

Korps

*) S. 31. ſteht eine Stelle aus der Bibel angeführt: zum Gehorſam Jeſu Chriſti. Dabei ſezt er in Parentheſis, als wäre es zu größerer Deutlichkeit: zum Gehorſam gegen die göttliche Weisheit des Gottmenſchen.

Korps ausgegangen wären. Bedächtig und ohne Vorwitz und Spott muß man freilich fragen; und vielleicht iſt dieſer Briefſteller ſelbſt, ſo wie die Verfaſſer ähnlicher Schriften, nicht abgeneigt, dem der ſeine Winke verſteht, und Luſt zur Sache hat, und ſich ihm zutrauensvoll nähert, weitere Nachweiſung zu geben. Vielleicht kommen dann auch mehr redende Geiſter, einer immer von höhern Kenntniſſen als der andere. Vielleicht bekömmt man dann einen Begrif von der übernatürlichen Magnetiſation, die er ſo reizend beſchreibt: „wo Kranker „und Arzt eine Sphäre des Zutrauens bilden, und „welche den wahren Eifer des Gehorſams für die „heiligen Befehle des Ewigen giebt.“ Ueber die vorher von mir überſetzten Stellen, worin manches Sonderbare iſt, mag jeder nach eigenem Gutdünken urtheilen; und ſo auch über die folgende Stelle, (S. 27, f.) die mir merkwürdig ſcheint.

Das Reich des Herrn, (nemlich das neue, itzt gegründete Reich) überhaupt iſt das Reich der Abſichten, die er ſich überall vorſetzt, das heißt das Reich des Nutzens. Darum iſt die Welt ſo geſchaffen, daß der Nutzen, den der Schöpfer vom Himmel vermittelſt der Geiſterwelt auf unſre Natürliche Welt herabſendet, erſt in dem Himmel der Engel, dann in der Welt der Geiſter, und endlich in der Natürlichen Welt, in ſolche Gegenſtände ſich einhüllet und einkleidet, wodurch er ſich in allen dieſen verſchiedenen Graden thätig zeigen, und nach und nach Wirkungen hervorbringen kann, die endlich ſeine Exiſtenz hier befeſtigen, hier

wo das lezte Ziel der Schöpfung iſt. (Ciel ou Monde des Anges, Monde des Esprits, Monde Naturel.) Daraus erhellet, daß der Nutzen (anderwärts heißt es: der Nutzen der Societät), welcher das Ziel und der Endzwek der Schöpfung iſt, eine nothwendige und unauflösliche Kette von Korreſpondenz, Influenz und ſtufenweiſer Harmonie zwiſchen dem Himmel der Engel, der Welt der Geiſter und der Natürlichen Welt macht, indem er nach und nach aus einer der drei Welten in die andere kommt. Damit der Menſch mit den beiden andern Welten in Aſſociation komme, dazu iſt die Bibel in Korreſpondenzen (ſ. oben S. 22.) geſchrieben. So wie der Menſch die Kenntniß der Korreſpondenzen erhält, ſo verſteht er nicht bloß den buchſtäblichen und natürlichen Sinn des Wortes Gottes, welcher gleichſam der Leib oder die äußere Hülle iſt, ſondern auch den innern geiſtiſchen Sinn, welcher die Seele ausmacht. Dies iſt das wahre lebendige Wort, welches ewig bleibt, und durch deſſen gehorſame Befolgung der Menſch wiedergeboren wird, 1 Petr. 1, 23. Die hohe und deutliche Entwikkelung dieſes geiſtigen Sinnes hat der Herr in den itzigen Tagen zur Erde herabgeſandt durch die Offenbarung der Lehre für ſeine Neue Kirche *). — Man muß, nach 2 Timoth. 1, 7, nicht haben den Geiſt der Furcht, ſondern der Kraft; Sachez vouloir, ſagt Mesmer; Croyez, et voulez, ſagt

Puyſe=

*) Dieſe Offenbarung iſt von Swedenborg. Alſo nicht durch die Entwikkelung des geiſtigen Sinnes kam Swedenborg zu ſeiner Offenbarung; ſondern der Swedenborgianismus dient zu dieſer Entwikkelung, iſt nur Mittel zu einem — Gott weiß, zu welchem Zwek.

Puyſegur; zugleich aber auch den Geiſt der Klugheit (der Zucht, hat Luther überſetzt). — u. ſ. w.

Vielleicht iſt alles, was man hierüber deuten könnte, unrecht; aber ſelbſt ſolche unrichtige Deutungen ſind lehrreich, um zu zeigen, wie ſehr die von dem Verfaſſer ſelbſt angegebene Idee eines buchſtäblichen und eines ganz davon verſchiedenen geiſtigen Sinnes irre führen kann. Nur um dies deutlich zu machen, habe ich das bisherige angeführt. Für mich bin ich übrigens überzeugt, daß der Briefſteller mit allem dieſen — gar Nichts hat ſagen wollen.

Indeß haben die ſchwärmeriſchen Ideen, welche durch dieſen Brief und ſonſt in Stokholm von gewiſſen Leuten erwekt werden, eben daſelbſt auch ganz vortrefliche Beſtreiter gefunden. Herr Kellgren, Königlicher Sekretär und Mitglied der Akademie, einer der vorzüglichſten ſatiriſchen Dichter, hat in den Stokholms Poſten (der politiſchen und gelehrten Zeitung) ein trefliches Gedicht über dieſen der juvenaliſchen Geißel ſo würdigen Gegenſtand drukken laſſen. Und der Kanzleirath und Ritter von Roſenſtein, Lehrer des Kronprinzen, hat eine nützliche und ſehr beherzigungswerthe Schrift gegen die magnetiſche Schwärmerei herausgegeben. Wahrſcheinlich ſind dies die Signale zu einem allgemeinen Federkrieg, wodurch wenigſtens das Gute wird bewirkt werden, daß mehrere wichtige Dinge zur Sprache kommen, und mehrere gemeinnützige

Ideen unterſucht, geprüft, und in Umlauf gebracht werden.

3.

Nachricht vom Ruſſiſchen Seekriege wider die Türken. In den J. 1769 — 1773.

(Fortſetzung. S. Dezemb. 1787, S. 497.)

So ſah es izt (im Frühling 1770) auf Morea aus. Koron, Miſtra, und Modon wurden von den Ruſſen belagert; Navarino war erobert worden, und ward zum haltbaren Ort beſſer eingerichtet. Als man mit dieſem leztern beſchäftiget war, kam auch Graf Alexei Orlow daſelbſt aus Italien an. Er hatte zu Livorno eine engliſche Fregatte gekauft, war damit nach Malta geſegelt, wo bei ſeiner Ankunft bereits die Nachricht von der Einnahme von Navarino, mit dem kleinen Zuſaz von der Eroberung der ganzen Halbinſel Morea, eingelaufen war. Als der Graf ſich dem Hafen von Navarino näherte, ließ er die Admiralsflagge aufziehen, Admiral Spiridow, dem dieſes gemeldet ward, befahl die Viceadmiralsflagge von ſeinem Schiffe herunter zu nehmen, und ebenfalls die Admiralsflagge dagegen auf zu ſetzen. Nunmehr zog der Graf die Kaiſerflagge, dies Zeichen eines unumſchränkten Kommandos, auf; welches vom Admiral nicht wiederholt ward, indem ſeine erhal-

tene

tene Inſtruktion ihm keine völlig freie Macht und Gewalt beilegte. — Graf Allexei war ſehr unzufrieden, daß ſein Bruder, der genommenen Abrede zuwider *), mit der Landung auf Morea ſo ſehr geeilet hatte; und reiſete nach ein paar Tagen ſelbſt nach Koron, ſowohl um ſeinen Herrn Bruder zu ſprechen, als den Fortgang der Belagerung in Augenſchein zu nehmen.

Die neue Batterie vor Koron war noch nicht völlig zu Stande gebracht; und um die Munition zu ſparen, feuerte die alte Batterie nur wenig. Eine Bombardiergaliote warf zwar von Zeit zu Zeit eine Bombe nach der Feſtung; allein einmal ſind dieſe Würfe, wie bekannt, ungewiß, und das waren ſie hier noch mehr, weil die Galiote nicht nahe genug lag; und dann erfordert die Aufſtellung des Mörſers auf ſeinen Sattel nach jedesmaligem Abfeuern auch Zeit, ſo daß in einer Viertelſtunde faſt nicht mehr als ein Wurf aus einem Mörſer geſchehen kann. Alles dies war Urſache, daß der Kommandeur von Koron von keiner Kapitulation, die ihm oft ſchon angeboten war, hören, wohl aber einen Waffenſtillſtand auf ſo lange als man wünſchte, eingehen wollte. Im Mai ward endlich die neue Batterie fertig; allein man ſah bald, daß ſie zu hoch war, und daß ihr erwarteter großer Effekt gegen die Mauren der Feſtung gänz-

 lich

*) S. Dezember 1787, S. 513, oben.

lich ausblieb, weil die Kanonen gerade ſenkrecht herab gerichtet werden mußten. Man ging alſo wieder mit allen Kanonen zur erſten Batterie, die vergrößert ward; und von hier machte man auch eine ziemliche Oefnung in die Mauer. Weil aber die Mainotten es zu gefährlich hielten, durch dieſelbe einzudringen, und das Leben der Ruſſiſchen Soldaten, bei ihrer ſo ſehr geringen Anzahl, zu koſtbar war; ſo zog man aus dieſem Umſtande durchaus gar keinen Vortheil.

Den Belagerten zu Miſtrà hatte man den Zufluß des Waſſers abgeſchnitten. Der Kommendant ſchloß daher mit dem Lieutenant Pſaro eine Kapitulation, vermöge welcher ihm mit ſeiner ſchwachen Beſatzung der Abzug nach dem auf dem Gipfel des Berges belegenen Kaſtel zugeſtanden ward; und die Mainotten nahmen hierauf die Stadt, mit allem was darin war, völlig in Beſitz. Nun aber hielten ſie für nöthig, ihre in Miſtrà gemachte Beute in Sicherheit zu ſchaffen, zogen daher damit in ihre Gebirge, und überließen dem Lieutenant Pſaro, mit den wenigen Ruſſen, die er bei ſich hatte, faſt ganz allein die Blokade des Kaſtels. Der Lieutenant, der unter ſolchen Umſtänden eine zweite Belagerung von Troja vorausſah *), ſchloß mit

*) Es iſt in der That bemerkenswehrt, wie ſich die Umſtände ändern. Ruſſen erobern Sparta (das itzige Miſtrà), und führen eine langwierige Belagerung gegen die Feſtung des Berges!

mit dem Kommendanten einen Waffenſtillſtand, worin feſtgeſetzt ward: daß, wenn derſelbe innerhalb 3 Wochen keinen Sukkurs von den Türken erhielte, er ausziehen, und dem Lieutenant, der ihm für ſich und alles ſeinige Sicherheit verſprach, das Kaſtel überliefern wollte; im Fall aber ein Sukkurs erſchiene, verſprach der Kommendant dem Lieutenant mit ſeiner kleinen Begleitung von Ruſſen, ein ſicheres Geleite zur Flotte.

Bei der Obſervationsarmee an der Erdenge von Korinth (ſ. Dezemb. S. 918), beſtanden alle Veränderungen bloß darin, daß, weil in der Nähe derſelben bereits alles ausgeplündert war, die Mainotten ſich nunmehr genöthigt ſahen, weite Märſche, ſowohl dieſſeits als jenſeits der Landenge, nach Beute zu thun.

Nach Modon wurden 12 ganz neue Batterieſtükke und einige Mörſer abgeführt; auch alle Soldaten, die man zu Navarino entbehren konnte, dahin geſandt, und überhaupt alles veranſtaltet um den Ort mit Nachdruk anzugreifen. Man errichtete 2 Batterien zu Kanonen und eine zu Mörſern. Allein der Kommendant blieb entſchloſſen, und beantwortete jeden Schuß genau; auch ließ der ſichtbare wenige Schaden, den die Feſtungsmauren zur Zeit gelitten hatten, nicht vermuthen, daß man mit der Einnahme dieſes Platzes ſobald fertig werden würde.

Während dieſer Zeit kam die zweite Ruſſiſche Flotte hier an. Admiral Elphingſton war im März mit ſeinem Geſchwader von Portsmouth abgeſegelt, mußte aber wegen widriger Winde zu Plymouth einlaufen, und konnte nicht vor der Mitte Aprils wieder abgehen. Nun hatte er aber auch eine ſehr glückliche und ſchnelle Reiſe, und kehrte ſo wenig zu Mahon als auf Malta ein; ſondern richtete, ſobald er die Meerenge von Gibraltar paſſiret war, den Lauf längſt der Barbariſchen Küſte hin, in Hofnung daß einige Raubſchiffe ihm in die Hände fallen ſollten: die ſich aber nicht ſehen ließen. Bei Kap Bon Andrea verließ der Admiral die Barbariſche Küſte, und lief von hier gerade herunter auf Kap Malna, wo er den 20ten Mai ankam. Den folgenden Tag ſetzte er die an Bord befindlichen Landungstruppen ſofort ans Land; und ging darauf den 22ten gleich nach dem Golf von Napoli di Romania unter Segel, wo, wie er von einem kleinen griechiſchen Fahrzeuge unterweges bei Kap Matapan erfahren hatte *), die

Türki-

*) Dies Fahrzeug hatte bereits einige Tage der Türkiſchen Flotte folgen müſſen, in der Nacht aber Gelegenheit gefunden, ſich von derſelben zu entfernen. Die Türkiſche Flotte pflegt nemlich, wenn ſie die jährliche Karavane zur Eintreibung der Steuren von den griechiſchen Inſeln macht, alle Schiffe die ihr zu Geſichte kommen, ſie mögen ſein von welcher Nation ſie wollen, zu zwingen ihr zu folgen. Dies thut ſie, theils um durch die große Menge Segel den europäiſchen Nationen einen ho-

hen

Türkiſche Flotte Tages zuvor eingelaufen ſein ſollte. Von dieſer erhaltenen Nachricht und von der Anſtandſetzung der Debarkirungstruppen, ließ Admiral Elphingſton den Grafen Alexei Orlow, durch einen Boten den er über Land nach Navarino abfertigte, unterrichten; und ihn zugleich erſuchen: alle Schiffe, die entbehrt werden könnten ihm zuzuſchikken, um die türkiſche Flotte in dem Cul de Sac, worin ſie ſich befände, entweder verbrennen oder auf andre Weiſe zu Grunde richten zu können. Der Graf detaſchirte ſofort den Vizeadmiral Spiridow mit 5 Linienſchiffen nach dem genannten Golf, und befahl ihm die zu Kap Maina ans Land geſetzten 400 Mann Soldaten wieder an Bord zu nehmen.

Indeß war es bei der Obſervationsarmee nicht völlig ſo ruhig geweſen, als zuvor. Die jenſeit der Landenge von Korinth wohnenden Türken waren über die unverſchämten Plünderungen der Mainotten ungehalten geworden, hatten ſich in kleinen Trupps von 20 bis 30 Mann zuſammengethan, ſo die Mainotten auf ihren Zügen angefallen, und ſie oft, nicht ohne Beute, mit blutigen Köpfen zurükgewieſen. Ueber dieſe ganz ungewohnte Dreiſtigkeit der Türken führten die Mainotten bei dem Grafen

den Begriff von ihrer Seemacht beizubringen, theils um dadurch in den Augen der armen Inſelbewohner deſto furchtbarer zu ſcheinen.

ſten Orlow bittere Klagen; und da dieſem zugleich glaubhaft verſichert ward, daß in Theſſalien nicht weit von Jania (die Griechen ſagen Ajanna) ein Korps Türken ſich verſammle; ſo wurden noch einige Kanonen zur Armee abgeführet, wohin Fürſt Dolgoruki ebenfalls ging, theils, um die Wahrheit des Gerüchtes von Annäherung der Türken zu erforſchen, theils die Placirung der Kanonen und die andern in der Diſpoſition der Truppen etwa nöthigen Aenderungen ſelbſt anzuordnen. Sobald alles dieſes geſchehen war, kehrte der Fürſt zur Belagerung von Modon zurük. — Am 18ten Mai griffen nun die Türken die jenſeit der Landenge ausgeſtellten Vorpoſten der Obſervationsarmee ſelbſt an; und da die mehreſten derſelben aus Mainotten beſtanden, die, ohne einen Schuß zu thun, gleich davon gingen, ſo mußten die wenigen andern, welches Albanier und Sklavonier waren, um nicht abgeſchnitten zu werden, nach kurzer Gegenwehr ſich gleichfalls zurükziehen. Die Türken verfolgten dieſen erhaltenen Vortheil den folgenden Tag (d. 19. Mai), griffen die in der Landenge von Korinth poſtirte Armee ſelbſt an; und da die Mainotten, ſobald ſie nur die Türken ins Geſicht bekamen, gleich wieder das Manöver vom vorigen Tage machten: ſo war der Sieg hier augenbliklich eben ſo wenig zweifelhaft, als er es am geſtrigen Tage geweſen war. Die Ruſſiſchen Artilleriſten, nebſt den wenigen Soldaten, die ſie zur Bedekkung der Kanonen

nen bei ſich hatten, wurden ſämtlich ein Opfer ihrer Standhaftigkeit. Sie wollten, da die ganze hier befindliche Artillerie in Feindes Hand lief, ihre Kanonen nicht verlaſſen, und wurden bei denſelben niedergeſäbelt, ſo daß keiner entkam. Auch die Albanier und Sklavonier, die einige Zeit noch bei den Ruſſen ausgehalten hatten, litten viel Verluſt.

Die Eilfertigkeit, mit der die Mainotten flohen, hatte den Nutzen, daß man ſchon des folgenden Tages zu Navarino und Modon Nachricht von dem unglüklichen Ausgang der Affäre bei Korinth erhielt; und da ſolche mit der Nachricht von der Ankunft der türkiſchen Flotte zu Napoli di Romania ungefähr zugleich einlief: ſo war die Unruhe darüber gewiſſermaaßen doppelt. Die Belagerung von Koron ward augenbliklich aufgehoben: die Ruſſen zogen vor dieſem Platz ab, nachdem ſie durch Vernageln und ſonſt ihre Artillerie unbrauchbar gemacht hatten. Bei Modon machte man auch alle Vorkehrungen zu Aufhebung der Belagerung; allein, weil man ſo viele Artillerie nicht ohne die gröſte Noth verlaſſen wollte, es auch noch an Pferden, um ſie abzuführen, gebrach, und man den Feind wenigſtens noch 2 bis 3 Märſche entfernt glaubte, ging es damit etwas langſam. Zu Navarino hingegen beſchäftigte man ſich aus allen Kräften, die Munition, Artillerie, Bäkkerei, und alle ſonſtige Feldbedürfniſſe, die man an Land geſchaft hatte, wieder an Bord der Schiffe zurük zu brin-

gen,

gen. Ueberhaupt gaben alle Anſtalten den Griechen deutlich genug zu erkennen, daß ihre Befreier ſie und ganz Morea, ſo bald als möglich, zu verlaſſen Willens wären.

Den 20ſten Mai, als den Tag nach dem Treffen bei Korinth, vereinigten ſich mit dem türkiſchen Korps, das da gefochten hatte, ein Theil von den Truppen, die auf der feindlichen Flotte embarkirt worden und bei Ankunft derſelben zu Napoli di Romania gleich an Land gegangen waren. Mit dieſer Verſtärkung, wodurch die Türken den Ruſſen an der Zahl zehnfach überlegen waren, richteten ſie nun ihren Marſch gerade auf Modon. Fürſt Dolgoruki, der den Feind noch nicht ſo nahe glaubte, ſah ſich alſo ſchon den 23ſten Mai in der Nothwendigkeit, eine Stellung zu wählen, in welcher er (ſo weit dies alles zu erreichen möglich war) zugleich im Fall eines Ausfalls der Belagerten den Werken vor Modon zu Hülfe eilen, den Angrif des heranrükkenden Feindes aushalten, und den Rükweg nach Navarino ſich zugleich offen behalten könnte. Sein rechter Flügel, der aus 400 Mann Ruſſen beſtand, und zur Bedekkung eine Batterie von 6 zwölfpfündigen Kanonen hatte, war auf der Anhöhe vor Modon poſtirt. Wo dieſer aufhörte, ſtießen an ſelbigen, ein flaches Thal hinab bis zu einer mindern Anhöhe hinauf, Trupps Albanier und Sklavonier. Deren linkem Flügel diente wieder eine Batterie von einigen Kanonen und einem kleinen Deta-

Detaſchement Ruſſen zur Bedekkung. Vor dem rechten Flügel war eine Ebne; vor der Mitte aber ein kleines Gehölz, das faſt bis zum linken Flügel ſich erſtrekte. In dies Gehölz wurden die Mainotten poſtirt, die mit bei der Belagerung von Modon gedienet hatten (denn das ſogenannte Heer hatte nach dem Vorfalle bei Korinth gleich größtentheils den Weg nach ſeiner Heimath geſucht). — Der erſte Anfall des Feindes geſchah gerade auf die Fronte des Ruſſiſchen rechten Flügels. Da aber die Batterie dieſes Flügels, nebſt einigen vor der Fronte aufgeſtellten Feldſtükken, die Ebne überall beſtreichen konnte, und die Türken keine Artillerie bei ſich hatten; ſo ſahen ſie ſehr bald die Nothwendigkeit ein, ſich zurükzuziehen. Den zweiten Angrif verſuchten ſie auf das Holz vor der Mitte, deſſen Beſitznehmung die Mainotten dem Feind auch gar nicht ſtreitig machten. Da indeß dies Gehölz der Ruſſiſchen Linie ſo nahe lag, daß dieſe nun von dort aus mit dem kleinen Gewehr konnte erreicht werden; ſo machte man verſchiedene Verſuche, ſich wieder in den Beſitz deſſelben zu ſetzen: die aber, mit Aufopferung vieler Menſchen, beſtändig fruchtlos waren, und bei deren einem Fürſt Dolgoruki ſelbſt ſchwer verwundet ward. Nunmehr richteten die Türken ihren Hauptangrif allein auf die Mitte der Ruſſiſchen Linie; deshalb zog ſich der rechte Ruſſiſche Flügel, um die Mitte zu unterſtützen, allmählig von der Höhe herunter, und ließ die Batterie

terie dadurch ohne Bedekkung. Sobald die Türken dies gewahr wurden, umgingen ſie die Höhe, fielen die Batterie in der rechten Flanke an, und zu gleicher Zeit ward dieſelbe von einem Detaſchement aus der Feſtung im Rükken angegriffen; ſo daß die Batterie den Türken in die Hände fiel. Nach dieſem Vorgange blieb den Ruſſen nichts übrig, als das Schlachtfeld zu räumen. Dies thaten ſie, nachdem ſie es 6 ganzer Stunden gegen einen überlegenen Feind behauptet hatten, mit Verluſt der Hälfte ihrer Mannſchaft, und Zurüklaſſung ihrer ſämtlichen Artillerie. 200 Mann Ruſſen war ungefähr alles, was übrig geblieben war. Dieſe zogen ſich mit dem Reſt der Albanier und Sklavonier nach Navarino zurük, wo die erſten ſchon in der Nacht, die letzten aber erſt den folgenden Morgen ankamen. — Hier, zu Navarino, war man mit der Einſchiffung noch nicht weit gekommen, indem Admiral Spiridow in Eile mit 5 Schiffen hatte auslaufen müſſen, wodurch dieſer Arbeit viele Hände waren entzogen worden. Die völlige Einſchiffung erforderte wenigſtens noch 3 Tage Zeit, und während derſelben mußte man zugleich die Mauern beſetzt halten, da die Türken ſchon des folgenden Tages (am 24ſten Mai) vor den Thoren von Navarino ſich einfanden, und wie aus den Anſtalten zu ſchlieſſen war, einen Sturm zu wagen vorhatten.

Den 1ſten Jun. 1770 war die Einſchiffung völlig geſchehen; und noch den ſelbigen Abend verließ das hier noch allein zurükgebliebene Kriegsſchif Try-Hierarches (das Graf Alexei Orlow zum Flaggenſchif gewählet hatte) nebſt einigen Fregatten und einer Menge kleiner Fahrzeuge, den Hafen von Navarino. Die Abfahrt der Ruſſiſchen Schiffe aus dieſem Hafen war ein trauriges Schauſpiel für die Einwohner des Orts, und für ſo viele Griechen, die bei Annäherung der Türken hieher ihre Zuflucht genommen hatten. Alles wollte die Stadt verlaſſen und mit zu Schiffe gehen, ſelbſt das Frauenzimmer nicht ausgenommen. Da es hiezu aber an Fahrzeugen fehlte, und der Graf alſo dies Verlangen abſchlagen mußte; ſo bemeiſterte ſich eine Menge, worunter vieles Frauenzimmer mit war, voll Verzweiflung einiger griechiſchen Fahrzeuge, die nicht weit vom Lande lagen, mit Gewalt, und zwangen die Eigenthümer derſelben, ſie ins benachbarte Venetianiſche hinüber zu führen. Von dem türkiſchen Frauenzimmer, das man hier bisher gewiſſermaaßen als Gefangene bewahret hatte, ward einiges, zum Geſchenk wie es hieß, nach Italien geſchikt; für einen andern kleinen Theil deſſelben, das eben nicht das bejahrteſte war, hatte noch ein und der andere Offizier das Mitleiden, es mit ſich an Bord zu nehmen; das übrige aber ward ſämtlich in ein Gebäude eingeſperret, welches, ſo wie dasjenige, worin die gefangenen Türken männ-

lichen Geſchlechts verwahret wurden, an das Pulvermagazin ſtieß. Bei Abfahrt der lezten Ruſſiſchen Schiffe aus dem Hafen, flog dieſes Magazin, vermuthlich aus Unachtſamkeit, in die Luft; und die Stadt gerieth dadurch zugleich in Brand. Die Türken bemeiſterten ſich hierauf ſofort der Stadt; konnten aber den abſegelnden Schiffen, die bereits zu weit vom Lande waren, keinen Schaden mehr zufügen. — So verließen alſo alle Ruſſen glüklich Morea, ſelbſt auch der Lieutenant Pſaro, der bei Annäherung der Türken, von dem alten Kommandanten des Kaſtels von Miſtra in Schuz genommen, und nach deſſen Verſprechen in einem eigen dazu gemietheten Fahrzeuge der Flotte großmüthig nachgeſchikt wurde. (S. oben S. 41.)

So weit habe ich die Nachrichten von der unternommenen Landung der Ruſſen auf Morea, mit großem Bedacht nur ſummariſch, mit Uebergehung mancher unangenehmen Dinge, liefern wollen. Wahrſcheinlich werden manche den Ausgang derſelben als ſehr unglüklich anſehen; ich aber muß bekennen, daß ich dieſen Ausgang noch als beſonders glüklich für die Ruſſen betrachte. Und dies aus folgenden Gründen. — Wenn auch die Grafen Orlow völlige Gewißheit davon hatten, wie dies wohl keinem Zweifel unterworfen iſt, daß ſo wenig an den Küſten von Morea, als überhaupt im griechiſchen Meere ſich armirte feindliche Schiffe befänden; ſo muß man es gleichwohl für einen übereilten Schritt

hal-

halten, daſs Graf Feodor, mit ein paar Schiffen und einer Hand voll Menſchen, von Malta nach Morea lief, ohne die übrigen Schiffe der Spiridowſchen Eſkader abzuwarten. Denn, hatte man einen Operazionsplan entworfen (wie ich glauben will): was nach geſchehener Landung ſofort unternommen werden ſolle; ſo war dieſer Plan dadurch vereitelt. Dem Feinde ward zugleich die eine Hauptabſicht der Ruſſen, nemlich die Landung, zu früh entdekt, und ihm 14 Tage bis 3 Wochen Zeit verſtattet, Gegenanſtalten vorzukehren. Die Befehlshaber der feſten Plätze auf Morea gewannen Zeit, einige Vertheidigungsanſtalten zu machen; und mit Verwüſtung des platten Landes ward, zum groſsen Nachtheil der Ruſſen ſelbſt, während deſs von den Mainotten, beſtändig fortgefahren. Vermuthlich lieſs ſich Graf Feodor durch die groſsen Verheiſſungen von Seiten der Abgeordneten der Mainotten verleiten, mit einer ſo ganz unbedeutenden Macht die Landung auf einer ſo bevölkerten und mit ſo vielen haltbaren Plätzen verſehenen Provinz, als Morea iſt, zu unternehmen. Allein er hätte die Nation die ihm ſo dringend anlag zu eilen, beſſer kennen, und vorzüglich ſich nicht einbilden laſſen ſollen, daſs bei Erſcheinung der Ruſſiſchen Schiffe an der Küſte, ſie gleich in Regimenter und Bataillone ſich formiren, und als geübte und diſciplinirte Soldaten unter Anführung Ruſſiſcher Offiziere ſich den ſchwerſten Kriegesoperationen, die

man heut zu Tage von Armeen fordert, unterzie-
hen würde: welches wirklich von nicht wenigen ſelbſt in Petersburg geglaubt ward.

Die Mainotten, dies den Türken ſowohl als den Griechen ſelbſt äuſſerſt verhaßte Volk, bewohnen die hohen Felſengebirge von Matapan und Maina. Es hat nicht, wie etwa andere kleine unabhängige Staaten, ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, oder allgemeine Geſetze nach welchen es regieret wird; ſondern es kann vollkommen mit den Räuberbanden verglichen werden, die in ältern Zeiten in dem Thüringer und andern Wäldern Deutſchlands ſich aufhielten; mit dem Unterſchiede allein, daß dieſe letztern größtentheils ihre Wohnung unter der Erde, die Mainotten aber ihre Hütten über derſelben, und überdem auch ihre eigenen Kalohiers *) oder Geiſtliche, haben. Sonſt ſind die Mainotten, ſo wie jene, in kleine Banden von 10 bis 30 Mann vertheilet, deren jede ihren Anführer oder Kapitan ſich ſelbſt wählt.

Es iſt ferner ein Irrthum, wenn man glaubt, dieſe Nation werde von ihren Oberherrn den Türken ſelbſt gewiſſermaßen als unabhängig und frei anerkannt. Mit nichten! Die Mainotten müſſen ihre Kopfſteuer, oder Karadſch **), eben wie andre Türki-

*) Dieſer verderbte neugriechiſche Name kömmt von καλος, ſchön, edel, und ἱερος heilig, oder ἱερευς ein Geiſtlicher.

**) Von κάρα, Kopf.

Türkiſche Unterthanen bezahlen; wenigſtens wird dieſe Steuer von ihnen verlangt, und ſie müſſen mit einem Beweis daß ſie erlegt iſt, verſehen ſein, wenn ſie zur Stadt kommen. Dieſe Steuerſcheine aber bezahlen ſie ſelten ſelber; ſondern erhalten ſie gemeiniglich von ihren anwohnenden reichern Glaubensgenoſſen (denen von den Sandſchaks *) für Arme immer einige aufgedrungen werden) geſchenket, oder erpreſſen ſie auch von ihnen. Auch iſt den Mainotten eben ſo wenig erlaubt Waffen zu tragen, als den Sfachioten auf Kandia, den Chimarioten in Epirus, und den Arnauten oder Albaniern in dem eigentlichen Albanien und Macedonien **): die ſämtlich ungefähr einerlei innere Verfaſſung mit jenen haben. Jede Mainottenfamilie hat ihre kleine Hütte, in welcher die Weiber und Kinder ſich beſtändig aufhalten, während der Mann

 ſeine

*) Der Befehlshaber eines Diſtrikts im Osmanniſchen Reich heißt entweder Begk oder Sandſchak; welches letztere geringer iſt als das erſte.

**) Die weißen Berge (ehemals Dikte) auf Kandia (dem ehemaligen Kreta) heißen auch die Gebirge von Sfachia; wegen des nahe gelegenen Kaſtels und Ortes Sfachia (wahrſcheinlich das ehmalige Phöſtos). Die Bewohner dieſer Gebirge heißen daher Sfachioten. — Chimarioten heißt das räuberiſche Gebirgsvolk in Epirus von dem, ehmals auch in der Fabel berühmten, Berge Chimära. — Die Osmanen nennen Albanien (das ehemalige Illyrien und Epirus) mit Inbegrif von Mazedonien, Arnaut. Die Arnauten werden für kriegeriſch und beherzt gehalten.

ſeine Ziegen oder ſein anderes weniges Vieh in den Gebirgen hütet, oder auch, bald allein bald in Geſellſchaft von ein paar Kameraden, nach der Ebene auf Beute herabkömmt. Gehn die Mainotten ſo auf ihre Nahrung aus, und das thun ſie gewöhnlich, ſo ſind ſie unbewafnet; bewafnet aber und eine oder mehrere Banden ſtark, überfallen ſie ganze Dörfer oder Flekken: doch immer zur Nachtzeit, und am gewöhnlichſten ſolche Dörfer, wo man etwa einen Mainotten beim Diebſtahl ertappt, ihn derb abgeprügelt, oder auch wohl dem Sandſchak oder Kadi zur Beſtrafung ausgeliefert hat. Solche Heldenzüge, die immer durch Brennen und Plündern ſignaliſirt werden (und auf welchen ſtets ein Geiſtlicher ſie begleitet, des Zehenten deſto gewiſſer zu ſein), ſind es eben, was die groſſe Furcht erwekt, die man auf dem platten Lande zu Morea wirklich vor den Mainotten hat. Indeß wagen ſie doch auch ſolche Expeditionen nur ſelten: aus Furcht, unverſehens auf einen Haufen Türken, die etwa einen Beſuch in einem kleinen Dorfe ablegen, zu ſtoßen; oder auch aus Beſorgniß, wenn ſie hernach zur Stadt kommen etwas einzukaufen, angehalten, tüchtig baſtonirt, oder gar auf einige Zeit ins Gefängniß geworfen zu werden: welches die Türken, ohne Anſehen der Perſon, ſie mag eine der Schuldigen ſein oder nicht, zu thun pflegen, wenn Klagen über die Mainotten eingelaufen ſind.

Aus

Aus dem, was ich von den Mainotten geſagt habe, wird wohl nicht leicht jemand den Schluß ziehen, daß es ein beherztes kriegeriſches Volk ſei. Daß ſie dieſe Eigenſchaft nicht beſitzen, erfuhren die Ruſſen zu ihrem größten Leidweſen eben ſo bald, als daß ſie ſehr unzuverläſſige Bundesgenoſſen ſind. — Noch ein paar charakteriſtiſche Züge dieſes Volks will ich anführen. Die Mainotten pikiren ſich unter andern auch der Gaſtfreiheit. Wenn daher ein Fremder zu ihnen kömmt, ſo führen ſie ihn in ihre Hütte, und bewirthen denſelben nach Vermögen, ſelbſt acht und mehrere Tage. Nimmt der Fremde Abſchied, ſo begleitet ihn ſein Wirth bis an das Gebiet ſeines Nachbars; wo er ihm nunmehr alles abfordert, was er an und bei ſich hat. Proteſtiret der Fremde, ſo erwiedert ſein Wirth, daß der Nachbar, zu dem er itzt komme, ihm ja doch alles abnehmen werde; es ſei daher billiger, im Gutem das was er doch nicht behalten könne, dem zu geben, der ihn doch als Freund bewirthet habe. Worauf denn der gaſtfreie Wirth ſeinen Freund halb nakkend fortſchikt. In der Kunſt zu überreden ſind die Mainotten ſo ſtark, daß ſelbſt die geſprächigen Griechen mir mehrmals geſagt haben: Mein Herr, wenn ein Mainotte Ihren Bruder vor Ihren Augen umbringt, und er folglich die That nicht leugnen kann, Sie ſtoßen ihm aber nicht augenbliklich den Dolch durchs Herz, ſondern vergönnen ihm noch einige Minuten etwas zu ſei-

ner Vertheidigung vorzubringen; ſo wird er in dieſer kurzen Zeit Sie übertreden, daß er Ihnen durch Ermordung Ihres Bruders die gröſte Wohlthat erwieſen.

Das ſo groſe Vertrauen, welches Graf Feodor Orlow in die Herzhaftigkeit und Treue der Mainotten ſezte, war alſo gewiß ein Fehler; er hätte dies Volk beſſer kennen ſollen, das nur die baldige Ankunft der Ruſſen darum mit ſo vieler Sehnſucht erwartete, um unter ihrer Autorität eine allgemeine Plünderung mit Gewalt unternehmen zu können. Auch hätte der Graf voraus ſehen können, daß, da es nicht möglich war, ein Heer von vielleicht 10,000 Menſchen mit den erforderlichen Lebensmitteln zu verſehen, dieſes dadurch gewiſſermaßen berechtigt ward, ſich zu zerſtreuen, und Ausſchweifungen zu begehen. Als nachher Admiral Spiridow mit dem Reſt ſeiner Eſkader ankam, war es von dem Grafen freilich ſehr wohl gehandelt, ſich nach einem bequemen und ſichern Hafen umzuſehen; allein nunmehr war der Schrek und die Beſtürzung, die die erſte Nachricht von der Landung der Ruſſen über Morea verbreitet hatte, und von welcher man gewiß wichtigere Vortheile hätte ziehen können, als ſeit beinahe 3 Wochen geſchehen war, vorüber. Die Befehlshaber der haltbaren Pläze hatten Vertheidigunganſtalten gemacht; und wie man izt mit einigem gröſſern Nachdruk agiren konnte, war der günſtige Augenblik dazu vorbei.

An

An Lebensmitteln war kein Ueberfluß auf den Schif-
fen; und wäre dieſer auch geweſen, ſo konnte man den überall zerſtreuten Soldaten nichts zuführen. Um nicht zu hungern, mußte der Ruſſiſche Soldat alſo auch à la Mainotte leben; und dadurch wurden die Ruſſen den Einwohnern von Morea ſelbſt verhaßt; und ſo ſehr dieſe ihre Ankunft vorher gewünſcht hatten, eben ſo ſehr ſehnten ſie ſich gar bald heimlich nach ihrer Abreiſe. Gleich nach geſchehener Landung des Grafen, war es freilich nicht verwerflich, Koron und Miſitra zu berennen; allein er hätte ſein Hauptaugenmerk ſofort auf einen Ort, wie Modon, richten ſollen, durch deſſen Einnahme man gleich alle die Bequemlichkeiten ſich würde verſchaft haben, deren man bedurfte; allein hiezu fehlte es ihm an Kräften.

Wie der Fürſt Dolgoruki die Nachricht von dem unglücklichen Vorfall bei Korliſch erhielt, konnte er leicht die Folgen davon voraus ſehen; er hätte daher augenblicklich vor Modon aufbrechen, und nach Navarino zurück gehen ſollen. Allein er glaubte vielleicht, ſich dadurch Vorwürfen auszuſetzen, wenn er ſeine ganze Artillerie zurückließe; und dieſe mit zu führen war keine Möglichkeit, da es zum Transport derſelben gänzlich an Pferden gebrach. Er erwählte alſo die vorhin beſchriebene Stellung zum Schlagen, die er auch wahrſcheinlich gegen den überlegenen Feind den Tag hindurch würde behauptet haben, wäre er nicht gar zu

ſchwach an regulärer Infanterie geweſen. Indeſſen mußte ſein Schikſal doch immer am Ende das werden, was es ward; und damit konnte er auch noch immer zufrieden ſein. Denn, hätten die Türken, anſtatt gerade auf ihn zuzugehen, ihn nur mit wenigen leichten Schützen aufgehalten, mit der Hauptarmee aber ſich zwiſchen Modon und Navarino geſetzt; ſo ſieht man leicht, was das Schikſal der Ruſſen alsdann geweſen wäre.

Man hat zwar die Urſache, daß dieſe Landung auf Morea keinen beſſern Erfolg gehabt, auch mit auf die ſpäte Ankunft der Elphingſtonſchen Eskader ſchieben wollen. Allein nach allem bisher geſagten ſieht man wohl, daß der endliche Ausfall der Unternehmung ſich nicht würde verändert haben, wenn auch die 400 Mann Landtruppen die Elphingſton an Bord hatte, 14 Tage oder 3 Wochen früher gelandet wären. Hätte man ſie vor Modon gebrauchen wollen, ſo würde dieſe Feſtung, auf die man erſt ſeit einigen Tagen von 3 in Eile errichteten Batterien zu feuern angefangen, der Uebergabe dadurch um nichts näher gebracht worden ſein. Hätte man aber die Truppen gar vertheilen, und etwa 100 Mann davon nach Koron, eben ſo viel nach Miſtrà, und den Reſt nach der Landenge von Korinth ſenden wollen; ſo wäre der Vortheil dieſer Verſtärkung dadurch gänzlich verſchwunden, und die Ruſſen, der frühern Ankunft dieſer 200 Mann ungeachtet, dennoch genöthigt geweſen, die Halb-

insel

inſel zu verlaſſen, weil ſie nicht von Anfang darauf bedacht waren, einen haltbaren Ort, der zugleich mit einem guten Hafen verſehen war, zu gewinnen.

Ich bin überzeugt, wäre die geſamte Spiridowſche Eskader auf einmal bei Morea angekommen, hätte man dann nur einige wenige Truppen auf Tranſportſchiffen bei Porto Vitolo landen laſſen, um den Mainotten das verabredete Signal zu geben, wäre aber mit der ganzen Eskader gerade nach Navarino gegangen, und hätte ſich dieſes Hafens bemeiſtert, (welches, wie man aus dem nachmaligen Erfolg ſieht, gewiß glüklich ausgeſchlagen ſein würde), hätte darauf mit Anwendung aller Kräfte die Belagerung von Modon unternommen, dieſer Feſtung ſich bemeiſtert, und ſolche nachmals zum Waffenplatz gemacht; So konnten die Ruſſen in dem Beſitz dieſes Platzes und von Navarino zugleich ſich erhalten, wenn auch die Flotte zu andern Verrichtungen auf einige Zeit wäre abgerufen worden. Mit den 400 Mann Landtruppen von der Elphingſtonſchen Eskader, waren ſie ſtark genug, beide Plätze gehörig zu beſetzen; im Nothfall konnten ſie auch noch aus dem nahen Illyrien Sklavonier, die mit den Ruſſen ſo zu ſagen eine Nation ausmachen, und auf deren Herzhaftigkeit und Treue ſie ſich völlig verlaſſen konnten, genug an ſich ziehen, um die Beſatzung zu verſtärken. Wären endlich die 2000 Mann Truppen, welche mit der Eskader des Kontreadmiral Arf von Reval noch abge-

ſandt

ſandt wurden, am Ende des Jahres ebenfalls an-
gekommen; ſo hätten die Ruſſen das folgende Jahr
mit 2000 bis 2500 Mann regulärer Truppen, und
5 bis 6000 Sklavoniern und Albaniern, im offnen
Felde ſelbſt erſcheinen, und nach Gelegenheit noch
eines und des andern feſten Platzes ſich bemei-
ſtern können; zumal da nach der Begebenheit vom
6ten Julius die Flotte freie Hand bekam, dieſe Un-
ternehmungen auf dem feſten Lande auch ihrer ſeits
zu unterſtützen.

Allein, da die Sachen gingen, wie wir geſehen
haben, ſo war es, meiner Einſicht nach, ein Glük,
daß Fürſt Dolgoruki ſich ſelbſt und die Hälfte der
Menſchen, die unter ſeinem Befehl bei Modon foch-
ten, noch rettete. Es war ein Glük, daß die vom
Kontreadmiral Elphingſton an Land geworfene 400
Mann noch ohne Verluſt wieder an Bord der Schiffe
zurük kamen. Und endlich war es gewiß das gröſte
Glük, daß die Flotte nichts litt, und einem Affront
entging, dem ſie ausgeſezt war, nemlich von der
türkiſchen Flotte in dem Hafen von Navarino ein-
geſchloſſen zu werden.

Die türkiſche Nation muß zwar unter die See-
fahrenden mit gezählet werden, und der Großſul-
tan hat, wie bekant, ſelbſt eine Flotte von Kriegs-
ſchiffen; doch würde man ſehr unrecht thun, wenn
man die türkiſchen Seefahrer mit den unſrigen, und
ihre Kriegesflotte mit einer andern Europäiſchen in
Vergleichung ſetzen wollte. Die Türken verſtehen
von

von der eigentlichen Navigation gar nichts; ſie ſind Küſtenfahrer, die immer ein bekanntes Land oder Vorgebirge nach dem andern mit den Augen aufſuchen, um nicht in die Irre zu gerathen. Selbſt der erſte türkiſche Admiral, der Kapitän Paſcha, verſtehet aufs höchſte das Steuerruder und die Segel zu regieren; aber nichts davon, durch Obſervation der Sonne oder eines Geſtirns die Breite zu finden, durch Hülfe des Logs die wahrſcheinliche Länge zu beſtimmen; aber nichts davon, daß man durch den Strom von dem geſteuerten Lauf verſetzt werde; nichts von der Deklination der Magnetnadel. Dieſer letzten Urſache wegen ſind auch alle Kompaſſe, deren die Türken ſich bedienen, rektifizirt, das iſt für unſre Seefahrer unbrauchbar gemacht. Die Steuerleute auf den türkiſchen Kriegsſchiffen, wenige geborne Türken von Kandia ausgenommen, ſind ſämmtlich Griechen, deren ganze Seewiſſenſchaft ebenfalls bloß in Kenntniß der Landſpitzen und einiger Untiefen und Klippen unter dem Waſſer beſtehet. Bei ſo großer Unkunde in der Schiffarth würde es Verwegenheit ſein, ſich weit vom Lande zu entfernen, oder gar Nachts unter Segel zu bleiben. Dies letzte thut denn auch eine türkiſche Flotte niemals, ſondern geht jeden Abend vor Anker; den einzigen Fall ausgenommen, wenn ſie zu Einforderung des Tributs nach Aegypten zu gehen genöthiget iſt: da ſie zu Rodis den erforderlichen Wind abwartet, um von dort mit vollen Segeln nach Alexandria überſtechen zu können. Ich

Ich komme izt zu dem Ruſſiſchen Geſchwader zurük, welches (ſ. oben S. 42, f.) unter Kontreadmiral Elphingſton*) von Morea, einen Tag vor dem Unfalle bei Modon, nemlich am 22ſten Mai wieder unter Segel gegangen war, um die feindliche Flotte aufzuſuchen. Elphingſton entdekte dieſe den 27ſten Mai am Eingange des Meerbuſens von Napoli di Romania, und kam gegen 6 Uhr Abends ihr ſo nahe, daß ſeine beiden Kriegsſchiffe Metrommena und Saratow, und die Fregatte Nadeſchda (Hofnung) die 2 lezten Schiffe der feindlichen Flotte mit ihren Kanonen erreichen konnten. Den 28ſten trieb der Admiral die feindliche Flotte völlig in den Hafen der genannten Stadt hinein, und legte ſich vor demſelben vor Anker: in Hofnung, daß in der Nacht oder am folgenden Morgen die verlangte Verſtärkung von der Spiridowſchen Eſkader zu ihm ſtoßen würde. Dies kühne Betragen des Admirals, bloß mit 3 Schiffen und 2 Fregatten ſich an eine Flotte von 14 Linienſchiffen (ſo ſtark waren die Türken) zu wagen, flößte dieſen den erſten Reſpekt gegen die Ruſſiſche Marine ein. Allein die gehofte Verſtärkung blieb aus; und da zugleich in der Nacht ein ſtarker Nordweſtwind ſich erhob, mit welchem die feindliche Flotte aus ihrer kritiſchen Lage ſich wieder heraus helfen konnte, wozu ſie auch, wie man auf den Elphingſtonſchen Schiffen deutlich

*) Er war, ſ. im Dezember, ein geborner Engländer.

ſich hörte, Anſtalt machte: ſo kappte der Admiral ſeine Anker, und ging unter Segel, in der Abſicht, die feindliche Flotte am Ausgange des Meerbuſens zu erwarten. Man ward ſolche des Morgens nicht ſobald gewahr, als ſogleich das Signal zum Schlagen gegeben ward. Der Kapitän des Kriegsſchifs Saratow hielt indeß die Partie zu ungleich, und ließ den Admiral durch einen abgeſchikten Offizier wiſſen: daß er dem gegebenen Signal keine Folge leiſten könne, indem die ruſſiſchen Seegeſetze ihm ſolches unterſagten. Admiral Elphingſton verließ alſo die feindliche Flotte, und ging ſeiner erwarteten Verſtärkung entgegen, die er in dem Meerbuſen von Kolochina antraf. Hier hatte indeß Viceadmiral Spiridow die von Elphingſton debarkirten 400 Mann Landtruppen wieder an Bord genommen. Dieſe Truppen hatten von dem Tage an, da ſie waren an Land geſezt worden, (d. 21. Mai) ſich in der mißlichſten Lage befunden. Sie waren auf eine kleine Landſpitze wie hingebannt, und von ihren Freunden ganz abgeſchnitten. Auf den Weg nach Navarino durften ſie ſich nicht begeben, nachdem die Türken ſeit einigen Tagen in ganz Morea wieder den Meiſter ſpielten; auch waren ſie der Wege dahin ganz unkundig. Zu Waſſer dahin zu gelangen, dazu fehlten ihnen Fahrzeuge. Bei ſo äußerſt unangenehmen Umſtänden verſchanzten ſie ſich daher an Ort und Stelle, ſo gut ſie konnten, und warteten geduldig das Ende ihres Schikſals

ab;

ab; welches gewiß ſehr traurig für ſie hätte ausfallen müſſen, wenn nicht Spiridow zu ihrer Errettung erſchienen wäre. Denn man hatte ihnen, wie ſie an Land geſetzt wurden, nur auf 4 Tage Brot von den Schiffen mitgegeben, womit ſie ſchon in den achten Tag ſich hatten behelfen müſſen.

Sobald beide Geſchwader in dem Meerbuſen von Kolochina zuſammen ſtießen, verfügte ſich Kontreadmiral Elphingſton an Bord des Viceadmirals, mit ihm das Nöthige zu Verfolgung der feindlichen Flotte zu verabreden. Spiridow erklärte am Ende dieſer Unterredung: weil er weniger Erfahrung zur See und vom Seekriege ſelbſt, als der Kontreadmiral habe, ſo überlaſſe er demſelben das Kommando beider Eſkadern; er wolle bloß deſſen Signale für die Schiffe ſeiner Eſkader wiederholen, und mit ſeinem Flaggenſchiffe ſelbſt diejenigen befolgen, die demſelben würden gegeben werden. Nach dieſer Verabredung gingen beide Eſkader gleich unter Segel. Einige Signale, die der Kontreadmiral für die Schiffe der Spiridowſchen Eſkader geben ließ, wurden von dem Viceadmiralſchiffe nicht wiederholet. Elphingſton, darüber von ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit hingeriſſen, ließ nun für das Flaggenſchif des Viceadmirals ſelbſt ein Signal geben, das ſo wenig repetirt als befolgt ward. Nach Seegebrauch ließ er ſolches alſo wieder vom Maſt herunter nehmen; und da er nun eben daſſelbe Signal gleich darauf noch einmal wiederholte, begleitete er

ſolches

ſolches wie einer [illegible] Kugel, die nahe vor des Viceadmirals Schiff vorbei ſtrich. Dem Signale ward nun augenblicklich nachgelebt; dies machte dem Kontreadmiral ſo viel Freude, daß er im Ausbruch derſelben ausrief: [illegible] ſo wird's gehen. Ob der Kontreadmiral daran recht that, nun Ernſt darauf zu beſtehen, daß nach der einmal getroffenen Uebereinkunft man nunmehr ſeine Signale auch reſpektire, laſſe ich unentſchieden; aber klug war ſein Verfahren gewiß nicht, da er nothwendig vorausſehen mußte, daß ſolches den Viceadmiral gegen ihn aufbringen würde.

(Die Fortſetzung künftig.)

4.

Ueber den Katholizismus der Fürſtin von Deſſau.

Ich leſe in der Berliniſchen Monatsſchrift vom Oktober 1787 (S. 374) die öffentliche Erklärung: „Aber die übrigen Nachrichten von dem Uebertritt der Fürſtin von Deſſau zur katholiſchen Religion, iſt, wie man für gewiß ſagt, ſogar ohne „Wiſſen und Willen der verehrungswürdigen Fürſtin in den Zeitungen bekannt gemacht worden."

Was hierüber zu wiſſen iſt, kann niemand beſſer wiſſen, als ich: Denn ich bin Verfaſſer dieſes Zeitungsartikels. Ich habe von dieſem verehrungs-

würdigen Fürſtin die ſchriftliche und eigenhändige Erlaubniß, laut und öffentlich zu ſagen, was ich beinah in alle Zeitungen von Deutſchland einrükken ließ. Aber die Fürſtin verlangte nicht namentlich und ausdrüklich von mir, daß dieſe Erklärung in die Zeitungen komme, und wußte auch nichts davon, bis ſie Ihre eigene Erklärung in den Zeitungen las.

Mein Aufſatz, den aber einige Zeitungsſchreiber aus einer mir unbegreiflichen Kleinmuth verſtümmelten, lautete ſo: „Die Beſorgniſſe und Träume „der neuen Zionswächter in Berlin von den Fort„ſchritten des Katholizismus in proteſtantiſchen „Ländern, gehen izt ſo weit, daß man ſeit einigen „Monaten aus Berlin nach allen Gegenden von „Deutſchland geſchrieben hat: die Fürſtin von Deſ„ſau (eine geborne Prinzeſſin von Brandenburg, „die mit ganzem Herzen und allen Kräften ihrer „Seele die reformirte Religion bekennt) ſei unter „Lavaters Führung in Zürich zur katholiſchen Re„ligion übergegangen, und ſtehe nun im Begriffe „ſich in ein Kloſter zu begeben! Verſchiedene deut„ſche Zeitungen haben dieſen Wahn nach ihrem be„ſten Vermögen verbreitet. Die Fürſtin von Deſ„ſau war vor einigen Monaten (im Auguſt und Sep„tember 1786) im Bade zu Embs, und nicht in „Zürich; und wir ſind berechtigt, auf Verlangen „dieſer hohen Perſon und mit ihren eigenen Wor„ten es laut und öffentlich zu ſagen: daß ſie gleiche

Wun-

„dummeres als dieſe nun in ganz Deutſchland
„wiederholte Lüge wiſſe; denn, wäre ſie ſchwach
„genug geweſen, eine andere Religion anzunehmen,
„als diejenige, in der ſie geboren und erzogen iſt:
„ſo dächte ſie doch nicht ſo niedrig und falſch, um
„eine Larve vorzuhalten und damit einem Gottes-
„dienſt beizuwohnen, der nicht der Gottesdienſt ih-
„res Herzens wäre.“

Daß übrigens die Fürſtin von Deſſau rein und frei von allem Aberglauben und jeder Schwärmerei iſt, daß ſie mit dem hohen und durchdringenden Geiſte des Brandenburgiſchen Hauſes, die größte Achtung für Menſchheit mit der herablaſſendſten Güte und Menſchenliebe verbindet; daß ſie in der Stille die größten Tugenden ausübt, aber freilich aus der ganzen Welt nicht mehr macht als ſie werth iſt, und daß eine ſolche erhabene Seele, eben wegen der Höhe, auf der ſie ſteht, von den meiſten Menſchen mißkannt und mißverſtanden wird: das weiß ich, theils wie es auch Andere wiſſen können, theils aus dem perſönlichen Umgange mit dieſer Fürſtin in Wörlitz, Deſſau und Hannover, und aus allen ihren Briefen.

Lange ſtand jene Erklärung ſchon in allen Zeitungen, als man mir noch in Hannover in einem fort, nach den Nachrichten, die man aus Berlin zu haben vorgab, mit felſenfeſtem Starrſinn jene dumme Mähre behauptete, die Fürſtin von Deſſau ſei katholiſch!

Uebrigens bin ich weit davon entfernt, entweder die beiden mir ſehr verehrungswerthen und mir beide perſönlich bekannten Herrn Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift, noch meinen Freund Herrn Nicolai für die Berliniſchen Zionswächter zu halten! Die Mähre von dem Katholizismus der Fürſtin von Deſſau ward mir aus dem Munde einer ſehr vornehmen und ſehr ſchönen Berliniſchen Dame von Berlin geſchrieben, und dort und allenthalben wiederholt. Aber, daß ſich ſehr vornehme und zumal ſehr ſchöne Damen in Berlin — mit Zionswächterei abgeben: das war mir damals eine große Neuigkeit.

Hannover, den 23. November 1787.

Zimmermann,
Ritter, Königl. Leibarzt und Hofrath.

Nachſchrift der Herausgeber.

Die vorſtehende Erklärung des berühmten Mannes, wodurch über eine Sache, die vor einiger Zeit viel Gerede veranlaßte, Licht verbreitet wird, iſt in mehr als einer Rükſicht merkwürdig. Der Edelmuth des Herrn Verfaſſers, welcher Ihn ohne äußere Veranlaſſung zu dieſer Erklärung bewog, verdient unſern wärmſten Dank, und gewiß die Hochachtung des ganzen Publikums. Jener erwähnte Zeitungsartikel verurſachte große Senſation; und viele unſrer Gegner erlaubten ſich — wie ſie denn ſeit einiger Zeit manches, was ſonſt

ehrlichen Leuten bedenklich zu ſein pflegte, ſich gegen uns ohne Bedenken erlauben — uns, uns Herausgeber der B. Monatsſchrift, für die Veranlaſſer, Erfinder und Verbreiter des durch die Zeitungen widerrufenen Gerüchtes auszugeben. Namentlich hat Herr Johann Auguſt Stark, der, da es mit den Gründen nicht recht fort will, ſich zu den plumpſten Verläumdungen und ganz unerhörten Schimpfreden erniedriget, über dieſe Sache ein ſehr großes und unvernünftiges Geſchrei verführt. Dies ſah Herr Hofrath Zimmermann; und hielt es nun für Pflicht, ſowohl uns von dieſem ungegründeten Verdachte zu befreien, als ſich ſelbſt über ſeine Abſicht bei jenem Zeitungsartikel zu rechtfertigen. Er, den wohl die wenigſten Leſer für den Verfaſſer jenes Artikels gehalten hatten, tritt hier freiwillig und unaufgefordert aus ſeinem Inkognito. Er, der uns ſelbſt durch den vorſtehenden Aufſatz ehret, forderte doch deſſen Einrükkung nur von unſrer gerechten Unparteilichkeit gegen ihn. Er ſchrieb bei der Ueberſendung: „Mit dem voll„kommenſten Vertrauen in Ihre Billigkeit, und „mit der gänzlichen Ueberzeugung, daß Sie jedem „Menſchen gern Gerechtigkeit widerfahren laſſen, „wage ich es Sie zu bitten, beiliegenden kleinen „Aufſatz in das nächſte Stük der Berl. Monats„ſchrift einrükken zu laſſen.“ — „Ich bitte (ſetzt „Er hinzu), weder an dem Titel, noch an dem „Aufſatze etwas zu verändern.“ Und wir haben auch beides völlig unverändert oben geliefert.

Aus dem Aufſatze nun ſieht man: daß erſtlich nicht die Durchlauchtige Fürſtinn von Anhalt-Deſſau Selbſt jenen Artikel in die Zeitungen hat ſetzen laſſen. Von Ihr ſind ohne Zweifel die letzten Worte der Erklärung (S. 67.), bei welchen

 es

es heißt, daß man „mit den eigenen Worten dieſer hohen Perſon“ reden wolle. Aber nicht von Ihr iſt der ganze Artikel; am wenigſten iſt zuverläſſig der Anfang von Ihr; und noch weniger kann es Ihr Gedanke je geweſen ſein, uns, die wir in dieſer Sache auch keinen Schein der Schuld auf uns geladen haben, die Verbreitung des thörichten Gerüchtes beimeſſen zu wollen. Wir haben vor dem Königlichen Kammergerichte unſre Geſinnungen der aufrichtigſten und innigſten Verehrung gegen die Erhabene Fürſtin öffentlich an Tag gelegt *); wir rechnen uns dieſe Geſinnungen zur Ehre; aber eben denſelben zufolge, hielten wir ſchon damals, nach der unparteiiſchen Gerechtigkeitsliebe der Edlen Fürſtinn, es für ſchlechterdings unmöglich, daß Sie uns in den Verdacht der Erfindung eines ſolchen Gerüchtes habe bringen wollen, da wir (dies dürfen wir frei und mit gutem Gewiſſen ſagen) von aller Anekdotenklätſcherei weit entfernt ſind, da wir bei aller Verſchiedenheit der Meinungen mit Lavater ihn niemals einen Katholiken, noch weniger einen wiſſentlichen Beförderer des Katholizismus genannt haben, und da wir endlich, aus Ueberzeugung von den großen Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens dieſer vortreflichen Fürſtin, jenes thörichte Gerüchte von Anfang an für eine elende Fabel gehalten haben. Und izt hat ſich die Sache durch vorſtehenden Aufſaz völlig aufgeklärt. Denn nun ſieht man zweitens, daß auch der Verfaſſer jenes Zeitungsartikels nicht uns Herausgeber der Monatsſchrift noch Herrn

Nico-

*) Man ſ. den „Prozeß zwiſchen D. Stark und den Herausgebern der B. Monatsſchrift (Berlin, bei Unger, 1787, gr. 8.)“, S. 188. f. und S. 205. f.

Nicolai gemeint habe. Er ſelbſt erklärt dieſes öffentlich; und die Sache iſt alſo hiermit völlig entſchieden.

Wie aber beſtehen nun hierbei unſre Gegner, und namentlich Herr Oberhofprediger Stark? — Dieſer Theologe hat in ſeinem wüthigen Buche, das an giftiger keuchender Wuth und an verächtlichen Ränken einer aufs äuſſerſte getriebenen Rachſucht ſchwerlich ſeines gleichen hat, in beiden Theilen an mehrern Stellen — wie er denn überhaupt sehr glüklich in Wiederholungen iſt — uns die erſte Schuld jenes Gerüchtes geradezu beigemeſſen, ſie uns von der erhabenen Fürſtin Selbſt beimeſſen laſſen, ja ſchon als wahrer Kriminalrichter die Strafe unſrer Schuld diktirt. Schon bei dem Königl. Kammergerichte glaubte er gegen uns anzeigen zu müſſen *): „Die in den öffentlichen Zeitungen auf Befehl der Fürſtinn von Deſſau eingerükte Erklärung „enthalte namentlich, daß dies Bruit durch die „Berliner Schriftſteller, die von den Fortſchritten der Katholiken unter den Proteſtanten träumen, veranlaſſet worden.“ Namentlich? Etwa geradezu die Namen Gedike und Bieſter? Dies iſt doch nicht wahr. Berliner Schriftſteller? Es iſt nicht wahr, wie man aus Obigem ſieht, daß von Schriftſtellern in jener Erklärung die Rede geweſen. Hernach ſpricht er in ſeinem Buche bis zum Ekel oft von der Sache. Am ausführlichſten Th. 1, S. 236, f. Hier entblödet er ſich nicht, zu ſagen: „Die Monatsſchrift habe Lavater als einen „Kryptokatholiken und Handlanger der Jeſuiten geſchildert.“ Dieſes iſt wiederum nicht wahr. Nie iſt (denn wir müſſen ja wohl gegen eine wie-

*) Man ſehe unſern Abdruk des Prozeſſes, S. 147.

derholte Lüge auch unſre Proteſtation wiederholt) nie iſt in der Monatsſchrift Lavater des Katholizismus noch der wiſſentlichen Beförderung deſſelben beſchuldigt worden. (Aber ſchwärmeriſche Ideen, die zu den verkehrten Begriffen des römiſchen Gottesdienſtes leiten können, und unvorſichtige Lobpreiſung mancher eiteln Ceremonien deſſelben, ſind ihm mit Recht Schuld gegeben worden.) Der Herr Oberhofprediger läßt an der angeführten Stelle den Zeitungsartikel abdrukken, und — zieht ihn ganz auf uns. Es heißt darin: „man habe jenes „Mährchen ſeit einigen Monaten aus Berlin nach „allen Gegenden Deutſchlandes geſchrieben." Iſt er unverſchämt genug, uns auch dies beizumeſſen? Freilich ſpricht er oft genug, ſo wie mehrere unſrer Gegner, von Komplotten die wir machen ſollen, von Bündniſſen die wir mit großer Thätigkeit betreiben, von weit verbreitetem Briefwechſel den wir zur Ausſtreuung unſrer Meinungen und Hypotheſen unterhalten ſollen. Wir haben hierüber den kürzeſten und ſimpelſten Weg gewählt: haben (im April vor. J. S. 384, 392) die Herrn, die ſoviel von unſerm Thun und Treiben wiſſen wollen, z. B. Herrn Lavater, Herrn Jacobi, aufgefodert, ja gebeten, dies unſer Thun genauer anzugeben, die ihnen ohne Zweifel zur Hand gekommnen Dokumente unſers Komplottirens und alle unſre dahin gehörigen Briefe abdrukken zu laſſen: Sie ſind, ſo fertig ſie auch im Beſchuldigen waren, eben ſo ſäumig bis itzt im Beweiſen geweſen. Mit gleicher Zuverſicht der Unſchuld forderten wir und fordern noch itzt den Herrn Oberhofprediger auf; der zum Ekel in ſeinem ekelhaften Buche von unſerm boshaften Kabaliren, Komplotiren, Intrigiren, Spioniren, und Divulgiren der ausſpionirten Anekdo-

ten

ten redet. Wo haben wir nachtheilige Gerüchte ausgeſtreut*)? Wo namentlich jenes thörichte, von uns nie geglaubte, und oft bei deſſen Erwähnung von uns beſtrittene, Gerücht von der verehrungswürdigen Fürſtin auch nur auf die entfernteſte Art verbreitet? — Am Ende der angeführten Stelle ſeines Buchs verſtößt nun dieſer unglükliche Mann ſo ſehr gegen alle Achtung die er dem Publikum ſchuldig iſt, gegen gute Sitten und Anſtand, ja gegen die geſunde Vernunft, daß er uns daſelbſt im Texte die Strafe des „Zuchthauſes oder Nar-

*) Endlich hat der Herr Oberhofprediger einen Brief erhaſcht, den er Th. II, S. 13 der Beilagen drukken läßt. Es iſt ein Brief, den Hr. Obriſtlieutenant Keßler von Sprengseiſen am Ende des J. 1786, an, ich kann nicht wiſſen, welchen Freund geſchrieben; dieſem meldet er, ich habe ihn gefragt: ob Hr. D. Stark ſich noch in Darmſtadt befinde? Unmöglich kann ich izt noch wiſſen, unter welchen Umſtänden ich dieſe, wie mich dünkt, ganz unverfängliche Frage mag geſchrieben haben; und bewundre zugleich Hrn. Starks Wahrheitsliebe und Scharfſinn, wenn er hieraus meine Kabale, mein Beſtreben, ihm Feinde aufzuwiegeln, beweiſen will. Zugleich verſpreche ich, wenn ihm dies Ruhe geben kann, mich nie wieder um den Ort ſeiner Exiſtenz zu bekümmern. — Indeß iſt der arme Mann freilich zu bedauren. Er wollte gern wichtigere Briefe über uns dem Publikum vorlegen. Aber ſeine ganz unſtatthafte Eidesdelation über unſre Korreſpondenz nach Darmſtadt und dortigen Gegenden, ward als unſtatthaft verworfen. So auch ſein unſtatthaftes Geſuch um die Angabe unſrer Einſender, Mitarbeiter, u. ſ. w. (S. Prozeß, S. 86, 200, 286.) Dadurch kam er denn um unſre Korreſpondenz und um ſeine gehoften Beilagen. Der arme Mann! B.

„renhauſes“, und in der Note die Strafe „des „Staupbeſens, des Brandmarkes, des Zucht- „und Arbeitshauſes“ zuerkennt. Das thut ein Gelehrter! ein Geiſtlicher!! ein Oberhofprediger!!! Das thut er in einer Schrift, die er als Kläger unſern Richtern wie eine weitere Ausführung ſeiner Rechtsgründe vorlegen wollte!!!! Das iſt die Sprache der gekränkten Unſchuld!!!!!

Ueberhaupt ſcheint er zu glauben, er würde am kürzeſten mit uns fertig, wenn er den Arm der Rache und Strafe regierender Herren gegen uns aufriefe. Er ſchämt ſich nicht, Th. I, S. 239, f. in der Note, bei Gelegenheit ſeines Streites mit uns, drei falſche Nachrichten von Fürſten, denen unter öffentlicher Autorität in den Zeitungen widerſprochen worden, anzuführen, und dabei zu ſagen: „daß „die Berl. Monatsſchrift die erſte gewiſſe Veran- „laſſung zu dieſen ſchändlichen Mährchen gegeben, „daran mag wohl kein Menſch mehr zweifeln kön- „nen.“ Und eine dieſer falſchen Nachrichten betraf ſogar das hohe Königliche Haus, deſſen beglükte und auch für uns gnädige Regierung wir mit jedem Patrioten verehren! Auch dies lezte führte der Herr Oberhofprediger ſchon vor unſerem Richter an *). Wäre dies edel gehandelt; geſezt auch, unſre veranlaſſende Schuld ſei wahr? Wie iſt es aber izt zu nennen, da unſre ganze Schuld blos die Folge ſeines Unrechtes, bloß die Erdichtung ſeines rachſüchtigen Gemüths, kurz, bloß eine Lüge iſt? Er glaubte indeß, uns mit dieſer Autorität ganz verſtummen zu machen, und hat die Niederträchtigkeit, im Triumphtone hinzuzuſetzen: „Ob ſie „denn nun auch wohl noch mit Gellerts Widerſpre-

„cherin

*) S. Prozeß, S. 245.

„Gerin ausrufen werden: blau war der Hecht!“ Wir aber können Gottlob, ſicher unter dem Schutze der Geſetze und der Gerechtigkeit, welche unſer weiſe und gnädige König ehret und ausübt, — oder denkt der Herr Oberhofprediger beleidigend genug von Ihm, um dies zu bezweifeln? — wir können, zwar nicht wie ein zänkiſches Weib, aber ruhig und unbefangen als Männer, alles was wir bis itzt in dieſem Streit behauptet haben, wiederholen, zumal wenn es nicht anders als durch gehäſſige Lügen widerlegt wird. Wir werden uns nie mit Herrn Stark zur Beredſamkeit des Fiſchmarkts erniedrigen; die Stelle aus dem Gellert wird uns, wenn wir von ihm reden, nicht einfallen, wohl aber wird uns, ſo oft wir ſein ihn entehrendes Buch, dieſes ſchändliche Gewebe, deſſen Aufzug boshafte Rachſucht und deſſen Einſchlag Lügen und Verdrehungen ſind, in die Hände nehmen, die Horaziſche Stelle einfallen: Hic niger eſt, hunc tu — caveto; oder auch ſein Zuruf: Foenum habet in cornu; longe fuge! Doch nein, wir wollen nicht fliehen! Mag er denn, wenn er will, ſeine ſtumpfen Hörner gegen den Fels der Wahrheit vollends ablaufen!

Der Herr Oberhofprediger ſagt faſt an der nehmlichen Stelle ſeines Buchs (Th. 1, S. 241): „Die Geſellſchaft der Fürſten ſei zu vornehm für „ihn„; wie kömmt er denn dazu, immerfort Fürſten mit in ſeinen Streit zu ziehen? Er nennt uns, in ſeiner Art Witz, „Generalpolizeilentnante „des Glaubens *)“; man mögte ihn dagegen eben ſo

*) Ein guter Mann — quieſcat in pace! — nannte uns einſt in ſeinem ſchwachen Zorne: Polizeileutnante (ſ. Jannuar 1786, S. 53 unten). Hr. Stark, der gerne Witz borgt, hat dieſen noch verbeſſern und erhöhen wollen.

ſo: unwitzig = witzig den Generalanwald aller europäiſchen Souveräne nennen. Denn nicht genug, daß er uns im Allgemeinen „Fürſtenſchänder" ſchimpft; er geht auch mehr ins Detail, und fordert verſchiedene Regierungen, die wir ſollen beleidigt haben, gegen uns auf. Z. B. gleich auf den erſten Blättern: die Regierung von Schleſien, den Herzog von Meklenburg = Schwerin; ferner mehrmals den König von Preußen *), den römiſchen Kaiſer, u. ſ. w. u. ſ. w. und Th. II. S. 391. ſogar den Kanton Zürch. — Ja, auch gegen Fürſten, die wir nicht nennen, ſollen wir Hochverrath begangen haben. Es wird im April 1785 S. 381, fragend und mit Bitte um weitere Nachricht und Belehrung (wie der Herr Oberhofprediger ſelbſt eingeſteht), angeführt, was von zwei deutſchen Prinzen in den Hamburger und Altonaer Zeitungen geſtanden hat. Es werden die Zeitungen genannt, und die Artikel daraus wörtlich abgedrukt. Sie enthalten Widerrufe einer vorhergegangenen Erzählung. Es iſt nichts davon bekannt, auch gar nicht wahrſcheinlich, daß die durchlauchtigen Prinzen gegen jene Zeitungsſchreiber eine Klage angebracht hätten; warum ſoll denn der

*) Dieſem Herrn Oberhofprediger kann man es ſchwerlich Recht machen, Ich rede im Auguſt 1786 der Monatsſchrift von dem bisher in Rom verweigerten Preußiſchen Königstitel; und muß dabei auch den König von Preußen, und den Staatsminiſter Herrn Grafen von Herzberg, der uns Selbſt darüber einen Aufſatz geſchenkt hatte, anführen. Hiebei muß ich nun wohl keine „Fürſtenſchändung „und Ehrenraub", wie es ſonſt bei ihm immer heißt, begangen haben. Dagegen wirft er mir nun aber (Th. I. S. 304) „meine vielen Reverenzen gegen den Miniſter und den König" vor. B.

der nochmalige Abdruk verboten ſein? Aus Ehrfurcht wurden indeß die in den Zeitungen genannten Namen der Prinzen in der Monatsſchrift ausgelaſſen. Alles dies hilft nichts. Der Herr Oberhofprediger ſchreit dennoch, Th. II, S. 31.: „Warum trägt Hr. B. Bedenken, den Erbprinzen zu nennen?“ (Nun iſt gar ehrfurchtvolles Bedenken ein Verbrechen.) „Iſt er ein ehrlicher Mann, ſo „nenne er ihn. Aber auch, wenn er dies leiſtet“ (d. h. wenn er ſich als ein ehrlicher Mann zeigt), „was iſt er anders, als ein ehrloſer Fürſtenſchän„der“ (alſo ehrlich, und ehrlos, zugleich!), „der „ſich nicht ſcheut, eine Zeitungslüge“, (und deren Widerruf, haben der Herr Oberhofprediger vergeſſen) „zu wiederholen. — Ferner: Was ſind „dies alles als Zeitungsnachrichten?“ (Sind ſie denn für etwas anders gegeben?) — —

Solche Dinge erlaubt man ſich gegen uns! Indeß, die B. Monatsſchrift iſt es ſchon gewohnt, daß man, ſtatt Widerlegungen, ſich Unwahrheiten, Verläumdungen, und die gehäſſigſten und zugleich grundloſeſten Anſchuldigungen erlaubt. Hat man doch ſogar neulich in einer verächtlichen Schrift: „Archiv der Schwärmerei und Aufklärung,“ herausgegeben von einem gewiſſen Schulz in Altona, eine Verfälſchung der B. Monatsſchrift begangen, um ſie des Majeſtätsverbrechens anklagen zu können. Es wird daſelbſt im 2ten Heft, S. 120 der treſliche hiſtoriſche Aufſatz des Herrn Kuhn über die Bekehrung der Königin Chriſtina erwähnt. Wenn in demſelben, bis auf die neueſten Zeiten herab, die Bemühungen der römiſchen Kleriſei um die Wiedererlangung Schwedens erzählt und dokumentirt werden, der verkappte Jeſuit Johann Stark 1671, und die verkleideten Jeſuiten 1747 — ſo

heißt

heißt dies alles hier, Vorſpiegelung. In dem genannten Aufſatze (Auguſt 1787, S. 165) wird am Ende geſagt: „den Gerüchten von der Religionsveränderung einer großen Perſon in Schweden iſt öffentlich zur Freude aller Proteſtanten widerſprochen worden; und nur die Zukunft kann uns über den Urſprung derſelben belehren.“ Dieſer letzte unſchuldige, aber nicht müßige, Zuſatz — denn iſt es nicht wichtig zu wiſſen: welche Partei es wagen konnte, zuerſt ſolche Gerüchte ins Publikum auszuſtreuen? und in welcher Abſicht ſie es that? — dieſer Zuſatz wird in dem elenden Archive der Schwärmerei verdreht. Er wird fälſchlich ſo angeführt: „die Zukunft werde uns über dies Ge„rücht“ (nicht, wie es doch im Aufſatz heißt, über deſſen Urſprung) „belehren können“, und nun wird dies gar auf die Wahrheit des Gerüchtes gedeutet. Man hätte freilich in der Monatsſchrift, heißt es, nicht wagen können, öffentlich die Sache ſelbſt zu behaupten; man hätte daher geſucht, die Wahrſcheinlichkeit zu zeigen, u. ſ. w. — Pfui der Schande!

Der Herr Oberhofprediger Stark hat nunmehr bekanntlich zwei dikke Bände gegen uns geſchrieben. Der erſte Band iſt, ohne die Vorrede, 608 Seiten in Großoktav ſtark; und enthält dennoch von der eigentlichen Sache, die man wiſſen wollte, — gar Nichts. Dagegen iſt er aber ſo voll von rabuliſtiſcher Verdrehung, leidenſchaftlicher Heftigkeit, von plumpen Schimpfworten, groben Injurien, und hämiſchen Chikanen, daß alle Leute von Geſchmak, von Verſtand, und von Gefühl der Ehre, ihren Ekel und Abſcheu dagegen bezeugt haben. Aber noch viel mehr werden ſie dies über den izt erſchienenen zweiten Theil — äußerlich und inner-

lich

ſich ein Ungeheuer! — thun müſſen. Er enthält, ohne die Vorrede, 404 und 152 und 384 und 54 Seiten, zuſammen 994; und liefert wiederum von der eigentlichen Hauptſache — faſt gar Nichts. Auch ſcheint der Herr Oberhofprediger dies ſelbſt zu erkennen. Denn, ungeachtet dieſer, mit Vorreden u. ſ. w. zuſammen betragenden ſiebzehnte, halbhundert Seiten, wo wohl Raum genug zu ſeiner Vertheidigung geweſen wäre, kündigt er itzt noch einen Nachtrag an, der denn wohl das Beſte enthalten wird. Wahrlich, es fällt einem das bekannte Geſchichtchen von dem ungeſchikten Zahnarzt hierbei ein, der mit vieler Weitläuftigkeit und unter vielen Schmerzen des Kranken endlich — einen geſunden Zahn, der nah an dem beſchädigten ſtand, herausriß. Er ſetzte noch einmal an, und unter langer und martervoller Operation kam — der zweite Nachbar des geſuchten Zahnes, wiederum ein ganz geſunder, heraus. Sind Sie endlich fertig? ſchrie der geplagte Kranke mit einer ſehr verzeihlichen Ungeduld. „Noch nicht", erwiederte gravitätiſch der Scharlatan, ohne ſich irren zu laſſen, "ich habe mir nur erſt Platz geſchafft." Ach, der Peinleidende Patient konnte unter den zwei unglüklichen Operationen kaum ſoviel ausſtehen, als der geduldigſte Leſer unter der ſchweren Hand des Herrn Oberhofpredigers bei dieſen 1642 Seiten leidet, auf die nun noch ein Nachtrag, wahrſcheinlich wieder ein mäſſiges Bändchen zwiſchen 600 und 1000 Seiten, folgen ſoll.

Jeder muß eingeſtehen, daß Herr Stark nicht mit der Ruhe und Kälte eines Mannes geſchrieben hat, der, mit völligem Bewußtſein, nicht nur davon, daß er wirklich unſchuldig iſt, ſondern auch, daß er keinen Anlaß zum Verdacht gegeben hat,

Andre

Andre von ſeiner Unſchuld überzeugen will. Kunſt und Liſt hat er freilich genug angewandt. Vornehmlich ſoll es ihm zur Rechtfertigung helfen, daß er ſeine Gegner groſzer Verbrechen gegen Gott und den Staat beſchuldigt. Nur Schade, daß er ſich hierbei zu Unwahrheiten und gehäſſigen Verläumdungen hat erniedrigen müſſen. Wir haben oben einige Exempel davon angeführt, wozu uns der vorſtehende Aufſatz des Herrn Hofraths Zimmermann Gelegenheit gab. Denn ſonſt verachten wir dergleichen zu ſehr, als daß wir es einer Widerlegung würdigten. Ruhig glauben wir, bei ſolchen grundloſen Anklagen uns auf die Empfindungen aller Leſer unſrer Monatsſchrift verlaſſen zu können. — Vorzüglich auffallend iſt es, daß der Herr Oberhofprediger, beſonders im zweiten Theile, die Schimpfwörter: Injuriant, Kalumniant, Pasquillant, ſo ohne Maaß und Ziel gebraucht; da er uns doch bekanntlich als Injurianten verklagt, aber ſeinen Prozeß mit allen Koſten verloren hat. Auffallend iſt es, daß er dieſe gehäſſigen Beſchuldigungen ſo vorzuſtellen ſucht, als könne kein Menſch von Einſicht und Unpartheilichkeit an deren Wahrheit zweifeln; und einer der Erſten Gerichtshöfe in Europa hat, nach Erwägung der Starkiſchen Klagſchriften und [illegible] Protocolle, und nach ſorgfältiger Unterſuchung der Sache, doch die Unſtatthaftigkeit aller dieſer Beſchuldigungen poſitiv erklärt. — Ein anderer Kunſtgriff iſt: ſo viel fremde Dinge hineinzumiſchen, und dieſe mit groſzer Weitläuftigkeit zu behandeln, daß der den Leſer verwirren, und dieſer nicht auf die Dürftigkeit der Behandlung der eigentlichen Streitfrage merken ſoll.

Wegen

Wegen aller dieſer Urſachen iſt es für jeden unparteiiſchen Leſer äußerſt ermüdend, ſich durch dieſe beiden dikken Bände durchzuarbeiten. Es iſt kein angenehmes Feld der Lektüre, ſondern ein wahrer Sumpf voll garſtiger Pfützen und ſchmutziger Stellen; und oft bekömmt man Luſt, ſich von dem, welcher dieſen Pfuhl ſelbſt abſichtlich angelegt hat, unwillig loszureißen und ihn ſeinem Moraſte zu überlaſſen. — Indeß, uns kömmt es zu ſehr auf die einmal durch die Monatsſchrift zur Sprache gebrachten Sachen und deren Wahrheit an, als daß wir nicht, mit jeder Mühe und Unverdroſſenheit, dieſelben erörtern ſollten. Bei dieſer Gelegenheit, wo wir von dem Herrn Oberhofprediger reden mußten, verſprechen wir alſo zugleich unſern Leſern: künftig, ſobald es Zeit und Umſtände erlauben, aus ſeinem ungeheuren Geſchreibe alles das, was die von uns über den Verfaſſer geäußerten Punkte betrifft, unparteiiſch zu liefern, um den einzigen wahren Richter unter uns, das Publikum, in Stand zu ſetzen, über dieſe wichtige Materie zu urtheilen. Wir ſelbſt werden nicht entſcheiden; aber wir werden, wie jeder nur etwas billige Freund des Herrn Oberhofpredigers eingeſtehen ſoll, nichts Wichtiges, und, wohl zu merken, nichts zur Sache Gehöriges auslaſſen. — Daß Herr Stark ſelbſt mehr als einen zur Sache gehörigen Umſtand ausgelaſſen, wird jeder aufmerkſame und mit der ganzen Streitſache im Zuſammenhang bekannte Leſer von ſelbſt bemerken, und wenn er dies und überhaupt die ſeltſamen Wendungen und Seitenſprünge des Herrn Oberhofpredigers gewahr wird, wohl ſchwerlich mit Herrn Oberkonſiſtorialrath Büſching ſympathiſiren, deſſen anfängliche „Unruhe und Bangigkeit itzt durch dieſen zweiten Theil der Starkiſchen Schrift, wie er verſichert (Wöchentliche Nachr. St. 52, vom 24. Dec. 1787) völlig geho-

hen und weggeſchaft iſt.“ Wünſchen aber wird er zugleich, daß Herr O. K. R. Büſching den bedenklichen Weg, von dem er, wie er ſagt, ehedem den Herrn Oberhofprediger glüklich abgehalten, etwas näher beſtimmt hätte. Es ſcheint doch, daß Herr Stark ſchon ſehr früh bedenkliche Wege geliebt habe. Berlin, den 28ſten Decbr. 1787.

Die Herausgeber.

5.

Zur Geſchichte des Bremiſchen Magnetismus.

Beurtheilung des Wienholtſchen Beitrages zu den Erfahrungen über den thieriſchen Magnetismus.

Lange iſt keine Schrift von allen, die auf das Magnetiſiren in Bremen ihre Aufmerkſamkeit richteten, mit größter Begierde erwartet worden, als die, womit Herr Doktor Wienholt endlich das leſende Publikum beſchenkt hat. Denn er hatte eine treue Darſtellung der von ihm bei drei deſorganiſirten Perſonen gemachten Beobachtungen verſprochen. Selbſt in Reimen ward die Erwartung dieſer Schrift von einem Parteigänger des Magnetismus, der Land und Leute für die neue Wunderkur einzunehmen, und jedermann gegen die Beſtreiter derſelben aufzubringen geſucht hatte, beſungen, obgleich nur der geheime Zirkel der Gläubigen damit erbauet wurde. Auch die, welche den Grund dieſer neuen Kur für nicht ſehr ſicher hielten, mußten ſich viele Aufſchlüſſe verſprechen. Alſo war die Er-

wartung auf allen Seiten geſpannt, bis es nun ſeit dem Anfange voriger Woche hier einem jeden durch die öffentliche Bekanntmachung des Beitrags vergönnt iſt, ſein Urtheil nach ſeiner Einſicht darüber zu fällen. Verſichert bin ich, daß die Meinungen über den Werth dieſes Produkts nicht ſehr getheilt ſind, und daß es dadurch auch abermal beſtätigt wird, daß das Anſehn von neuen Wunderkuren von dem, der ſie ausüben zu können vorgiebt, am ſicherſten untergraben werde, ſobald er ſein Unternehmen ſchriftlich zu rechtfertigen wagt. Doch ich laſſe es einem jeden frei, aus dieſen Erfahrungen über den thieriſchen Magnetismus das heraus zu nehmen, worin er am meiſten Widerſprüche zu finden, oder am meiſten Zuſammenhang anzutreffen glaubt. Ich begnüge mich, nur das heraus zu heben, was mir in der Schrift beſonders wichtig ſein mußte, nehmlich die Art, wie Hr. Dr. W. ſeine anonymiſche Gegner in Bremen behandelt.

Dieſen, und beſonders dem Verfaſſer des Schreibens an Hrn. Dr. Wienholt, welches den Briefen von und über Lavater angehängt war, werden Verläumdung und Läſterung der Unſchuld, Injurien, bittre Perſönlichkeit, Unanſtändigkeit, die thörichteſte Eigenliebe und der dummſte Stolz, ein unedles, niedriges, unredliches Betragen, unausſprechliche Liebloſigkeit, Mangel an Delikateſſe, hämiſche Seitenblikke, unwürdige Anſpielungen, eine Verſündigung wider das erſte Geſetz der Natur und noch mehr wider die Moral des Chriſtenthums, ein Inquiſitionsgericht, unverſchämte hämiſche Fragen, und eine Menge andrer Untugenden Laſter und Sünden vorgeworfen. Dabei wird an ein höheres Gericht appellirt, das Gericht einer beſſern Nachwelt, des edlern Theils der Zeitgenoſſen, an das Gewiſſen und den höhern Richter, der den ehrlichen Mann einſt nicht nach den oft nur zu ſchie-

ſen Urtheilen ſeiner Zeitgenoſſen, ſondern nach der Wahrheit richten wird! Wer ſollte glauben, daß jener Brief, den der Herr Doktor entweder ſelbſt oder mit der Feder eines andern beantwortet, ſolche Schmähungen und ſelbſt die feierliche Appellation verdient, da er dieſem Briefe doch ſelbſt einen äußern Schein von Anſtand und Beſcheidenheit beilegt, ſelbſt von dem Eindruk ſpricht, den er auf verſchiedne dem Hrn. Dr. wichtige Männer gemacht, ja ſogar mehrere günſtige Beurtheilungen davon abdrukken läßt, die doch unmöglich alle von partheiiſchen und beſtochenen Richtern herrühren können.

Ich überſehe gern die Armuth des Geiſtes, mit welcher der Anfang des Briefes und noch eine Stelle in der Mitte und gegen das Ende deſſelben parodirt iſt: ein Kunſtgriff, der Kindern, die ſelbſt nichts zu denken wiſſen, gewöhnlich iſt. Noch verächtlicher ſind mir die kleinen Nekkereien und Zierereien, wie z. B.: „Sie ſind ſehr gütig, mein Herr, mein Herr! der Sie ſo viel zu wiſſen glauben. Bravo! nun wiſſen wir, wie wir daran ſind" — nebſt allem übrigen erborgten Witz. Ich verderbe meine Zeit ungern mit unnöthigen und unnützen Dingen, die ſchon längſt ausgemacht ſind; daher werde ich ſelbſt die einzelnen Stellen des Briefes entgegengeſetzten Antworten nicht wieder vornehmen, um dem Leſer in ſeinem Urtheil über die Schrift und Antwort nicht vorzugreifen. Ich verweiſe bloß in Abſicht auf die angebrachte Erklärung von den Vorherverkündigungen einzelner zufälliger künftiger Dinge, die keine Weiſſagungen heißen ſollen, und die Bewirkungen derſelben, wobei kein Wunder ſtatt haben ſoll, beſonders auf das 4te Heft des magnetiſtiſchen Magazins, worin zugleich die Vergleichung des Magnetismus mit den natürlichen Begebenheiten und mit den Erfindungen des Galilei und Newton weiter ausgeführt iſt.

 Nun

Nur wenn der Antwortſchreiber glaubt, daß ihm mit Grunde nicht vorgeworfen werden kann, irgend etwas Wichtiges ausgelaſſen zu haben, ſo muß ich, wenn ich auch die Entſchuldigung anneh- me, daß ihn die erſten Seiten nicht angehen, den- noch erinnern, daß folgende Punkte, die manchem wichtig dünken, nicht berührt ſind. Die mit Lava- tern vor ſeiner Anweſenheit in Bremen über die Krankheit der erſten Patientin geführte Korreſpon- denz; die Magnetiſirung des Waſſers und das Ver- langen nach demſelben während des Schlafs; die Beraubung des Geſichts bei der Verfeinerung der unedleren Sinne; die Nothwendigkeit der Unter- ſuchung der Rechtmäßigkeit und Anſtändigkeit eines Mittels, ehe man es gebraucht; die Möglichkeit, daß das durch die Desorganiſation erwekte Delirium in eine fortdaurende Verrüktheit übergehe; und, was unſre Stadt beſonders betrift, die gröſſe Zer- rüttung und Verwirrung, die in Bremen durch den Magnetismus erregt ward. Gern will ich glauben, daß dieſe Punkte auf die Art, wie es mit den übrigen Stükken des Briefes geſchehen, leicht zu beantworten ſind; indeſſen verdiente es doch be- merkt zu werden, daß man die Antwort gänzlich vermißt.

Ich erkläre mich alſo hiemit für den Verfaſſer jenes Briefes, damit ich, zwar nicht den Brief ſelbſt, der bei den Wenigſten einer Rechtfertigung bedarf, aber doch den Verfaſſer deſſelben deſto beſ- ſer vertheidigen kann. Ihm wird vorgeworfen: warum er nicht die Sache genauer unterſuchen, und, ſtatt die Data aus unlautern Quellen zu ſchöpfen, und auf Dicenterieen und Stadtgeſchwäz zu bauen, ſich nicht lieber an Herrn Doktor Ol- bers oder an Herrn Dr. Wienholt ſelbſt habe wen- den wollen. Was wird man aber nun ſagen, wenn dies wirklich geſchehen iſt? Herr Doktor Olbers

 wird

wird ſich erinnern, wenn Er Donnerstags den 7. Dec. vorigen Jahrs des Nachmittags von 3 bis 4 Uhr eine Stunde in ſeinem Hauſe ſchenkte, und was Er damals mit ihm geſprochen, nachdem Er ihn den Montag vorher im Muſeum in einem ziemlich hohen Tone gewarnt hatte, nicht voreilig über die Sache zu urtheilen. Alle meine Aufmerkſamkeit war auf ſeinen ſehr zuſammenhangenden Vortrag gerichtet, ſo daß mir kein Wort leicht entgehen konnte. Auch brachte ich, ſobald ich nur Zeit fand, das Gehörte zu Papier, woraus denn, ſobald meine Amtsgeſchäfte es nur zulieſſen, das Schreiben an Herrn Dr. Wienholt entſtand, das jedoch nicht die Abſicht ihn zu belehren haben ſollte; denn das ſchien mir bei Vorausſetzung ſeiner Ueberzeugung unmöglich, und er ſelbſt nennt ſich S. 51 ſeiner Beantwortung, damals ſchon zu ſehr verſtrikt, und ſo verſtokt, daß Gründe, wie die meinigen, auf ihn nichts wirken konnten. Der Zwek, warum ich meine Gründe gegen den Magnetismus in einen Brief an ihn einkleidete, war, wenn ja das noch einer Erläuterung bedarf, nur der, die Sache deſto einleuchtender zu machen, wenn ich mir getrauete, meine Gegenvorſtellungen ſelbſt dem erſten Ausüber dieſer Kunſt vorzulegen. Für die Wahrheit der angeführten Thatſachen muß alſo Herr Dr. Olbers haften; die einzige Geſchichte mit den 16 Pulvern ausgenommen, welche mir Herr Dr. Bicker mittheilte. Aus Herrn Doktor Olbers Munde ſind die Worte: Delirium, welches er mir noch dazu ausführlicher beſchrieb, Entzükkung, Ekſtaſe, Divination, die er freilich nicht außer dem Wirkungskreiſe der Patientinnen ſezte, und andere genommen. Von ihm erfuhr ich, daß bei der erſten Kranken, da der magnetiſche Schlaf nicht hatte eintreten wollen, die Einbildungskraft derſelben, wie er ſich ausdrükte, auf alle mögliche Weiſe

von den Aerzten erregt ſei; daß er den Verſuch bei der zweiten Patientin ſelbſt vorgeſchlagen, welches zur Berichtigung der von ihr aufgeſtellten Krankengeſchichte S. 66. dienen kann; und daß auch dieſe durch Schriften zu ihrem divinatoriſchen Zuſtande vorbereitet ſei, welches doch Herr Dr. W. S. 68 zu verneinen ſcheint, wenn er anzeigt, daß die Kranke die Deslonſche Schrift zu leſen nicht im Stande war. Für die Wahrheit dieſer und aller übrigen angezeigten Begebenheiten muß der Hr. Dr. Olbers bürgen, bloß das Räſonnement darüber iſt mein. So ſehr ich dies als mein Eigenthum anſehen und dafür haften muß, ſo auffallend war es mir, daß Herr Doktor Olbers von demſelben abging, da wir über den Markardſchen Brief und über die Thorheit der Meßmerſchen Erfindung bisher ſo einſtimmig gedacht hatten. Daß aber dennoch damals kein völliger Glaube an den Magnetismus ſich bei Herrn Doktor Olbers gefunden haben müſſe, beweiſt der S. 105 der Krankheitsgeſchichte angeführte Verſuch, der den 10 Januar dieſes Jahrs noch nicht hatte gelingen wollen; wenn man ein Spielwerk von geſetzt ſein ſollenden Männern noch einen Verſuch nennen will.

Dem Verfaſſer jenes Briefes an Herrn Dr. W. wird ferner ein perſönlicher Haß gegen ihn und die Familie der erſten Patientin vorgeworfen. Sagte Herr Dr. W. nicht, daß er ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit ſeinem Beitrage beſchloſſen hätte, ſo würde ich ihn auffodern, mir ſchriftlich darzuthun, was wir denn jemals mit einander gehabt, ob je ein Wortwechſel unter uns vorgefallen ſei, ob er mir oder ich ihm je unhöflich begegnet, oder ob irgend eine Art von Beleidigung den vermeinten Haß könne hervorgebracht haben? Nun aber, da ich von ihm keine Antwort erhalten kann, will ich mit dem edlen Stolze, den mir ein gutes

Gewiſſen giebt, für mich geſtehen:, daß ich keinen einzigen auf dem ganzen Erdboden kenne, den ich haſſe, wenn ich gleich Fehler andrer mißbillige, und dem Schaden, den ſie anrichten können, ſo viel an mir iſt, vorzubauen ſuche. Kann man denn nicht Wahrheit bloß darum, weil ſie Wahrheit iſt, bekannt machen, und Irrthum darum, weil er Irrthum iſt, beſtreiten? Ich habe die mediciniſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe des Herrn Dr. W. gerühmt, ich habe ſein menſchenfreundliches Herz gelobt. Mein Lob mag ihm angenehm ſein oder nicht, ſo nehm ich doch von dem, was ich gutes von ihm geſagt habe, bis dieſe Stunde keinen Tittel zurük. Denn die Proben davon zeigen ſich in ſeinen täglichen Handlungen und in den glüklichen Kuren, die er außer dem Magnetismus verrichtet. Aber der Mann von dem beſten Herzen, und von ſchönen Kenntniſſen in ſeinem Fache kann doch irren, beſonders wenn er ſich außer demſelben herauswagt, wie dies der Fall iſt, wenn ein Arzt Wunder thun will. Er kann dabei die edle Abſicht haben, Menſchennoth zu lindern; und die iſt ihm von keinem, der aus Bremen etwas darüber geſchrieben hat, abgeſprochen worden. Aber er muß doch bedenken, wie beſtürzt und verwirrt alles über die neue Kur war, und welche der Religion nachtheilige Urtheile durch die Idee erwekt wurden, daß Chriſtus und ſeine Apoſtel ſich bei ihren Wundern auch des Magnetismus bedient hätten; auch wie bei der Ausbreitung dieſes vermeinten Hülfsmittels hier eben ſo leicht, als in Paris und in dem ſüdlichen Frankreich die Ausübung deſſelben, zum größten Verderb der Sitten, Wollüſtlingen in die Hände fallen könnte. Wenn ich dergleichen Misbrauch zu verhindern geſucht habe, und dieſe Abſicht muß man mir zutrauen, bis man eine andre beweiſen kann, warum ſollte mein Vorſatz der ge-

we-

weſen ſein, an dem Herrn Dr. zum Ritter zu wer-
den? Noch habe ich keine Gelegenheit gegeben,
mich für ſtreitſüchtig zu halten, und mich auch in
der gelehrten Welt nicht alſo bekannt gemacht. Es
iſt wahrlich keine angenehme Sache, den Verbin-
dungen, worin man mit andern ſteht, die Wahr-
heit vorzuziehn; und ſich durch freimüthigen Wi-
derſpruch hundert äußern Unannehmlichkeiten aus-
zuſetzen. Und das war in der That der Fall, als
der Verfaſſer den Brief, den der Herr Dr. allein
einer Antwort würdigt, ſchrieb. Aber warum
mußte er zuerſt ſchreiben? Ich antworte: ihn be-
rechtigte dazu die allen Menſchen eigenthümliche
Freiheit ſelbſt zu denken, und nicht ohne Unterſu-
chung dem Urtheile andrer zu folgen; dann aber
auch der Beruf jedes denkenden Mannes, das was
wir nach reifer Ueberlegung für gemeinſchädlich
erkannt haben, nach unſerm Vermögen zu hindern;
und endlich die Gewißheit die er hatte, daß er nicht der
einzige ſei, der eine allen unſern bisherigen Begriffen
widerſprechende Kur zu mißbilligen ſich unterſtand.

Dem Verfaſſer des Briefes werden ferner Vor-
urtheile gegen Lavater beigelegt. Es iſt ein Vor-
wurf für ihn, daß er Lavatern nicht gekannt, ſich
in ſeine Lage und Umſtände nicht zu verſetzen ge-
wußt habe, daß mehrere Falſa von ihm in ſeinem
Briefe vorkommen, und daß er ſich unrichtige Dar-
ſtellungen von manchem, was einige ſeiner Freunde
ſollen geſagt oder gethan haben, erlaube. Lavater
iſt alſo das Heiligthum, das ich ohne ein Maje-
ſtätsverbrechen zu begehen, nicht antaſten durfte,
und weswegen ich ein Falſarius genannt zu wer-
den verdiente. Aber es wäre doch beſſer, daß man
mir das Uebertriebene in meiner Beſchreibung von
ſeinem Betragen in Bremen und von der unge-
bührlichen Ehre, die man ihm erwies, da ihn
einige ſogar den kleinen Herregott nannten, in

einzelnen Fällen gezeigt hätte. Einen Irrthum habe ich freilich begangen, da ich von ſeinem Aufenthalt in Göttingen ſagte, daß er daſelbſt ſo viel Stunden als hier Tage zugebracht habe. So hieß es damals. Das iſt aber wohl ein verzeihlicher Irrthum. Oder iſt es ein Falſum, beſonders wenn man ſo gewiſſenhaft iſt, ſich bei Perſonen, die von Göttingen kamen, zu erkundigen, wie lange er ſich daſelbſt aufgehalten, wie ich mehr als einmal gethan, und nun den chronologiſchen Fehler in meinem Briefe dahin verbeſſere, daß er vier bis fünf Tage da geweſen iſt. Aber was thun dieſe Stunden oder Tage zu dem, was ich über den Zweck ſeiner Reiſe, nach Bremen zu kommen, und daſelbſt den Magnetismus einzuführen, geſagt habe? Es heißt ferner, daß ich mich in ſeine Lage und Umſtände nicht zu verſetzen wiſſe. So ganz unmöglich ſcheint mir dies doch nicht zu ſein. Denn ich hätte an ſeiner Stelle nie an eine Reiſe nach Bremen gedacht, und wäre vor dem Thore umgekehrt, oder hätte mich ſogleich wieder aus der Stadt weggemacht, wenn ich den durch mich erregten Auflauf geſehen hätte. Auch würde ich mir nimmermehr ſeine Celebrität und noch weniger durch die von ihm angewandten Mittel verſchaft haben. Allein der ganze Fehler liegt an mir, daß ich ihn nicht kenne, welches mir zu wiederholten malen vorgerükt wird. Perſönlichen Umgang habe ich freilich mit ihm nicht gehabt; aber ſeine Schriften können mir doch nicht ganz unbekannt ſein. Ich ſchäze das Gute in denſelben, ſo wie überall wo ich es finde. Einige ſeiner Geſänge und Lieder gefallen mir; ſeine Predigten nicht ſo ſehr, weil mir die Darſtellung der Sachen und ihre Einkleidung nicht das Geſunde und Ueberzeugende hat, was man bei Spalding, Teller, Zollikofer, Mosheim und Jeruſalem findet, und weil nach meiner Em-

pfin-

ſindung darin nichts weniger als wahre Bered-
ſamkeit herrſchet. Seine andre Schriften, worin
ſo viel myſtiſches Dunkel herrſcht, und in denen
die undenkbarſten Sachen vorgetragen werden,
müſſen dem, der nicht nach leeren Empfindungen
haſcht, ſondern gründliche Unterweiſung ſucht, un-
ausſtehlich vorkommen. — Nach ſeiner Lehre von
der Gebetskraft erwartet er der Vernunft und
Schrift entgegen von ſeinen Bitten die Abhelfung
jeder irdiſchen Noth. Sein feſter Glaube ſoll über-
natürliche Dinge hervorbringen, da eine geſunde
Religion unſern Glauben an Gott in die Uebung
der Wahrheiten ſetzt, die auf Gottes Vollkommen-
heiten beruhen, und zur wahren Beſſerung unſers
Herzens wirken. Die Gabe, noch anjetzt Wunder
zu thun, hält er nicht allein für möglich, ſondern
für das einzige Kennzeichen eines wahren Chriſten,
und er ſelbſt erklärt ſich, daß er noch kein Chriſt
ſei, wobei ihn denn ſein Freund Pfenninger tröſtet,
daß er doch zum öftern die Erhörung des Gebets
erfahren. Das treibt ihn an, auf ſinnliche Beweiſe
für das Chriſtenthum auszugehen. Der Bibelgott
iſt ihm nicht der Gott der Theologen und Philoſo-
phen. Nur ſinnliche Genießbarkeit Gottes und
Chriſti, einen phyſiſch moraliſchen Einfluß Gottes
ſucht er zu erlangen, und ſehnt ſich beſtändig, Chri-
ſtum oder auch nur das geringſte von ihm zu
ſehen, ſo ſehr auch die Schrift alles leibliche Sehen
für unnütz erklärt. Beſonders hat ſeine zügelloſe
Einbildungskraft dann freies Feld, wenn er in
die Engelwelt übergeht, die ſichtbare Herrſchaft
Chriſti mit allen den Dingen die vorangehen und
die dadurch bewirkt werden beſchreibt, und die je-
dem geſunden Verſtande unbegreifliche Beſchaffen-
heit des Menſchen in jenem Leben angiebt. Will
Lavater durch dergleichen Vorſtellungen der Frei-
denkerei und dem Unglauben wehren, ſo mag ſeine

Abſicht ganz gut ſeyn, obgleich auch die Eigenlich etwas außerordentliches vornehmen zu könne ſich gar zu leicht in das Spiel der Imaginatio miſcht. Der Beförderung einer vernünftigen Gottſeligkeit aber wird ſolch Erregen ungegründeter Empfindungen und Vorſtellungen immerdar nachtheilig ſeyn. Ja die Schwärmerei iſt der geradeſte Weg zum Unglauben, oder zur Verleugnung der richtigſten Wahrheiten, die auf deutlichen Begriffen von Gott beruhen. Und widerſpricht das Betragen eines Schwärmers den Grundſätzen einer vernünftigen Gottesverehrung, ſo tröſtet er ſich dafür mit ſeinen verworrenen Empfindungen. Sei indeſſen Lavater immerhin der ehrliche Mann, der keiner vorſetzlichen Unwahrheit fähig iſt; aber er kann ſich doch täuſchen laſſen, und zeigt es in Anſehung Schröpfers, Gaſſners, Kaglioſtro, Gablidons. Auch liefert Pfenningers chriſtliches Magazin viele ſchöne Geſpenſterhiſtorien, und andre vortrefliche Wundermährchen. Wenn Lavater die nun auch erfahren zu haben erzählte, und die Umſtände, worunter er ſie geſehen oder von andern gehört hätte, angäbe; müßte man denn auf Lavaters Ausſage Geſpenſter glauben? Deklamationen können freilich ſeinem Charakter nichts nehmen; aber die Thatſachen, auf welche doch die Herrn bei Dingen, die noch zweifelhaft ſind, dringen, müſſen alle blinde Anhänglichkeit an einen Mann, der bei aller an ihm geprieſenen Engelreinigkeit doch immer ein Menſch bleibt, zerſtören und das Urtheil über ihn berichtigen.

Ein neuer Vorwurf wird dem Verfaſſer des Briefes daraus gemacht, daß er das öffentlich verſprachne Protokoll nicht abgewartet; und in dem Antwortſchreiben wird zu 9 verſchiedenen malen auf die Species Facti hingewieſen, woraus er ſich eines beſſern hätte belehren und daraus urtheilen lernen

ſol-

ken, ehe er ſich zum Schreiben niederſetzte. Dennoch findet es Herr D. Wienholt für gut, dieſe neue Darſtellung der an der erſten Patientin gemachten Beobachtungen zurück zu behalten, und zwar ſo, daß niemals davon etwas wird bekannt gemacht werden. Ich will über dies ſonderbare Benehmen kein dem Hrn. D. Wienholt unangenehmes Wort ſagen; denn es mag ihm ſauer geworden ſein, das Verſprechen nicht zu halten, und er handelt darin als ein aufrichtiger Mann, daß er dieſes Protokoll, worauf doch bei Entſcheidung der Sache alles ankömmt, nicht zu einer andern Zeit zu liefern verſpricht, und ſich dann doch an der Bekanntmachung deſſelben hindern läßt. Nur wünſchte ich, daß er andre Urſachen angeführt hätte. Was enthält der Auguſtmonat der Berliniſchen Monatsſchrift und das 3te Heft des magnetiſtiſchen Magazins, was ihn nicht vielmehr zu der Herausgabe hätte ermuntern müſſen? Und doch ſollen nur ſie Schuld ſein, daß der Herr D. nicht die verſprochne und erwartete Krankheitsgeſchichte liefert. Es wird in beiden Stükken das unterſucht und beſtätigt, was der Herr D. in ſeinen Anzeigen im Hamb. Korreſp. für unbeſtimmt, halbwahr und halbfalſch angegeben hatte. Dies geſchieht mit Gründen, die aus den Bickerſchen Briefen und aus der Erklärung des Herrn Dr. Olbers gegen mich hergenommen waren. Es war natürlich, daß der Verfaſſer der beiden Aufſätze die Sachen von einer andern Seite als Herr Dr. Wienholt anſah, und in ſeinem Urtheile darüber von ihm abging. Fehlte nun etwas an der Berichtigung der Thatſachen, wer war mehr als der Herr Dr. dazu im Stande?

Auch das kann keine Urſache ſein, warum Herr Dr. W. die verſprochene Krankengeſchichte zurückhält, weil in den beiden angeführten Stük-

ken der Auszug eines Briefes von ihm an Herrn Hofrath Feder angeführt iſt. Selbſt wenn er entſtellt wäre, und dem Herrn Dr. Behauptungen, an die er nie gedacht, beigelegt würden; ſo müßte er dieſe Blößen ſeiner Gegner aufgedeckt haben, damit das Publikum darüber belehrt würde. So gütig iſt das leider! immer mehr ungläubig werdende Publikum nicht, bloßen Verſicherungen zu trauen, wo es auf ſo leicht zu führende Beweiſe ankömmt.

Doch Herr Dr. Wienholt findet in jenen Aufſäzen vorzüglich die Abſicht, die magnetiſirten Perſonen zu verſchreien; und erlaubt ſich dabei eine Benennung, deren kein Gegner des Magnetismus, ſo viel mir bekannt worden iſt, ſich jemals bedient hat. Wahrlich weit beſcheidener und diskreter als die Verfechter dieſer Kurart handeln die Beſtreiter derſelben auch in dieſem Stükke. Aber wenn das auch nicht wäre, ſo wäre es doch wohl Pflicht des Vertheidigers dieſer Kurart, die angeklagte Unſchuld zu retten, nicht aber um der Anklage willen ſie zu verlaſſen. Eben ſo wenig kann es Abſicht geweſen ſein, den Herrn Dr. bei der Familie ſeiner Patientin anzuſchwärzen. Denn läßt das bei den Kranken angewandte Mittel ſich retten, ſo wird ja jedermann es um deſto mehr loben, und die Verlegenheit wegen der zudrängenden Beſuche nicht ſcheuen, oder ſie auf die ſchiklichſte Art abſtellen. Wird aber das Mittel nicht bewährt gefunden, ſo iſt es um der Ungelegenheit willen, die ſein Gebrauch mit ſich führt, deſto eher zu verwerfen.

Nun noch zulezt die Klage die ſo ſtark erhoben und ſo oft wiederholt wird: die Klage über die Anonymität der Gegner. Der Herr Doktor giebt ſich das Anſehen, daß er die Perſonen ziemlich genau kenne, ja daß ihm die Urſachen ſogar bekannt ſind, warum der eine Ungenannte eine perſönliche Bit-

ten

terkeit zeige. Wenn er nun ſo glüklich oder unglüklich iſt, etwas zu entdekken, wovon der Ungenannte niemals geträumt hat, ſo iſt ja ſeine Neugierde befriedigt. Doch er unterſcheidet den Verfaſſer des Aufſatzes im Allg. der B. M. von dem in den frühern Monaten dieſes Jahrs; und daran mag er nicht Unrecht haben, was es auch ſei, woran er ſie unterſcheidet, ob am Stil oder an andern Kennzeichen. Doch iſt es eine gefährliche Sache mit der Beurtheilung des Stils. Kenner wollen einen merklichen Unterſchied in der Schrift des Herrn Dr. W. in Anſehung des Vorberichts und des Antwortſchreibens bemerkt haben. Die Forderung, in einem gelehrten Streit durchaus ſeinen Gegner namentlich kennen zu wollen, verräth wenig Zutrauen auf die Güte ſeiner Sache. Der richtigſte Grundſatz zur Beurtheilung der ſo häufigen Klagen über Anonymität des Gegners, iſt ohne Zweifel der: daß für Thatſachen ein jeder mit ſeinem Namen bürgen muß, beſonders wie hier bei der ſo öffentlich getriebenen Magnetiſation, daß aber das Urtheil über die Thatſachen, ſolange die bürgerlichen Rechte dadurch nicht gekränkt werden, frei iſt, und keines Namens bedarf, da derſelbe nur das Vorurtheil des Anſehens erwekt und das freie Urtheil darüber hindert. Doch um auch denen, die dieſen Grundſatz nicht faſſen können, einen Beweis meiner Unbefangenheit und redlichen Abſichten zu geben, ſetze ich — in ruhiger Erwartung, was für Wendungen, Behelfe und Ausflüchte die Freunde des Magnetismus ihrer Unzufriedenheit mit den Beſtreitern deſſelben nun aufs neue erlauben werden, — meinen Namen hieher.

Bremen,
den 15. Novemb. 1787. Joh. Dav. Nicolai.

6. Noch

6.

Noch eine thätige Beihülfe für Ru[illegible]

Im November vorigen Jahres ſchrieb mir Herr Pfarrer Lavater in Zürich einen Vorſchlag, den er zum Beſten der zwei abgebrannten Städte: Salzungen (in der Grafſchaft Henneberg) und Ruppin entworfen hatte. Er beſtimmt dazu ein Werkchen, das zwar ſchon gedrukt, aber nur zum Beſten einiger Landesarmen und Brandbeſchädigten im Würtembergiſchen, unter wenige Pränumeranten vertheilt, und ſo gut als vergriffen iſt; und von deſſen itzigem Abdrukke der Gewinn zu Einem Viertel an Salzungen und Dreiviertel an Ruppin ſoll vertheilet werden. Die Schrift heißt: „Unphyſiognomiſche Regeln (1000 an der Zahl) zur Selbſt- und Menſchenkenntniß; iſt, wie der Herr Verfaſſer ſchreibt, weder theologiſch noch aſketiſch, ſondern bloß pſychologiſch-moraliſch, ungefähr in Rocheſoucaults Geſchmak; und beträgt in Sedezformat ſauber auf gutem Papiere gedrukt etwa 15 oder 16 Bogen. Ein ſolches Taſchenbuch, in zwei broſchirten Bändchen, darf, des guten Endzwekkes wegen, den Pränumeranten wohl um Einen Reichsthaler angeboten werden.

Meiner Geſchäfte wegen mußte ich die von Hrn. Lavater mir angebotene Beſorgung der Ausführung dieſes menſchenfreundlichen Vorſchlages ablehnen; ich ſchrieb aber darum an Hrn. Rath Campe in Braunſchweig, der ſelbſt eine Buchhandlung beſitzt, und den Hr. L. auch in ſeinem Schreiben an mich auf dieſen Fall genannt hatte. Er iſt auch willig, die Beſorgung des ganzen Geſchäfts: die Annahme der Pränumerationsgelder, den Druk der Schrift, die Verſendung der Exemplare, die Berechnung der Gelder, u. ſ. w. zu übernehmen; und die Liebhaber der Lavaterſchen Schrift werden gebeten, ſich darum an die Campiſche Buchhandlung zu wenden. Mit Dank gegen beide Männer wünſche ich der guten Stadt Ruppin auch durch dieſen Weg eine reichliche Unterſtützung.

Berlin,
den 1. Jänner 178[illegible]. Bieſter.

Die weitere Berechnung der milden Beiträge für Ruppin folgt aus Mangel des Raums erſt im nächſten Stük.

G.

Berliniſche Monatsſchrift.

1788.

Zweites Stük. Februar.

1.

Sinngedichte aus dem Martial.

I.

Einladung zur Abendmahlzeit.

An den Turanius.

(Neun und ſiebzigſtes Sinngedicht des fünften Buches.)

Wenn du, Freund, am zu Hauſe ſpeiſen krank liegſt,
O! ſo bitt' ich dich, komm zu meiner Faſte *).

Fehlen

*) Die Faſte, in der einfachen Zahl, wird von Logau gebrauchet:
Denn auf einen ſtarken Rauſch nützet eine ſtrenge Faſte.
Im Oberdeutſchen iſt dieſer Singular noch izt gebräuchlich.

Fehlen ſollen dir nicht zum pokuliren
Kappadociſcher Lattich *), ſcharfer [illegible],
Würfelfiſch **), mit zerſchnittnem Ey bedecket,
Und in ſteinerner ſchwarzer Schüſſel grüne
Winterſproßen, im Garten friſch gepflücket,
Und ſo fett, daß von Oehl die Finger fließen.
Auch ein Würſtchen bekränzt den weißen Mehlbrey,
Und durchwachſenes Speck die blaſſen Bohnen.
Iſt ein Nachtiſch dir lieb, ſo ſtehen ſüße
Trau[illegible] ge[illegible], und Birnen,
Die man Syriſche nennet, nebſt Maronen,
Zu Neapel erzogen, und geröſtet
Bey gemäßigtem Feuer, dir zu Dienſte.
Wie der Wein iſt, beweiſe durch dein Trinken. —
Wenn am Ende denn Bacchus, wie gewöhnlich,
Neuen Hunger erregen ſollte, werden

Dir

*) „Die Griechen theilen die Laktuken in drey Haupt-„arten . . . Die Kenner machen deren noch meh-„rere: die rothe, die krauſe, die Kappadociſche, „die Griechiſche.“ Plinius, Naturgeſchichte, XIX. 8.

**) Würfelfiſch: Eine Fiſchſpeiſe, die von dem Griechiſchen Wort κυβος, Würfel, im Lateiniſchen Cybium genannt ward. Sie führte dieſen Nahmen, weil man den Fiſch, woraus ſie gemacht ward, würflich zerſchnitt. Man machte ſie aber aus gewiſſen Theilen des jungen Thunfiſches, welche man einſalzte. Plinius Naturgeſchichte, IX. 15. XXXII. 11.

Die Picener Oliven, die der edle
Baum erſt kürzlich verlor *), und heiße Kichern **),
Und gebrühte Lupinen ***) guten Dienſt thun.
Klein (wer läugnet es?) iſt mein Abendbrödchen.
Doch hier trübt dir auch nichts die Stirn; hier hörſt du
Nichts verſtelltes, und darfſt dich nicht verſtellen ****).
Auch lieſ't weder der Wirth ein dickes Buch vor,
Noch bewegen aus Gades freche Dirnen
Mit wollüſtigem Zittern unaufhörlich
Die ſchulfertigen Schenkel. Nur des kleinen
Condyls ſanfte beſcheidne Flöte hörſt du.
Dieß, Turan, iſt mein Abendbrödchen. — Neben
Dir ſitzt Claudia. — Gelt? nun wirſt du wünſchen
Eher da zu ſeyn, als der Hausherr ſelber.

*) Die folglich nicht vom vorigen Jahre aufbewahrt ſind.

**) Eine dreyeckige Hülſenfrucht, die in den mittägigen Ländern einheimiſch iſt, aus welchen ſie zu uns gebracht worden. Sie ſoll den Urin treiben, und iſt alſo heißer Natur.

***) Wolfsbohnen, Feigbohnen, Saubohnen.

****) Wie bey vielen Gaſtereyen geſchah, wo unredliche Leute jedes verfängliche Wort auffingen und zu einem Majeſtätsverbrechen machten: welches beſonders zu Domitians Zeiten gewöhnlich war.

II.

An den Severus,

bey Ueberſendung ſeines Buches.

(Ein und achtzigſtes Sinngedicht des fünften Buches.)

In eben demſelben Sylbenmaß.

Haſt du Muße, ſo ſchenke mir ein halbes
Stündchen, wenn du mir gleich beym Leſen meiner
Poſſen vorrückſt: Es iſt doch hart, die Stunden
Der Erholung uns ſo zu rauben! — Trage,
Mein Severus, den Verluſt mit Langmuth, bitt' ich.
Lieſeſt du ſie nun gar (ich Unverſchämter
Fodre viel) in Geſellſchaft des Secundus,
So verdanken dir dieſe Blätter mehr noch,
Als dem eigenen Herrn. Ein Werk iſt ſicher,
Nie den hölliſchen ewig regen Marmor
Des tief ächzenden Siſyphus zu ſehen *),

Wo

*) Nie unterzugehen, oder, wie die Poeten reden, nie den Höllenfluß zu ſehen. Martial drückt dieſe Redensart ein wenig ſchwülſtig aus. Vielleicht parodirte er damit einen Poeten, der damahls überall bekannt war. Fehlen meine beiden Freunde an meinem Gedicht, will er zu verſtehen geben, ſo wird es durch keinen dergleichen Schwulſt der ewigen Vergeſſenheit würdig ſeyn. — Hieraus ſieht man, daß unſer Dichter den Ehrgeiz beſeſſen hat immer vollkommener zu werden. Mittelmäßige Poeten, die den Umfang ihrer Kunſt nicht kennen, ſind mehrentheils zu kurzſichtig, Verbeſſerungen einzuſehen, und zu eitel, ſie anzunehmen.

Wo nebſt meinem Gebiet die Richterſeſſel
Der gekrönte Siculus angeſetzt hat.

VI.

An die Galla.

(Fünf und achtzigſtes Sinngedicht des fünften Buches.)

In eben demſelben Sylbenmaß.

Schon verläßt mit betrübtem Blick der Jüngling,
Vom Schullehrer gerufen, ſeine Nüſſe *)
Schon, vom klappernden Becher ſchlimm verrathen,
Steht der Spieler, gezogen aus der Zeche,
Vor dem Richter, und fleht ihn um Verzeihung **)
Kurz, die Feſte Saturns ſind ausgefeyert.
Und du ſandteſt mir (wie du ſonſt doch pflegteſt,
Galla!) weder Geſchenke noch Geſchenkchen.
Gut! es mag mein December ſo dahin gehn:
Aber, Galla, die Märzkalenden! Eute

*) Die Römiſche Jugend, die nicht viel Geld zu verſpielen hatte, und auch die ſparſamen Alten, ſpielten am liebſten um Nüſſe.

**) Es gehörte zum Polizeyamt des Aedils, diejenigen zu beſtrafen, die nach dem Saturnusfeſte noch fortfuhren mit Würfeln zu ſpielen, welches in einigen Trinkgelagen heimlich geſchah.

Saturnalien, werden nun erſcheinen *):
Dann erſtatt' ich dir wieder, was du ſchenkteſt.

IV.

Auf die Vermählung des Stella.

(Ein u. zwanzigſtes Sinngedicht des ſechſten Buches.)

Meinem Stella, dem Dichter, gab Venus ſein Veilchen **) zu eigen.
Huldreich ſprach ſie: Nicht mehr könnt' ich dir geben; nimm hin!
So viel vor der Geliebten; doch dieſe Warnung ins Ohr ihm:
„Flattergeiſt nimm dich in Acht, daß du nicht Streiche begehſt.
„Ich ſchlug oft im Eifer den Mars; denn vor dem geſchloßnen
[illegible]

*) Es war eine allgemeine Gewohnheit bey den Römern, die auch der Kaiſer Veſpaſianus beobachtete, an den Saturnalien, die in den December fielen, den Freunden, und den erſten März den Frauenzimmern Geſchenke zu ſenden. Sueton, X. 19. Juvenal nennt daher die Kalenden des Märzmonaths weibliche Kalenden; und Macrobius berichtet, daß die Frauen im März, eben ſo wie die Herren in den Saturnalien, den Knechten Speiſen aufgetragen hätten. Saturnal, I. 12.

**) Violantilla war ihr Nahme, welchen Martial Griechiſch überſetzt, und ſie Janthis nennt. Im Deutſchen iſt Veilchen der Nahme vieler Frauenzimmer, beſonders von der Jüdiſchen Colonie.

„Ehebündniß, nicht [illegible] ſchweifte dem [illegible]
oft aus.

„Seit er mein iſt, kränkt er durch keine Buhlſchaft mich
weiter,

„Juno wünſchte ſich wohl Jupitern eben ſo fromm.“

Sprachs, und ſchlug mit dem mächtigen Zaubergürtel
die Bruſt ihm,

Dieſer Schlag half: doch nun, Göttinn, den zweyten
Schlag **) ihr!

V.

An Philumenen.

(Vier und dreyßigſtes Sinngedicht des ſechſten Buches.)

Dichte Küſſe gieb mir, o Philumene! — „Wie viele?“ —
Bin ich des Oceans Wellen zu zählen geſchickt?
Und am Aegäiſchen Meer die ausgeworfenen Muſcheln?
Und den Bienenſchwarm um den Cekropiſchen Berg ***)?
Und die lauten Stimmen und Hände bey vollem Theater,

*) Venus giebt ihrem Umgange mit dem Mars den ehrenvollen Nahmen eines Ehebündniſſes, eben ſo wie Dido ihrem Liebeshandel mit dem Aeneas. Aeneide, IV. 172.

**) Nach dieſem Schlage liebte Stella die Janthis aufs zärtlichſte; aber nun muß die Göttinn auch ihr einen Schlag geben, damit ſie ihn eben ſo ſtark wieder liebe. — Den wunderbaren Gürtel der Venus beſchreibt Homer im vierzehnten Buch der Iliade.

***) Der Berg Hymettus bey Athen heißt, nach dem älteſten Nahmen der Stadt, der Cekropiſche Berg.

Wenn dem verlangenden [illegible] auf [illegible] erscheint? —

Wie sich von Lesbien einst Catull so wenig erbeten,

Sind nicht genug. Wer hier zählen kann, fodert nicht viel.

[illegible] Sch.

* Martial, der in der Anzahl der Küſſe ſeinen ſcherzhaften Vorgänger übertreffen will, zielt hier auf das fünfte Gedicht deſſelben, worin Catull zwar zählt, aber die Zahlen zuletzt ſo häuft, daß die Küſſe gleichfalls unzählbar werden. Man ſehe hier das naive Catulliſche Sinngedicht.

An ſein Mädchen.

([illegible])

Laß uns leben, mein Mädchen, und uns lieben,
Und der mürriſchen Alten Tadel auch nicht
Eines kupfernen Aſſes würdig achten!
Sieh, die Sonne geht unter und kehrt wieder:
Wir nur, geht uns das kurze Licht des Lebens
Unter, ſchlafen dort Eine lange Nacht durch.
Gieb mir tauſend und hundert tauſend Küſſe;
Noch ein Tauſend und noch ein Hundert tauſend;
Wieder tauſend und wieder hundert tauſend.
Sind viel Tauſend geküßt: dann miſchen wir ſie
Durcheinander, daß keins die Zahl mehr wiſſe,
Und kein Neider ein böſes Stück uns ſpiele,
Wenn er weiß, daß der Küſſe ſo gar viel ſind.

Zum Verſtändniß der letzten Verſe muß man wiſſen, daß die Römer den Aberglauben hatten, (deſſen ſich aber der kluge Dichter nur zum Scherz bedient) daß man gewiſſe Dinge ungezählt laſſen müſſe, wenn ihnen durch Zauberey kein Schade zugefügt werden ſollte. Muretus ſagt, die Bauren ſeines Landes pflegten aus eben der Urſache die Aepfel an ihren jungen Bäumen niemahls zu zählen.

Ramler.

Sollen die alten Sprachen dem allgemeinen Unterricht der Jugend in den höhern Ständen zum Grunde gelegt, oder den eigentlichen Gelehrten allein überlaſſen werden?

Einige Reformatoren, deren Bemühungen wir viel ſchätzbares verdanken, und denen es nicht an Muth und Thätigkeit fehlt, etwas großes auszuführen, behaupten: daß der allgemeine Unterricht, den die Jugend der höhern Stände in den alten Sprachen erhält, ein Grundfehler unſrer ganzen Erziehung, und ein vorzügliches Hinderniß ihrer Verbeſſerung ſei.

„Es iſt eine wahre Pedanterei, ſagen ſie: das „iſt, eine unzwekmäßige, mehr nach einer eingeſchlichenen Vorſchrift als nach dem wahren Bedürfniſſe „der Zeiten abgemeſſene, Gewohnheit, einen ſehr „beträchtlichen Theil der Jugendjahre, mit Erlernung nicht allein fremder, ſondern ſogar ausgeſtorbner Sprachen zuzubringen, deren Kenntniß „im übrigen Leben ſo wenige Anwendung findet. „Todte Worte beſchäftigen unſre Jugend ſtatt der „Natur die uns umgiebt, welche die Neugier des „verſtändigen Weſens zuerſt reizt, und der Gegenſtand ſeiner künftigen Wirkſamkeit ſein wird.

„Bekanntſchaft mit fremden Sitten, Gebräuchen,
„Verfaſſungen, Denkungsarten die nirgends mehr
„exiſtiren, und nirgends mehr angewendet werden
„können, beſchäftigen den Jüngling, ſtatt der
„Kenntniß ſeiner Mitbürger, der Verfaſſung und
„Geſchichte ſeines eignen Volkes. So wird er zu
„Hauſe als ein Fremdling erzogen, bis er ſelbſt in
„die Reihe der Bürger eintritt, und mit einem für
„ganz andre Zeiten und Lagen gebildeten Kopfe an-
„fängt, ganz ſchief zu handeln. Er entdeckt, daß
„er andrer Kenntniſſe und ganz andrer Bildung
„bedarf, wenn es ſchon zu ſpät iſt, ſie zu erwerben.
„Selbſt das Beiſpiel der Nationen, die man uns
„als Muſter vorſtellt, zeigt uns, daß wir ſie nie
„erreichen werden, ſo lange wir das Studium einer
„fremden Litteratur der Nationalbildung zum
„Grunde legen. Der große Hauſe braucht nur
„das zu wiſſen, was er unmittelbar anwenden
„kann; und mit fremden Schätzen ſollten ſich alſo
„nur diejenigen beſchäftigen, die vermöge ihres
„Berufs dafür zu ſorgen haben, die Menge der
„Kenntniſſe zu vermehren, die jener große Hauſe
„anwendet. Und da vollends die meiſte und wich-
„tigſte Vermehrung dieſer Kenntniſſe bei dem gro-
„ßen Fortgange der Wiſſenſchaften, nicht ſowohl
„aus den frühern und unvollkommnern Quellen,
„als vielmehr aus eignem Fleiße und Nachdenken
„derjenigen zu erwarten ſteht, die mit den Kennt-
„niſſen des jetzigen Zeitalters bekannt ſind; ſo iſt
„es

„ es hinlänglich, wenn nur ein geringer Theil jener
„ eigentlichen Gelehrten ſich mit der alten Littera-
„ tur beſchäftige, damit diejenigen Kenntniſſe, die
„ etwa darauf beruhen, nie ganz aus dem Umlaufe
„ kommen."

Ein ſehr ſcheinbares Räſonnement! gegen welches aber bei genauerer Prüfung deſſen, was weggeworfen, und deſſen was dafür wieder aufgenommen werden ſoll, ſehr wichtige Zweifel entſtehen.

Zuerſt wird zu beſtimmen ſein, von welchem Stande geredet wird; welcher Klaſſe von Menſchen hier ihr Unterricht beſtimmt werden ſoll.

Der größeſte Haufen von Menſchen iſt zunächſt dazu beſtimmt, ſeinen eignen und andrer Unterhalt durch ſolche Beſchäftigungen zu erwerben, die immer mechaniſch bleiben, ſie mögen auch noch ſo ſehr verfeinert werden. Er muß alſo dieſer Beſtimmung, oder der Vorbereitung dazu, ſo frühe übergeben werden, als es die körperliche Ausbildung verſtattet. Auch dieſer Stand macht rechtmäßigen Anſpruch auf eignen Genuß ſeines Daſeins, und alſo auch auf freie Anwendung ſeiner Kräfte und Einſichten; und die Mittel ihm die Bildung des Bürgers zu geben, iſt einer der vorzüglichſten Gegenſtände einer edlern Staatskunſt, welche ſich höhere Zwecke vorſetzt, als die Produkte und die Menſchen zu vermehren, nur um die Zahl der Maſchinen zu vergrößern, die den Willen des Herrſchers ausführen. Aber dieſe Menſchen ſind durch ihre Bedürfniſſe

zu ſehr an eigne körperliche Wirkſamkeit gebunden; und ihre freie Wahl iſt auf eignen ſittlichen Genuß zu ſehr eingeſchränkt, als daß ſie nicht von ihrer Beſtimmung durch anderweitige Kenntniſſe und eine andre Art der Bildung abgeführt würden.

Den höhern Ständen erlauben es dagegen die Umſtände, ihre Kräfte und Zeit auf eine Bildung anderer Art zu verwenden, und Kenntniſſe zu erwerben, welche mehr als die Bedürfniſſe des einzelnen Menſchen oder einer einzelnen Familie in ſich begreifen. Ferner gehört eine ſehr beträchtliche Zahl durch ſolche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe gebildeter Männer ſogar zu den erſten Bedürfniſſen des Staats; und dieſe große Zahl fähiger Diener von gebildetem Geiſte und Kenntniſſen iſt nur dadurch zu erhalten, daß eine Menge von Menſchen durch mannichfaltige Verſuche und mannichfaltige Uebung der Seelenkräfte zu einiger allgemeinen Ausbildung derſelben gelangt. Unter dieſem großen Haufen mag nächſtdem einem jeden, durch Umſtände, durch mancherlei Prüfungen und Verſuchen der Platz angewieſen werden, auf dem er nützlich werden kann.

Man wird alſo die Schulen für den Landmann und Bürger nach andern Zwecken einrichten, und in ihnen ſelbſt die Kenntniſſe, welche dieſen Schulen mit den höhern gemein ſind, nach einem andern Zuſchnitte behandeln müſſen, als in dem Unterrichte dieſer letztern. Denn es entſteht durchaus

ein

ein weſentlicher Unterſchied daher, daß in jenen nur für das Nothwendige geſorgt werden darf, und in dieſen für das Ueberflüſſige geſorgt werden muß.

Es bedürfen alſo erſtlich die niedern Stände im Allgemeinen und zunächſt nur Kenntniß der einzelnen Gegenſtände, welche ſich unter ihren Händen finden, und eine durch Beyſpiel und Uebung erlangte Fertigkeit ſie zu behandeln. Die höhern Stände hingegen können zu ihrer Beſtimmung gründlicher wiſſenſchaftlichen Einſichten nicht entbehren.

Zweitens, wird die Sittlichkeit der geringern Stände in dem eingeſchränkten Kreiſe ihrer Beſtimmung durch das lebhafte Gefühl eigner Verhältniſſe, eigner Rechte und eigner Pflichten diejenige Bildung erhalten, deren ſie bedarf und deren ſie fähig iſt. Hingegen leben die höhern Stände in dem Genuß der unendlichen Welt, die ihnen durch Wiſſenſchaften und Künſte eröfnet wird, und immer mehr außer ſich ſelbſt, als in dem Kreiſe eigner Bedürfniſſe und eigner Wirkſamkeit. Es muß daher die Ausbildung ihrer Sittlichkeit in gleichem Verhältniſſe mit jener Erweiterung der Kenntniſſe und Einſichten fortgehn, und erfordert dasjenige mehr umfaſſende, lebhaftere und feinere Gefühl aller Art des Schönen, Edlen und Guten, welches die Verfeinerung des Geſchmacks allemal bewirken ſollte, und zu welchem ſie wenigſtens führen kann.

In

In beiden Rückſichten iſt das Studium der alten Litteratur als Grundlage zu der Bildung der höhern Stände eingeführt. Und in der That iſt, der erſte Endzweck: die Bildung zu gründlicher wiſſenſchaftlicher Einſicht, nach den jetzigen Umſtänden der Welt ohne ſie gar nicht, — der zweite aber: die Bildung der Sittlichkeit, nicht beſſer als durch ſie zu erreichen.

Wir können der Bekanntſchaft mit der Geſchichte, mit der Verfaſſung, mit den Kenntniſſen der alten Völker, mit allem was man unter dem Namen ihrer Litteratur begreift, und aus ihr lernen kann, zum Behuf gründlicher wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe gar nicht entbehren. Es iſt eine ganz falſche Vorſtellung, als ob wir nur durch einige wenige beſonders dazu beſtimmte Gelehrte von dem, was die alte Litteratur nützliches enthält, belehrt zu werden brauchten; ſo wie manche lebende Sprache nur von einigen einzelnen gelernt und das für uns Brauchbare, was darin erſcheint, mitgetheilt wird. Denn es ſind alle unſere Kenntniſſe nicht nur in ihrem erſten Grunde aus der alten Litteratur entſprungen, ſondern es beruht auch noch jetzt der größte Theil unſrer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe auf jenem Grunde.

Unſre Religion iſt in einem alten und fremden Volke zuerſt gelehrt worden, und durch andre Völker, welche ſchon eigne und wiſſenſchaftliche Bildung hatten, gegangen, ehe ſie zu uns gekommen.

Ohne

Ohne Kenntniß der Sprachen, der Denkungsart, der Philoſophie jener Völker unter denen ſie entſtand, und durch deren Hände ſie uns überliefert worden, iſt alſo keine gründliche Kenntniß dieſer Religion möglich. Eine ſolche gründliche Kenntniß aber können wir billig von jedem beſtellten Lehrer verlangen. Wenn ſein Beruf im gemeinen Leben ſie nicht erfordert, und er ſie auch nicht zu eigner Befriedigung nöthig findet; ſo kann das Publikum ſie ihm dennoch nicht erlaſſen. Denn je mehr die Zahl von Menſchen eingeſchränkt wird, denen die Quellen dieſer gründlichen Kenntniß eröfnet werden: deſto abhängiger wird das ganze Publikum in der Religion, von der Denkungsart, dem Maaße der Einſicht, vielleicht dem Vorurtheile dieſes geringen Haufens. Der Unterricht der größern Zahl unter den Lehrern wird alsdann im mechaniſchen Vorſchreiben einer willkührlichen Formel beſtehn, ſo bald man nicht mehr ſchuldig iſt ihnen allen Rechenſchaft von der Lehre zu geben. So wie ſie es erhalten haben, ſo werden ſie es wieder von ſich geben: und der Geiſt eigner Unterſuchung, den wir der Reformation verdanken, und der ſo unendlich viel Gutes geſtiftet, wird dem knechtiſchen Geiſte der vorgeſchriebnen Formeln weichen müſſen: denn man hoffe nur nicht, daß man alsdenn das Praktiſche der Religion allein ſchätzen und kultiviren werde. So lange ein eigner geiſtlicher Stand und Subordination in demſelben in der Welt nothwendig

sind,

ſind, wird ſich dieſe nur durch Dogmatik halten können; und je mehr eigne freie Unterſuchung und Gelehrſamkeit eingeſchränkt wird, deſto nothwendiger wird der Gehorſam im Glauben werden.

Unſre Rechte ſind ganz auf Römiſches Recht gegründet. Es iſt nicht mehr die Frage: ob die alten Nationalrechte mit dem Römiſchen hätten vertauſcht werden ſollen. Dieſes iſt einmal da, und kann nicht eher verlaſſen werden, bis ſeine Stelle durch eine neue vollſtändige Geſetzgebung eingenommen wird: welche unendliche Schwierigkeiten zu überwinden hat. Schmeichler mögen wohl einen Deſpoten verſichern, daß ſein Machtſpruch, der alle alten Verfaſſungen und Rechte aufhebt, und für die Entſcheidung aller im Vertrauen auf dieſe getroffenen Anſtalten und Verabredungen, neue Geſetze giebt, hinlänglich ſei, neue und beßre Ordnung zu ſchaffen: der unpartheiiſche Zuſchauer wird nur ſchrekliche Verwüſtung und Ungerechtigkeit ſehen. Die neue Geſetzgebung ſoll mit einem male alles umfaſſen, was in ſo langer Zeit, nach und nach entſtanden, abgerundet, und vollſtändig gemacht iſt. Sie wird alſo mit der größten Behutſamkeit und unter großen Einſchränkungen zuerſt eingeführt werden müſſen *). Selbſt alsdann, wenn das neue

Geſetz-

*) Wie vielen Schwierigkeiten eine ganz neue Nationalgeſetzgebung unterworfen ſei, die doch manchem ſo leicht ſcheint, daß er darüber allen Regenten einen Vorwurf macht, die dergleichen nicht ein-

ein-

Geſetzbuch eingeführt worden, wird man das alte Recht nicht eher ganz entbehren können, bis allmälig alles auf dieſes alte Recht gegründete aus der Welt verſchwunden. Es haben in dieſem Jahrhunderte, die einſichtsvolleſten Staatsmänner und Rechtsgelehrten auf das Studium der urſprünglichen deutſchen Rechte und Verfaſſungen gedrungen und durch die Einführung dieſer veralteten, und nun wieder erweckten Wiſſenſchaften der Rechtsgelehrſamkeit eine ganz andre und angemeſſenere Geſtalt gegeben. Eben ſo nothwendig als jene bleibt indeſſen fürs erſte noch das Studium des römiſchen Rechts. Daß aber eine gründliche Kenntniß deſſelben nicht allein aus dem Kompendium zu erhalten ſei, ſondern Bekanntſchaft mit der Geſchichte und den Begriffen der Römer erfordert, brauche ich wohl nicht zu beweiſen. Und ſelbſt die gewöhnlichſte Kompendienkenntniß iſt nicht ohne eine gute Kenntniß der lateiniſchen Sprache möglich, da ſich lateiniſche Begriffe nicht wohl anders als durch lateiniſche Sprache ausdrükken laſſen.

Die Kenntniß der Natur hat ſich unter allen Wiſſenſchaften am meiſten ſeit den Zeiten der Griechen und Römer verändert. Dem Naturkündiger

und,

einführen, mag auch die Vorſichtigkeit beweiſen, mit welcher die Preußiſche Regierung hier verfährt, die ſonſt an ſchneller und geſchwinder Ausführung kräftiger Maaßregeln andern ſo ſehr überlegen iſt.

und Arzt iſt vielleicht die Bekanntſchaft mit der alten Litteratur weniger unentbehrlich als dem Theologen und Juriſten. Und dennoch wird man ſich hier erinnern, daß ſelbſt die ganze Terminologie griechiſch iſt.

Und überhaupt ſind griechiſche und römiſche Begriffe ſo ſehr in alle unſre Gelehrſamkeit und auch ganz vorzüglich in alle unſre Werke der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte verwebt, daß man einige Kenntniſſe derſelben gar nicht entbehren kann, wenn man nur einiger maaßen das verſtehen will, womit ſich der Theil des menſchlichen Geſchlechts beſchäftigt oder vergnügt, der mehr in der Bildung des Geiſtes als in körperlichen Beſchäftigung ſeine Beſtimmung ſucht.

Aber das giebt man allenfalls zu: für die Erlernung gründlicher wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe mag das Studium der alten Litteratur von dem größten Nutzen, ja unentbehrlich ſeyn. Es ſcheint aber, als qualificire es ſich eben dadurch nur zum Gegenſtande des Unterrichts der eigentlichen Gelehrten, welche die Maſſe der Nationalkenntniſſe vermehren und unterhalten ſollen. Dahingegen iſt bei weitem der größte Theil derer, welchen man nicht eine gelehrte Erziehung giebt, beſtimmt jene Kenntniſſe nur practiſch anzuwenden. Dieſem größern Haufen iſt nicht alles das nöthig, ja nicht einmal nützlich, was es für jene iſt. In den allgemeinen Unterricht aber ſollte nur Belehrung über Gegenſtände

Aufge-

aufgenommen werden, welche allgemein dem aufgeklärten Menſchen intereſſant ſind, und nicht bloß dem Gelehrten. Man ſollte alſo die ſogenannten Realkenntniſſe zu dem erſten und hauptſächlichſten Gegenſtande des allgemeinen Unterrichts der höhern Stände machen, und den großen Haufen derer, die zu praktiſchen Geſchäftsmännern beſtimmt ſind, von dem beſchwerlichen Studium der alten Litteratur losſprechen.

So viel iſt ganz unleugbar: unendlich vieles in jeder Wiſſenſchaft intereſſirt nur denjenigen, der ſich ihr ganz allein widmen kann, hat vielleicht einen nahen oder entfernten, vielleicht auch für jetzt noch gar keinen in die Augen fallenden Einfluß auf das, was zur Ausübung nothwendig iſt. Es würde demungeachtet ſehr nachtheilig ſein, die Gränzen deſſen, was für den Gelehrten der Unterſuchung werth iſt, durch das anjetzt Brauchbare, und überall auf irgend eine Art einſchränken zu wollen. Denn das Brauchbare iſt eben durch die freie Unterſuchung alles deſſen, was an ſich ſelbſt ohne weitere Beziehung ein Gegenſtand des Nachdenkens ſein konnte, ſo ſehr erweitert worden, — aber das gehört nicht hieher. Hier iſt die Frage: ob wirklich die praktiſchen Arbeiter von den eigentlichen Gelehrten ihrer Beſtimmung nach ſo verſchieden ſind, daß man ſie in Anſehung des Unterrichts und der Kenntniſſe ganz von einander abſondern müſſe?

Denken iſt überhaupt die Beſtimmung des Menſchen, nicht Wiſſen. Man mag dieſe Beſtimmung nehmen wie man will. Nicht allein die innere Würde des Menſchen, auch die äuſſere Brauchbarkeit des Bürgers beruhet nicht auf der Maſſe der erworbnen Kenntniſſe, ſondern auf der Bildung der Denkkraft, durch welche er in den Stand geſetzt wird, ſeine Kenntniſſe anzuwenden, und den Umſtänden gemäß zu handeln. Es iſt alſo der gewöhnliche Gegenſatz ſpekulativer und praktiſcher Köpfe nur in einem ſehr eingeſchränkten Sinne, gegründet. Das Talent: allgemeine Wahrheiten in der Abſtraktion nicht nur einzuſehen, ſie zu verfolgen, zu entwickeln, und vorzutragen, iſt freilich ſehr von dem Talente verſchieden, das dazu erfordert wird: geſchwind und ſicher zu entſcheiden, welche allgemeine Geſetze in vorliegenden Fällen Anwendung verſtatten. Sie finden ſich ſogar nur ſehr ſelten mit einander in einem Kopfe vereinigt. Es iſt ein ſehr gewöhnlicher Irthum nicht ſowohl ſpekulativer Köpfe, als vielmehr praktiſcher, denen es an Theorie fehlt, und die fühlen daß ſie ihrer nicht entbehren können: daß man nur von dem gründlichen Studium der Theorie ausgehen dürfe, und wenn man dieſe vollſtändig im Kopfe habe, ihrer ſichern Anwendung gewiß ſeyn könne. Aber eben ſo wenig als die Theorie den Praktiker bildet, eben ſo wenig kann er ſie entbehren. Die gründliche Einſicht und Geläufigkeit theoretiſcher Grundſätze iſt es allein, welche

dem

dem Praktiker einen Faden giebt, um ſich nicht in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen zu verlieren, unſichern und täuſchenden Analogien zu folgen, und in beſtändige Widerſprüche zu fallen. Wenige Kenntniß des Einzelnen, mit gründlicher Einſicht in den Zuſammenhang deſſelben, und in die Methode, iſt unendlich mehr werth, als die ausgebreitetſte Kenntniß ohne Theorie. Denn die Einſicht in allgemeine Wahrheiten iſt es eben, welche lehrt, einzelne Wahrheiten aufzuſuchen und zu entdekken. Wenn man lieſet, wie einige Schriftſteller, die auf die Abſonderung des gelehrten Standes von den praktiſchen Geſchäftsmännern dringen, von den Wiſſenſchaften reden; ſo ſollte man glauben: die Theologie ſei eine Formel, die eigner Prüfung gar wohl entbehren könnte; die praktiſche Rechtsgelehrſamkeit beſtehe in der Fertigkeit, rechtliche Entſcheidungen, die für alle mögliche Fälle vollkommen anpaſſend da liegen, in jeder Klagſache auszugeben; die Medizin ſei ein Rezeptbuch, worin jedem Uebel ſein Mittel vorgeſchrieben ſei. Sie ſcheinen ganz zu verkennen, daß die Krankheiten unendlich mannichfaltige Affektionen einer auf unendliche Art modifizirten Natur des Körpers ſind, daß der praktiſche Arzt dieſe menſchliche Natur ſtudiren, und allgemeine Regeln des Verfahrens lernen, die Anwendung aber nur vermöge eines durch jene allgemeine theoretiſche Kenntniß geſchärften und in die gehörige Richtung geſezten Beobachtungsgeiſtes

finden kann; daß die Rechtsgelehrſamkeit eben ſo allgemeine Geſetze lehrt, die nur in ſeltnen Fällen eine ſo genau zutreffende Anwendung leiden, daß alſo zu der richtigen Behandlung der Sache tiefe Kenntniß des ganzen Zuſammenhanges der Grundſätze des Rechts und der Grundgeſetze der Art zu verfahren, erfodert wird, um zu einer ſichern Entſcheidung zu gelangen.

Wenn aber dieſes in allen Wiſſenſchaften alſo iſt, ſo bedarf auch der praktiſche Gelehrte eben ſo wohl einer gründlichen theoretiſchen Einſicht, als der hiſtoriſchen Kenntniß, welche ihn Gelehrſamkeit oder eigne Erfahrung lehrt, und welche letztere ohne theoretiſche Einſicht nicht einmal ihren Namen verdient, und zu gar nichts zu gebrauchen iſt. Zu der Bildung eines tüchtigen praktiſchen Kopfes gehört alſo gründliche wiſſenſchaftliche Bildung. Ich weiß es wohl, es giebt einzelne Köpfe, deren alles durchdringendes Genie ſie über alle Regeln erhebt, die dem großen Haufen vorgeſchrieben werden müſſen: die fähig ſind alles ſelbſt zu entdekken, was diejenigen Lehrer entdekten, von denen jener große Haufe der Schüler eine bewährte Theorie lernt: die mit durchdringendem Blikke das allgemeine Geſetz im einzelnen ſogleich bemerken, und mit ſicherm Urtheil beſtimmen was geſchehen muß; die ſich allenthalben zu helfen wiſſen, nie ordentlich und zuſammenhängend lernten, und doch ſo denken, weil ſie ſelbſt alles zu finden wiſſen, was ſie vom Syſteme brauchen, es

 aushe-

auszuheben ſo wie ſie es bedürfen, wo es ihnen fehlt, anderer Bemühungen nutzen, ohne ſich von ihnen führen zu laſſen. Aber das iſt ſeltne Ausnahme, die man dem großen Haufen nicht zum Muſter vorſtellen darf, dem er aus Bequemlichkeit gern folgen, das er aber nicht erreichen würde. Auch weiß ich wohl, daß nur wenige unter dem großen Haufen praktiſcher Gelehrten, deren der Staat in unſern äußerſt verwikkelten Verfaſſungen bedarf, das erreichen, was ich von einem praktiſchen Kopfe verlangt habe. Aber je weniger vom Menſchen gefodert wird, deſto weniger leiſtet er ſelbſt von dem wenigen, was noch von ihm verlangt wird. Und wer ſollte die wenigen guten Köpfe ausſuchen, die fähig ſind, und die deswegen dazu beſtimmt werden ſollen, das höhere Ziel zu erreichen, das einem großen Haufen vorgeſtekt werden muß, damit nur wenige darunter es erreichen? Wie mancher gute Kopf bildet ſich aus, den man nicht dafür gehalten hätte, der aber anizt, da der Unterricht allgemein auf gründliche Gelehrſamkeit angelegt wird, die Gelegenheit findet ſich auszubilden, die ihm benommen wäre, wenn man ihn in die Klaſſe der praktiſchen Arbeiter herabgeſezt hätte, von denen man keine Einſicht verlangt, und denen man keine Einſichten zutrauet. Es iſt überhaupt ein ganz falſcher Grundſatz neuerer Erziehungsphiloſophen, auf dem ſie ein äußerſt verderbliches und ganz irriges Syſtem gründen: daß

Menſchen beſtimmen können und ſollen, was aus dem Charakter und dem Kopfe eines jungen Menſchen werden kann. Das vom Erzieher unabhängige Schikſal verſezt jenen in mannichfaltige Umſtände, in denen ſich ſeine natürliche Anlagen entwikkeln. Dem Zufall muß man alſo das freieſte Spiel laſſen, die Gelegenheiten zur vollkommenſten Ausbildung ſo vielen als nur immer möglich iſt, verſtatten, den allgemeinen Unterricht auf möglichſte Vervollkommung gründlicher Einſichten anlegen, es dem Schikſale überlaſſen, wie viel davon jeder nüze, und lieber auch von dem großen Haufen, den der Staat erzieht, um ihm durch Ausübung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe zu dienen, mehr fodern, als die mehrſten fähig ſind zu leiſten, damit nur von denjenigen die dazu fähig ſind, und deren immer nur wenige bleiben, keiner verloren gehe. Und alles dieſes nicht ſowohl, weil der Staat ſo viele wiſſenſchaftlich gebildete Menſchen brauche, als vielmehr weil er ſchuldig iſt, für die möglich gröſte und mannichfaltigſte Ausbildung ſo vieler Köpfe zu ſorgen, als immer möglich.

Nach den Grundſätzen einer ſehr unphiloſophiſchen Modepolitik unſers Zeitalters dürfte es vielleicht gar problematiſch ſein, ob es auch ſolchen, von denen es der Staat nicht ausdrüklich zu ſeinem Dienſte verlangt, erlaubt ſei, ſolche Kräfte und Zeit der Bildung des Geiſtes zu widmen, welche für die Vermehrung des Nationalreichthums verwandt

werden

werden könnten? Immer als ob alles nur darauf ankäme, wie viel Menſchen leben, und nicht was für Menſchen! Die bürgerliche Geſellſchaft kann keinen andern Anſpruch an jeden, der in ihr lebt, beweiſen, als: daß der Erwerb ſeines jährlichen Bedürfniſſes, oder der Beſiz ſeines erworbenen Vermögens geſezmäßig ſei, und daß er geſezmäßig zu den allgemeinen Bedürfniſſen beitrage. Den Gebrauch des Erworbnen, und aller ſeiner Kräfte, darf ſie ihm nicht weiter vorſchreiben, als eigne Vernunft und eigner Wille ſie ihm vorſchreiben. Denn wo wäre am Ende der lezte Zwek zu ſuchen, zu deſſen Behuf ſo vieles geboten wird, wenn es nicht der möglichſt freie Genuß aller Güter der Welt wäre? und unter dieſen iſt freier Genuß eignen Geiſtes das erſte. Iſt der einzelne Menſch Sklave ſeiner Mitbürger, und ſind mithin alle Bürger Sklaven des Regenten? oder ſind nicht vielmehr alle Anſtalten der bürgerlichen Geſellſchaften nur deswegen da, um jenen möglichſt freien Genuß aller Einzelnen zu ſichern und zu befördern? Alle rechtmäßige Gewalt der Regenten kann nie ſo weit gehn, vorzuſchreiben, welches der lezte Gebrauch aller Bemühungen ſein ſollte. Oder dürfte auch etwa demjenigen, den ein unerſättlicher Durſt nach Wiſſenſchaft bewöge, ſich mit der elenden Koſt zu behelfen, die eine Stunde täglicher Arbeit gewähren könnte, um die übrige Zeit ſeinen Neigungen zu leben, dürfte dem etwa geboten werden:

dieſe zu verläugnen, um auch die übrigen Kräfte und Zeit dem Erwerbe zu widmen, wovon er beſſer, oder wovon mehrere Menſchen leben könnten? Dürfte auch etwa demjenigen der zehn Jahre arbeitet, und ſparſam ſich allen Genuß verſagt, um die übrige Lebenszeit frei ſich ſelbſt zu leben, geboten werden: jährlich ſeinen Ueberſchuß zu verzehren oder zu verſchenken, damit nur in der Folge niemand verzehre, als wer arbeitet?

Brauchbarkeit zu einem vorgeſchriebnen Berufe kann alſo auch nie als letzter Endzwek und um ihrer ſelbſt willen dem Menſchen vorgeſchrieben werden. Der Beruf unterwirft immer einen Menſchen dem Willen andrer. Wenn aber immer ein jeder nur für andre, nach den Zwekken und zum Beſten andrer, leben ſoll, für wen leben denn alle? Jeder doch zunächſt nur für ſich. Der Beruf iſt daher immer nur Mittel zu eignem Genuſſe, eigner Wirkſamkeit.

Dieſen eignen Genuß und eigne Wirkſamkeit des Geiſtes möglichſt zu erweitern, iſt der große Endzwek jedes Menſchen, der in ſich Anlagen des Geiſtes empfindet. Bei ſehr wenigen Stellen werden die eigentlichen Berufsarbeiten die Bedürfniſſe dieſes Geiſtes ausfüllen. Wenigſtens werden ſie die Veranlaſſung enthalten, diejenigen Kenntniſſe in ihrem Urſprunge und ihre Gründe zu verfolgen, welche täglich angewendet werden müſſen; und derjenige der durch Beſchäftigungen, die mit den ihm auf-

aufgegebnen Arbeiten nichts gemein haben, zu ſehr zerſtreuet würde, und vielleicht Gefahr liefe den Geſchmak daran zu verlieren, darf immer wenigſtens ſuchen, durch tiefe Einſicht in die Natur ſeiner Geſchäfte ſeinen eignen Geiſt zu befriedigen, und durch wiſſenſchaftliche Einſicht über das zu erheben, was der Staat von ihm ausdrüklich fodert. Nicht zu gedenken, daß tiefere Einſichten allemal die Arbeit ſelbſt erleichtern. Der Richter und der Sachwalter arbeitet nicht nur leichter, und beſſer, ſondern auch zuverläßig mit mehrerm Vergnügen in ſeinem Berufe, wenn er die Römiſche Rechtsgelehrſamkeit die er anwenden muß, in ihren wahren Quellen ſtudieren kann. Der Geiſtliche wird gewiß mit ſeinem Stande zufriedener ſein, wenn er ihn durch gelehrte Kenntniſſe in dem Umfange erfüllt, der dem denkenden Kopfe durch die Natur der Sache, und ſeines Geiſtes vorgeſchrieben wird, als wenn er ſich auf den engen Kreis deſſen beſchränkt, was ſeine Mitbürger ausdrüklich von ihm fordern dürfen. Und dieſe Bemühung: ſich ſelbſt, ſeinen Stand, und Beruf, durch eine höhere Beſchäftigung mit dem was er eigenes hat, als das tägliche Bedürfniß erfodert, zu veredeln, iſt das wirkſamſte Mittel der Unzufriedenheit mit ſich, mit ſeinem Berufe und ſeinem Stande entgegen zu arbeiten, die ſeit einiger Zeit ſo gewöhnlich wird: immer mehr Ueberhand nehmen wird, je mehr junge Leute mit einer Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden, von Beſchäftigungen

und

und Zeitvertreiben, von Arbeiten und Genüſſen bekannt gemacht werden: und die ſichtlich durch einige neuere gutgemeinte aber übel ausgedachte Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts befördert wird. Man glaubt, dieſer Unzufriedenheit und Mißmüthigkeit entgegen zu arbeiten, indem man die Menſchen immer nur geſchikter zur Arbeit und ſo recht praktiſch macht. Ein ſehr falſches Mittel, welches gerade nur dazu wirkt, die Menſchen fühlen zu machen, wie ſehr ſie in unſern verwikkelten Staatsverfaſſungen Maſchinen in höherer Hand ſind, und die Wirkſamkeit nach eignen Gedanken und Einſichten zu verringern. Weit entfernt, daß es nützlich ſein ſollte, die Menſchen zu ihrem Berufe herabzuziehen, ſollte man bemühet ſein, ihren Beruf dadurch zu veredlen, daß man die Menſchen in ihm, ſo viel immer möglich iſt, zu einer höhern Bildung führte als gerade das Bedürfniß nothdürftig erfodert.

Wenn nun die alte Litteratur die Grundlage unſrer meiſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ausmacht; ſo dürften wohl ſehr wenige Urſache haben, ſich die Zeit gereuen zu laſſen, die ſie in ihrer Jugend auf eine vernünftige Beſchäftigung mit derſelben verwandten. Täglich aber hat man Gelegenheit, von praktiſchen Geſchäftsmännern, die ſich über das ganz Gemeine nur etwas erheben wollen, Klagen zu hören, daß ſie in dieſer nothwendigen Kenntniß der alten Sprachen verſäumt worden. Die Frage über

die Allgemeinheit des Studiums der alten Litteratur in den Schulen für die höhern Stände, heißt alſo eigentlich ſo viel: Soll die Erziehung des großen Haufens dieſer Stände darauf angelegt werden, jeden einigermaaßen fähigen Kopf in den Stand zu ſetzen, ſich nach dem Maaße ſeiner Fähigkeiten in den Wiſſenſchaften auszubilden, von denen er einige Kenntniß zu ſeinem Berufe nothwendig bedarf; oder ſollen vielmehr dem unfähigſten Haufen, der gerade nur ſo viel zu lernen vermag, und zu lernen Luſt hat, als er nothdürftig braucht, um durch die Welt zu kommen, ſollen dieſem zu Liebe die Mittel einer nur nach eignen Kräften und Umſtänden zu beſtimmenden wiſſenſchaftlichen Ausbildung, dem größten Theile derer, die ſich doch immer einigermaaßen mit Wiſſenſchaften beſchäftigen müſſen, entzogen werden? Denn, ich muß es wiederholen, dieſe beiden Klaſſen können nicht vom Erzieher abgeſondert werden, ſie ſondern ſich nach halb oder mehrentheils vollendetem Unterrichte von ſelbſt ab.

Freilich iſt die alte Litteratur und beſonders das Studium der Sprachen, und derjenigen Schriftſteller, die in der Jugend am meiſten geleſen werden, nur Vorbereitung. Allein ſie iſt nicht bloß eine ſehr nothwendige Vorbereitung, ſondern es würde auch zweckwidrig ſeyn, die Jugend frühe ſehr viel mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, welche nach der alten Einrichtung auf dieſe Vorbereitung folgen ſollen. Sie werden dadurch nur das Intereſſe für

Erkennt-

Erkenntniß, welche in ſpätern Jahren nicht mehr in ihrer wahren Würde erſcheinen können, weil die erſte Leidenſchaft zu ihr, durch einen Schatten geſchädigt worden iſt. Es thun daher diejenigen, welche ſtrenge Wiſſenſchaften für Kinder und Jünglinge zurichten, um ihnen frühe Begriffe von allem zu geben, was ſie dereinſt als Männer wiſſen ſollen, einen unermeßlichen Schaden. Sie bilden im Allgemeinen nur flache Köpfe, die alles einſehen vermeinen, und nicht mehr fähig ſind, den Werth dieſer Einſicht zu fühlen.

Es bedarf freilich der praktiſche Gelehrte eben ſo wohl die Kenntniß der Gegenſtände, auf welche er ſeine Wiſſenſchaften anwenden ſoll. Aber auch dieſe ſogenannten Realkenntniſſe ſind nicht der allgemeinſte angemeſſene Unterricht der Jugend. Es hängt dieſer Art nur zu ſehr an der hiſtoriſchen Erlernung von tauſend Dingen, die die Neugier eines Augenblicks befriedigen, und ohne die mindeſte Anſtrengung des Denkens, beſchäftigen. Es iſt daher weit eher zu beſorgen, daß lebhafte junge Köpfe in die Sucht des Vielwiſſens verfallen, und unter die Bildung des Verſtandes allemal leiden, als daß der entgegengeſetzte Fehler zu befürchten ſeyn ſollte. Hingegen faßt ein gebildeter Verſtand in ſpätern Jahren nicht nur geſchwind alles, wovon er einſieht, daß er es brauchen kann; ſondern es iſt ſehr nützlich, daß er vorher noch nichts davon gewußt habe. Alsdenn rühret der neue Gegenſtand

der

der Erkenntniß plötzlich die Einbildungskraft und den Verſtand, welche eine lange Bekanntſchaft dafür ganz abgeſtumpft haben würde? Man hat eine große Menge Kenntniſſe aus der Naturgeſchichte und Technologie in neuern Zeiten häufig ſo ſehr empfohlen. Die uns allenthalben umgebende Natur und die Werke der menſchlichen Kunſt, die wir täglich brauchen, kennen zu lernen, iſt ein ſehr ſcheinbarer Vorwand. Mancher wird den jungen Menſchen belachenswerth finden, der die Pflanzen nicht von einander zu unterſcheiden weiß, auf welche er tritt, und der nicht weiß, wie das Hemd gewebt iſt, das er trägt: allein bei näherer Beleuchtung dürfte man entdekken, daß es einen höhern Beruf giebt, als alles zu kennen, was dieſen einzelnen gerade nicht angeht, und zu wiſſen, was er gerade nicht brauchen kann und ſoll. Wer weder Arzt noch Landwirth werden will, für den giebt es im Allgemeinen wichtigere Kenntniſſe als die Kenntniß der Kräuter; und was die Künſte betrift, ſo iſt gerade das der Vortheil bürgerlicher Verfaſſungen, daß ich den Fleiß meiner Mitbürger nützen darf, um dadurch Zeit und Gelegenheit zu erhalten, meine Kräfte dagegen zu andern Theilen der Bedürfniſſe der Geſellſchaft zu bilden. Und vollends derjenige, der zu der erhabnern Beſtimmung geboren iſt, nach ſeinen Kräften und nach dem Maaße der Gelegenheit, für die bürgerliche Ordnung, für Erhaltung der Rechte und Freiheiten Einzelner oder ganzer

Stände

Stände zu machen; denn iſt es beſſer durch Unwiſſenheit in allen Dingen, deren Erkenntniß nur zu leicht einen kleinlichen Geiſt bildet, und, weil man doch einmal nicht alles Große und Kleine zugleich wiſſen kann, den wahren Maaßſtab dieſes großen und geringfügigen ſo leicht verrükt, [illegible] Erkenntniß und dem Gefühl des Großen [illegible] zu behalten. Es iſt freilich nichts ſo geringfügiges, das nicht in gewiſſer Rückſicht groß und der Menſchheit wichtig werden dürfte. Aber dieſes erkennt gerade nur derjenige, der nicht Befriedigung kindiſcher Neugierde ſucht, ſondern in Rükſicht auf eigne Beſtimmung und auf Beſtimmung anderer Menſchen lernt.

Der Gegenſtand des allgemeinen Unterrichts wird alſo dasjenige ſein müſſen, was die nächſte Beziehung auf den allgemeinſten Beruf jedes gebildeten Menſchen hat, wodurch die Kraft zu Denken am allgemeinſten ausgebildet wird. Und dieſes iſt: die Sprache.

Wenn das Studium derſelben nur die wirkliche Bedeutung fremder Töne lehrte, ſo wäre es freilich die unfruchtbarſte von allen Kenntniſſen. Wenn die Grammatik nur eine Sammlung eben ſo willkührlicher Regeln der Zuſammenſezung jener willkührlichen Töne enthielte, ſo wäre ſie freilich ein beſchwerliches Werkzeug, mit dem man ſich nur ſo viel beſchäftigen müßte, als eben hinreichend

wäre,

wäre, ſich verſtändlich zu machen. Aber Wort- und Sprachkenntniß ſind weit mehr.

Nur durch Worte denkt der Menſch. Wir ſchöpfen nicht allein die meiſte Bereicherung unſrer Vorſtellungen, aus dem Umgange durch Mittheilung andrer Menſchen; es iſt auch ſogar beinahe unmöglich ſelbſt zu denken, ohne durch Sprache. Selbſt das Gedächtniß bedarf ihrer, um einzelne ſinnliche Vorſtellungen aufzubewahren. Alle abſtrakte Vorſtellungen aber, durch deren Hülfe der Menſch allein denkt, iſt es unmöglich feſtzuhalten, ohne daß ſie durch Worte bezeichnet werden. Und wenn man die Entſtehung der Sprache betrachtet, in welcher nur ſo wenige Vorſtellungen durch eigne Worte angedeutet, und faſt alles, vorzüglich aber die höhern Abſtraktionen, deren wir uns, durch die beſtändige Uebung ſelbſt unbewußt, unaufhörlich in dem alltäglichſten Geſpräche bedienen, nur durch uneigentliche und unbeſtimmte Ausdrükke, mehr angedeutet, als eigentlich genau angegeben werden; ſo erſcheint die Kenntniß der Sprache in einem ganz andern Lichte, und man wird das Urtheil nicht mehr übertrieben finden, daß eine Sprache recht gründlich lernen, beinahe ſo viel heißt als denken lernen. Durch die Unterſuchung über die wahre Bedeutung und die Entſtehung der Ausdrükke wird die Auflöſung der mehreſten philoſophiſchen Fragen wenigſtens ſo ſehr vorbereitet, daß mehrere der vorzüglichſten philoſophiſchen Schriftſteller ſich

daher ſo gern mit genauer Beſtimmung der Be
deutung einzelner Ausdrükke beſchäftigen, welch
zugleich Beſtimmung der Begriffe iſt, und oh
welche dieſe leztere gar nicht ſtatt findet. Die Un
terſuchungen der Etymologie ſind in dieſer Rükſich
äußerſt intereſſant. Der Sprachgebrauch in de
Zuſammenſezung der Worte gründet ſich auf d
nothwendige Verbindung der Begriffe. — Aus al
dieſen Urſachen haben von jeher alle Nationen, d
zu einem gewiſſen Grade der Ausbildung gekom
men, einen großen Werth auf die Kenntniß ihre
eignen Sprache gelegt. Es iſt bekannt, daß ſi
die größten Männer in Rom gern damit beſchäftig
ten. Außerdem iſt die Erklärung eines Schrift
ſtellers die beſte Uebung für einen jungen Kopf, der
es noch an eignem Vorrathe von Begriffen fehl
Der Unterricht aus Büchern wird alſo nicht durc
einen andern zu erſetzen ſein, der die Sachen ſelbſ
anſtatt der Zeichen, kennen zu lehren verſprich
Denn, wenn er auch alles leiſtete was er verſpricht
ſo würde er dennoch nicht befriedigend ſein: weil e
mehr darauf ankommt, die Gedanken der Menſche
verſtehen zu lernen, und gute Gedanken ſich z
eigen zu machen, als Gegenſtände kennen zu lerne
Der Lehrer wird alſo ſelbſt alles dasjenige beſitze
müſſen, was aus den Werken großer Schriftſtelle
zu lernen iſt, wird ſich eben ſo vortreflich auszu
drükken wiſſen müſſen, als jene, um eben den Eindru
zu machen; und wie ſoll er das gelernt haben, al

durc

durch eine ſolche Bildung, die bald ganz verſchwinden würde, wenn man ſie einſchränkte.

Wenn nun die alten Sprachen in Rükſicht des gründlichen wiſſenſchaftlichen Unterrichts unentbehrlich ſind, ſo iſt aus allen dieſen Gründen die Erlernung derſelben eine der Jugend ſehr angemeſſene Beſchäftigung.

(Der Beſchluß folgt im nächſten Stük.)

Hannover. Rehberg.

3.

Königliche Wohlthat gegen einen vaterländiſchen Dichter.

Mit patriotiſcher Freude erzählt die Berliniſche Monatsſchrift einen neuen Zug der gnädigen und gefühlvollen Geſinnung unſers geliebten Monarchen, welche ſich neulich gegen einen liebenswürdigen Zögling der vaterländiſchen Muſe geäußert hat. Blum, als Idyllen- und als Epiſtelndichter, und überhaupt als moraliſcher und geſchmakvoller Schriftſteller, mit Recht unter unſern Landsleuten geſchäzt; — unſer vieljähriger Freund, von dem wir auch öfter unſern Leſern angenehme Beiträge geliefert haben *); — dieſer achtungswürdige

*) Schon im Jahre 1783, im Jänner, März, Mai, September; 1785 Jänner, u. ſ. w.

dige Mann lebt in ſeiner kleinen Vaterſtadt, Ratenau an der Havel, unter ganz ungleichartigen Geſchäften, und bei einer nun ſchon ſeit lange anhaltenden Kränklichkeit des Körpers.

Im Frühling des Jahres 1787 ward er durch mehrere Gründe, und vorzüglich durch die Hofnung, daß der Aufenthalt auf dem Lande ſeine Geſundheit, wenn nicht wiederherſtellen, doch auf dem Punkt, wo ſie ſich nun ſchon befindet, erhalten werde, bewogen, ein kleines Etabliſſement auf dem Lande zu kaufen. Es hatte ſich ihm durch guten Boden und durch angenehme Lage empfohlen. Allein es war von dem vormaligen Beſitzer ganz vernachläſſigt worden, und ſonderlich waren die Gebäude von elender Beſchaffenheit. Ein beträchtlicher Theil von dem nur mittelmäßigen Vermögen des Dichters war auf den Ankauf des Gütchens gegangen; er durfte alſo ſobald nicht hoffen, den noch ziemlich im Naturſtande ſich befindenden Grund verbeſſert, und die Gebäude wieder hergeſtellt zu ſehen, wenn er nicht anders woher unterſtützt würde. Er beſchloß alſo, ſich an Den zu wenden, von dem allein er glauben konnte, Er werde dieſe Unterſtützung geben wollen und können. Er that es in folgender poetiſchen Epiſtel, die er den 23. April auf geradem Wege an den König abſandte.

Mein

* * *

Mein König!
Höre Deines Dichters Bitte
Mit Huld und liebevoller Nachſicht an!

Sieh! einen Wieſengrund und eine Strohdachshütte
Erkauft' ich mir, in dem mir o! ſo ſüßen Wahn:
Ich würde dort in Blumengründen,
Was ich verlor —
Geſundheit, wiederfinden,
Und was nicht ohne ſie gedeiht — Humor.

Allein der Grund iſt roh, den Händen der Natur
Enteilt, ein Chaos noch die Flur,
Und Wind und Wetter drohn der armen Strohdachshütte!

Gewiß, Du ahndeſt ſchon des Dichters Bitte!

Die Muſen lieben Thal und Wald;
Allein nicht in der rauhen Urgeſtalt
Unausgebildeter Natur. —
Und dieſer Aufenthalt,
Roh wie er iſt, taugt dem Geſunden nur,
Der Pflug und Egge treibt; nützt kranken Dichtern wenig.

O, Deines Volkes Vater, mehr als Herr, als König;
Gieb Deinem Dichter, (er begehrt,
Genügſam, wie er iſt, nur wenig;)
Gieb ihm: daß er, nach ſeiner Fantaſei,
Sein Häuschen ſich von banger Sorge frei,

Zum Tempe ſeine kleine Flur,
Und ſeinen Erlenbuſch am ſchilfumkränzten Bache
Zum Götterhaine mache!

* * *

Der König hörte auf die Bitte des guten Dichters. Schon am 29ſten deſſelben Monats erging ein Kabinetsbefehl an des Herrn Staatsminiſters von Mauſchwitz Excellenz: „Die Beſchaffenheit „der Sache näher unterſuchen zu laſſen, und nach „Befinden derſelben für Blum etwas auf den Re„tabliſſementsplane in Anſatz zu bringen, auch dem„ſelben davon vorläufig Nachricht zu geben.“ Dieſer Befehl war mit ſehr gnädigen und für den Dichter ſehr ehrenvollen Aeußerungen begleitet. Der Miniſter veranlaßte die ihm aufgegebene Unterſuchung; und der gütige Monarch bewilligte nun, ihr zu folge, die runde Summe von 2000 in Terminen zahlbaren Reichsthalern. Dieſes beträchtlichen Geſchenkes wegen dankte Herr Blum dem Könige, ſo wie er Ihn gebeten hatte, wiederum in einem poetiſchen Schreiben. Hier iſt es.

* * *

Mein König!

Giebſt Du gleich nicht Eine Deiner Gaben,
Um vom Empfänger Dank dafür zu haben;
Giebſt, wie Dein Muſter, wie die Gottheit giebt:
So will mein Herz, das ſeinen Edlen Geber liebt,

Mein

Mein Herz für Dich von kindlicher Verehrung voll,
Doch nicht die kleinſte Deiner Gaben,
Wenn es ſie Dir nicht danken ſoll;
Geſchweigt denn die größern haben.

Durch Deine königliche Mildigkeit
Steigt bald, auf Deines Dichters Bitte,
Ein ländlich Haus empor, das fromme Dankbarkeit,
So lang das Leben mir der Gottheit Huld verleiht,
Zum Heiligthume Dir, der Fürſten Beſter! weiht.

Du ſchaffſt es, daß nun bald mein Erlenwäldchen ſich
Mit ſchönerm Laube ſchmükt;
Schaffſt, daß im Blumenkleide,
Von Roſenhekken rings umkränzt,
Die neugeborne Aue glänzt;
Schaffſt, daß von weitem ſchon die kleebedekten Triften
Den reinſten Wohlgeruch der Heerd' entgegendüften,
Die, meiner Lebensdauer hold,
In Strömen ſüßer Milch
Geſundheit mir und kühlend Labſal zollt.

O, daß Dein Auge nicht des Dankes Thräne ſieht,
Die mir, im Rauſch der Freude,
Die Wang' herunterglüht;
Dein Ohr des Herzens Schläge, Dir beſtimmt,
Das Lallen inniger Empfindung, nicht vernimmt!

Groß iſt fortan mein Glück auf meiner Wieſenflur,
Groß im Genuß der Freiheit und Natur!
Willſt Du annoch vor allem Volke mich,
(Wenn anders meine Muſe Beifall ſich
Von Dir erſtrebte) Deinen Dichter nennen;
Werd' ich, was Habſucht ſich mit banger Sorg' ergeizt,
Den Titelprunk der kleine Seelen reizt,
Und wofür ſonſt die ſchwachen Sterblichen entbrennen,
Verachten, oder doch entbehren können.

* * *

Ein gewöhnlicher Wohlthäter hätte nun die Sache als beendigt angeſehen. Nicht ſo der König! Er wollte nicht bloß gegeben haben. Des Dichters Schreiben war vom 10. Dezember; und noch unter dem 15. erhielt er folgende Antwort des Monarchen, die Seinem Geſchenke erſt den wahrhaftig königlichen Werth giebt.

* * *

„Hochgelahrter, Lieber, Getreuer! Geſinnungen und Ausdrükke Eures Danks, für die Euch angewieſene Beihülfe zum Bau Eures ländlichen Hauſes, machen Eurem gefühlvollen Herzen Ehre, und gereichen Mir zu gnädigſtem Wohlgefallen. Ich wünſche aber dabei zugleich, daß Ihr alle die Euch von dieſem ruhigen Landſitz verſprechenden Anneh-

„nehmlichkeiten, bei vollkommener Geſundheit, bis „in das ſpäteſte Alter genießen möget; und verſi„chere Euch dabei der unveränderlichen Huld Eures „gnädigen Königs

Friedrich Wilhelm.“

„Berlin den 15ten
„Dec. 1787.
„An den Dichter Blum in Ratenau.

4.

Ueber die Anonymität der Schriftſteller.

Es iſt bekannt, welche neumodiſche ſeltſame Methoden itzt verſchiedne deutſche Schriftſteller eingeführt haben, um ihre Behauptungen zu begründen und ihre Gegner zu widerlegen. Wenn Schlettwein ein Projekt von politiſcher Oekonomie träumt, ſo bietet er ſeinen Kopf zum Unterpfande an. Wenn Ziehen eine lächerliche Prophezeihung bekannt macht, ſo leiſtet er einen Eid für die Wahrheit derſelben. Wenn ein Rezenſent Lavaters abenteuerlichen Pontius Pilatus ganz unerwartet für den Verfaſſer tadelt; ſo will dieſer nun jedem dem das Buch mißfällt ſein Geld wiedergeben, und ihm ſo das natürliche Recht, ſeine Meinung, und alſo auch ſeinen Tadel, über das Buch zu ſagen, ab-

kaufen. Wenn der Oberhofprediger Stark die gedrukten öffentlichen Beweiſe ſeiner bedenklichen Verbindungen nicht abläugnen kann, ſo fängt er einen gerichtlichen Prozeß mit denen an, welche Auszüge aus jener öffentlichen Schrift machen. Wenn gezweifelt wird, ob Profeſſor Barth in Wien ſo glüklich und geſchikt injiciren kann als Lieberkühn; ſo fordert er den Zweifler zu einer gegenſeitigen Wette von 1000 Rthlr. auf *). Wenn des Baron von Hirſchen Luftſalzwaſſer (deſſen ſich nur noch das elende Altonaer Archiv der Schwärmerei annimmt) für keine Univerſalarznei gehalten wird, ſo verlangt er von den Ungläubigen entweder auf die eine oder auf die andre Art Genugthuung, entweder durch die Einrükkung ſeiner langen Vertheidigung in die Monatsſchrift, oder beim Kammergerichte, oder gar im freien Felde **). Wenn man von Doktor Wienholt, aus dem Berichte ſeines eignen Freundes, glaubt, daß er ſich groſſer Unvorſichtigkeit bei der magnetiſchen Manipulation eines Frauenzimmers ſchuldig gemacht; ſo erklärt er dagegen, daß er die ſonſt ſchon von ihm zum Druk beſtimmte und mit Recht erwartete Krankheitsgeſchichte nun, ſeiner Gegner wegen, nicht wolle drukken laſſen. — Man ſieht, wie gründlich durch alles dieſes die Gegner widerlegt werden. — — Der elenden Wizeleien, des ekelhaften

Selbſt-

*) Man ſ. deſſen Aufforderung in dem Intelligenzblatt der Allg. Litteraturzeitung, 1787, Nr. 47, S. 196.

**) Berl. Monatsſchr. 1787, Jul. S. 87, 91.

Selbſtlobes *), der groben Verdrehungen, der plumpen Schimpfwörter, der Beſchuldigung des Majeſtätsverbrechens, des Atheismus und der Irreligion will ich nicht gedenken, welche izt von unſern eleganteſten, witzigſten, wahrheitsliebendſten Schriftſtellern, Theologen und Philoſophen, ſo häufig gebraucht werden, um ihren ungläubigen Gegnern glüklich den Mund zu ſtopfen.

Noch eines Vorwurfes bedient man ſich izt, da man nur durch Vorwürfe zu widerlegen pflegt, oft:

*) Eine ganz neue Art des plumpſten Selbſtlobes in andächtelnder Behaglichkeit will ich doch anführen. Wenn der Prediger Stolz in Bremen, ein Jünger Lavaters, mit ſeinem phantaſtiſchen ſpielend-witzelnden Geſchreibe verſpottet wird, ſo verſichert er dagegen, in wahrhaftig undenkbarer Eitelkeit, ſeine Erwartung: „daß einſt bei der richterlichen Hauptſentenz, „die über uns alle geſprochen werden wird, Chriſtus, „unter dem Heere von Herrlichen die Ihm zu Seite „ſtehen, in lieblich gemildertem Glanze, aber mit „dem deutenden Finger Seiner Weltbeherrſchenden „Rechte", ihm, dem Prediger Stolz in Bremen, die Titel ſeiner von uns verlachten Bücher nennen, ihn an die kleinen Umſtände bei deren Verfertigung, daß nemlich das eine im Winter geſchrieben worden u. ſ. w. erinnern, und endlich „die Gnade haben wird," über dieſe Bücher, ja über alles ſein Geſchreibe, ſogar über ſeine „Geldauslagen, einen ſublimen und unendlich graziöſen Ausſpruch zu thun, „in deſſen unergründlicher Herrlichkeit er, der Prediger Stolz in Bremen, ſich Ewigkeiten hindurch anbetend und bewundernd verlieren kann." Man ſ. den Joſeph von Johann Jakob Stolz (Zürch, 1786, 8.) die Einleitung. — Ein gelobter Autor beim Weltgericht!!

oft: nehmlich daß der Zweifler oder Beſtreiter ſich nicht genannt habe. Es iſt ſchwer einzuſehen, wie erſtlich das Sichnichtnennen zu einem Schimpf gereichen könne, und zweitens, woher dieſe Anonymität allen Gründen ihre Kraft benehmen ſoll. Eine Menge der vortreflichſten Schriften ſind von je her ohne Namen der Verfaſſer herausgekommen; und bekanntlich iſt dies ſelbſt der Fall mit mehreren kanoniſchen Büchern der Bibel. Sollte wirklich auch ein Argument dadurch beſſer oder ſchlechter werden, je nachdem ein Schriftſteller ſich genannt hat oder nicht? — Man hat Exempel, daß anonyme Verfaſſer ſich hernach genannt haben *); dadurch fällt denn jener läppiſche Vorwurf ganz über den Haufen, und man muß nun mit noch größerem Rechte eine ernſtliche und vernünftige Widerlegung erwarten.

Herr Dr. Wienholt, deſſen eine beſondere Widerlegungsart ſchon angeführet worden, gebraucht auch oft **) gegen ſeine Gegner den Vorwurf, daß ſie ſich nicht genannt hätten: mit einer Mine, als wenn er alles was ſich verächtliches von ihnen denken und ſagen ließe, in dieſen einen Vorwurf zuſammengepreßt hätte. Auch mehrere Schriftſteller,

z. B.

*) Wie neulich Herr Domprediger Nicolai in Bremen gegen Hrn. D. Wienholt daſelbſt. S. Berl. Monatsſchr. Januar 1788, S. 94.

**) In ſeinem „Beitrag zu den Erfahrungen über den „thieriſchen Magnetismus. Hamburg, 1787, 8."

z. B. Herr Oberhofprediger Stark, vorzüglich aber Lavaters Freunde, als P. J. M. Sailer, und Lavater ſelbſt, beſchweren ſich oft anklagend über die Anonymität ihrer Gegner. — Dieſe allgemeiner werdende Sitte veranlaßte mich der Sache nachzudenken, und ich war willens, eigentlich zur Vertheidigung der B. Monatsſchrift, etwas darüber öffentlich zu ſagen; als ich unvermuthet die beſte Vertheidigung bei einem unſrer berühmteſten Schriftſteller fand. Ich will die merkwürdigſten Stellen ſeines Aufſatzes, der ſicherlich vielen andern eben ſo unbekannt iſt, als er mir es bis izt war, hier abdrukken laſſen, weil er treffliche und izt mehr als jemals zu beherzigende Wahrheiten enthält. Faſt ſcheint es eine wirkliche Apologie der Berl. Monatsſchrift zu ſein. Man hat dieſelbe bekanntlich beſchuldigt, daß ſie zuviel polemiſire, man hat über die Anonymität der Aufſätze geklagt, man hat die ganze Schrift, und ihre Herausgeber dazu, verläumdet und ſogar verkätzert, u. ſ. w. — Doch der berühmte Verfaſſer ſelbſt ſoll reden.

Dieſer hebt nun ſeinen Vorbericht gleich auf folgende Art an: „Man würde aus eigner Neigung weit davon entfernt geweſen ſein, das Publikum mit dieſen Blättern, welche dem Anſehn „nach bloß eine Perſonalſtreitigkeit, und die „Frage, ob man recht oder unrecht verſtanden „worden, betreffen, zu beläſtigen; wenn es nicht

„gewiſſer

„gewiſſermaßen die Nothwendigkeit erforderte, „einer gewiſſen gewaltthätigen Verdammungs„ſucht, die der Wahrheit und der Liebe gleich „nachtheilig iſt, Einhalt zu thun, und wenn man „nicht dabei Gelegenheit hätte, den Leſer auf „Betrachtungen zu führen, die zu unſern Zei„ten in mehr als einer Abſicht nützlich werden „können *). — Ferner S. 4. Alles, was man ſich „von den Leſern ausbittet, iſt die ſtrengſte Unpar„teilichkeit. Einem Gemüthe, dem es nur um „die Wahrheit zu thun iſt, wird es gleich viel ſein, „auf welcher Seite ſie ſei **). Es würde meinem Be„dünken nach keine gute Anzeige ſein, wenn man ſich „nur bei Nebenſachen, als etwa bei der Ver„ſchweigung des Namens des Verfaſ„ſers, u. dergl. aufhalten, und nachtheilige Folgen „daraus ziehen wollte ***). Es kömmt auf das „an, was geſagt wird, und nicht, wer es „ſagt ****). Und ich darf mich auf das billige Ur„theil aller Leſer berufen, ob nicht bei den red„lichſten Abſichten tauſend gewiſſenhafte „Gründe möglich ſind, die die Geheimhaltung des

*) Aehnliche Ideen finden ſich öfter in der Monatsſchrift.

**) Aehnliche Erklärungen hat die Monatsſchrift öfter mit Wahrheit gethan.

***) Freilich kann dies keine gute Sache anzeigen.

****) Vortreflich!

„des Namens anrathen *).“ Aus der Schrift nun ſelbſt, S. 9. „Ich glaube nicht, daß „ich zu lieblos urtheile, wenn ich Ihnen ohne alle „Zweideutigkeit ſage, daß Sie dieſe Verdrehung „geradezu wider Ihre Ueberzeugung hingeſchrie„ben, aus gewiſſen Abſichten **), über die Sie „Ihr eigenes Gewiſſen beſſer als ich ſtrafen kann: „oder daß Sie ſeine Schriften niemals geleſen „haben ***). In beiden Fällen machen Sie „Ihren Einſichten und Ihrem Herzen groſſe „Schande. Und mir wird es immer das unauf„löslichſte Räthſel bleiben, wie ein Mann von ge„ſundem Verſtande, der ehrlich und rechtſchaffen „iſt, ſeinem Nächſten, und beſonders einem „Buche, das ſo viel genutzt hat ****), dergleichen „handgreifliche Verläumdungen mit einer „ſchamlöſen Zuverſichtigkeit aufbürden könne.

„Ich

*) Wie einleuchtend wahr für jeden, der nur etwas mit den Verhältniſſen des menſchlichen Lebens bekannt iſt! Aber auch dieſe billige Bemerkung hat man der Monatsſchrift nicht zu ſtatten kommen laſſen wollen.

**) Ich mildere hier und im folgenden einige Worte. Freilich iſt das Verfahren ſolcher Gegner ſo ſchlecht, daß es wohl zu etwas zu heftigen Ausdrükken hinreiſſen kann.

***) Bekanntlich hat Herr Lavater äuſſerſt heftig gegen die B. Monatsſchrift geſchrieben, ohne ſie je geleſen zu haben. April 1787, S. 404, die Note.

****) Wenigſtens darf die B. Monatsſchrift von ſich ſagen: daß ſie immer viel zu nutzen geſtrebt hat, und wohl nicht immer ohne Erfolg.

„Ich wenigſtens hätte eine ſolche Dreiſtigkeit nicht
„von einem Manne erwartet, der mit ſeinem
„Chriſtenthum ſo viel Aufhebens macht *).
„S. 10. Es iſt ein wahres Verbrechen, einen
„Menſchen, der, ſo weit Menſchen urtheilen kön-
„nen, nichts ſo ſehr zur Abſicht ſeiner Bemühun-
„gen hat, als die Ausbreitung der Wahrheit und
„der Tugend, geſetzt auch, daß er in Anſehung
„der Glaubenslehren theoretiſche Irrthümer
„hat, zu verdammen, und allen ſeinen Grund-
„ſätzen widerſprechende Lehren anzudichten. —
„Es kömmt mir immer vor, daß Sie recht von
„Herzen froh ſind, wenn Sie eine etwas zwei-
„deutige Stelle antreffen, und den Verfaſſer
„der abſcheulichſten Käzereien beſchuldigen kön-
„nen. Sie haben Sich einmal vorgenommen, alle
„Stellen an die Folter zu ſchlagen, und Käze-
„reien heraus zubringen. Wie wenig Ehre
„macht das Ihrem Herzen! — S. 15. Ich
„übergehe den bei einer ſo ernſthaften Sache
„höchſtunanſtändigen, bald lächerlichen, bald
„ſatyriſchen, bald, und inſonderheit wo Sie die
„Unzulänglichkeit Ihrer Gründe zu fühlen ſchei-
„nen, ſchmähſüchtigen und verdammenden Ton **),
„und wenn ich es ſagen darf, den bisweilen ſchü-
„lermäßigen und pöbelhaften Wiz ***), in
„welchem

*) Herr Lavater! Herr Stark! Herr Demarées! Etwa auch Herr Jacobi? Und Herr Schloſſer?

**) Herr Stark!

***) O Herr Stark! Herr Stark!

„welchem Sie mit Ihrem Gegner oder über den„ſelben mit dem Publikum reden.“ — S. 20: „Ich bekenne mich für einen Jünger Jeſu Chriſti; „und darin ſetze ich mehr Ehre, als nach irgend „einem menſchlichen Namen genannt zu wer„den. Hier werden Sie freilich die etwas lieblose „Anmerkung wiederholen können: daß ein jeder, „der in dieſem Ton mit Ihnen reden wollte, das „ſagen müſſe *); oder daß jeder chriſtliche „Freigeiſt eben das auch ſagen könnte. Daran „liegt mir nichts **).“

Es folgt noch mehreres über die harten Verdammungsurtheile der Andersdenkenden; über die [illegible] Gehäſ-

*) Herr Stark Th. 1. S. 272: „Die ſchuldige „Achtung für das Chriſtenthum machen Hrn. B. „ſchon die Reichsgeſetze zur Pflicht.“

**) Und ſo liegt auch den Herausgebern der B. Monatsſchrift nichts an der unchriſtlichen Verdammungsſucht ihrer Gegner. Die Herausgeber ſind Chriſten; es iſt eine plumpe und zugleich lächerliche Lüge, ſie eines Komplots gegen das Chriſtenthum zu beſchuldigen. Die unbefangene Auffoderung zum Beweiſe hierüber ſteht im April 1787. Aber, als Chriſten, dürfen ſie ihren eigenen Verſtand gebrauchen, und ſind zu keinem blinden Köhlerglauben, zu keiner ſklaviſchen Annahme irgend eines Syſtems verbunden. Es iſt eine verächtliche Art zu ſtreiten, ſie der Käzerei und der Irreligion zu beſchuldigen, geſetzt auch (wie der angeführte Verfaſſer oben S. 134 ſehr richtig ſagt) geſetzt auch wenn ſie in Anſehung der Glaubenslehren theoretiſche Irrthümer hegten.

Gehäſſigkeit, Schriftſtellern, welche Wahrheit und Tugend zu lehren bemüht ſind, des Unchriſtenthumes zu beſchuldigen, u. ſ. w." Der berühmte Verfaſſer, der, wie man ſieht, hier ſehr gerecht und vernünftig urtheilt, — — „Aber was höre ich mir entgegen rufen, „was berühmt, „gerecht, und vernünftig! Der Mann muß ge„nannt werden; denn wie kann ein Ungenannter „zur Vertheidigung der Ungenanntheit angeführt „werden?" — — Nun gut, ich will ihn nennen. Zwar iſt, was er ſagt, ſo einleuchtend, daß auch ohne Autorität jeder Unpartheiiſcher ihm gewiß beipflichten muß. Indeß für diejenigen, welche ich mir hier denke, iſt ein Namen, und gerade ſein Namen, eine ſehr bedeutende Sache. Dieſer Mann, den ich mit Recht einen berühmten Schriftſteller genannt habe, iſt alſo — eigentlich kein Vertheidiger der Berl. Monatsſchrift; denn er ſchrieb das Obige 20 Jahr früher, als dieſe begann. Auch iſt er ſeitdem, ſoviel man weiß, eben kein Freund und Anhänger der Monatsſchrift geworden. Kurz, es iſt — Niemand anders als Herr Lavater ſelbſt, der im J. 1763 alles Angeführte gegen den, ſeit der Zeit noch bekannter gewordnen, D. Bahrdt ſchrieb. Meine Anführungen ſind, mit den Seitenzahlen, genommen aus: „Johann Kaſpar La„vaters ſämmtliche kleine proſaiſche Schriften, vom „Jahre 1763. Dritter Band: Briefe. Winter„thur, bei Steiner und Komp. 1785 in gr. Oktav.

Ich trete nun ab, und überlaſſe es den Anhängern Lavaters, dieſe Sache mit ihrem Haupte, ſo wie dem itzigen Herrn Lavater ſelbſt, ſie mit dem ehemaligen Herrn Lavater auszugleichen.

* * *

Zuſatz.

Dieſelben Herren, welche über die Anonymität der Ankläger die lauteſten Beſchwerden erheben, haben ſich kein Bedenken gemacht, ein viel größeres Uebel, nemlich die Anonymität der Anklage einzuführen. Jede beſtimmte Anklage, ſei ſie auch noch ſo hart, noch ſo ſehr aus der Luft gegriffen, noch ſo ſcheinbar eingekleidet, kann widerlegt werden; eine unbeſtimmte nicht. Der Beſchuldigte weiß nicht, ob und in wiefern er gemeint ſei, weiß alſo nicht, wie und wogegen er ſich zu vertheidigen hat. — Herr Lavater hat dieſe böſe Sitte am meiſten geübt in dem zweiten Blatt ſeiner Rechenſchaft, die er zwar ſelbſt auf dem Titel klar und feſt nennt, die aber, gerade dieſer Aufſchrift zuwider, höchſt unbeſtimmt geſchrieben iſt. Er redet in derſelben von ſeinen Gegnern, unter welchen er die Berl. Monatsſchrift, und einen der Herausgeber namentlich nennt; und nun erzählt er eine Menge der abſcheulichſten Dinge, welche ſeine Gegner begingen, wobei er denn ſagt: daß aber nicht Alles von Allen

gelte. (M. ſ. 1787, April, S. 368, 373, 390, f.) — Hiergegen, wie geſagt, kann man ſich nicht vertheidigen. Das einzige was übrig bleibt, iſt: den Beſchuldiger öffentlich aufzurufen, daß er angebe, ob man hierunter mit gemeint ſei; und daß er erzähle und beweiſe, welche dieſer Abſcheulichkeiten er von dem Beſchuldigten anzugeben wiſſe. Dies hat die Berl. Monatsſchrift (man ſ. die angeführten Stellen) freimüthig und ſicher in ihrer Unſchuld, gegen den heftigen und erbitterten Vorbringer dieſer unbeſtimmten Beſchuldigungen, gegen Herrn Lavater, gethan. Der Aufſatz ſchloß mit den Worten (April, S. 395.): „Wer ſo freimüthig ſich erklären darf, muß wenigſtens von ſeiner Unſchuld „überzeugt ſein. Wir erwarten Herrn Lavaters „Beweiſe von unſrer Schuld, um weiter zu reden.“ Hr. Lavater hat hiergegen nichts beweiſen können, nichts bewieſen: er hat geſchwiegen. Und hierdurch iſt wohl in den Augen jedes Unparteiiſchen die Berl. Monatsſchrift hinlänglich von dem Verdachte gerechtfertigt, als ob irgend eine dieſer ungeheuren Anſchuldigungen ſie treffe.

Nun tritt aber das oben genannte elende Archiv der Schwärmerei in Altona auf. Dieſes miſcht ſich, mit unverſchämter Zudringlichkeit, ſehr gefliſſentlich in alle Streitigkeiten der Berl. Monatsſchrift, nimmt ſich des Hrn. Stark, Hrn. von Hirſchen, Hrn. Wienholt, u. ſ. w. gegen dieſelbe an, bringt auch höchſtgeſchäftig jene ältern Sachen von

Hrn.

Hrn. Lavater wieder in Anregung, deutet ſeine unbeſtimmten Beſchuldigungen geradezu auf ein paar genannte Berliniſche Gelehrte, und begeht die Unredlichkeit *), die gedachte Aufforderung der Monatsſchrift (im April 1787) gegen Lavater, als nicht geſchehen, vorbeizugehn. Dieſes Archiv führt ſonſt ſo ſorgfältig alles, was, nach ſeinem thörichten Wahne, der Monatsſchrift ſchaden kann, an; die rechtfertigenden Stellen werden aber entweder verfälſcht oder ganz verſchwiegen. Es heißt daſelbſt im neueſten 4ten Hefte S. 199:

In dieſer Schrift, Lavaters Rechenſchaft 2tes Blatt, finden ſich auch ſo viele Beſchuldigungen, namentlich gegen Hrn. Nicolai und Dr. Bieſter, daß man es dieſen Herren gar nicht verargen könnte, wenn ſie auch hierüber beſtimmte Beweiſe von Lavatern verlangen würden. Denn deſſen eigene Worte lauten ſo: „Zu den unwürdigen und niedrigen Streichen rechne ich das Ausſtellen von Spionen, Herauslokken von „Privatbriefen aus den Händen derer, für die ſie allein „geſchrieben ſind; die Frechheit, ſich öffentlich auf dieſe „erlauerte, erſchlichene oder anvertraute Privatbriefe „zu berufen; das höchſtwahrſcheinliche Siegelerbrechen „und Oefnen anvertrauter oder nicht anvertrauter „Briefe. Dahin rechne ich die infamſten Grundſätze „der ſpionenhaften Anekdotenverbreiter: die ſchwarze „Schalkheit, die immer ein hohnlachendes Zermalmen „des

*) Eine andere Unredlichkeit dieſes Archivs iſt gerügt worden im Jänner 1788, S. 78.

„des Urtheil in Bereitſchaft hat, man mag handeln wie „man will.“ — Unmöglich können Lavaters Gegner dieſe Beſchuldigungen ruhig hinnehmen, wenn ihr Gewiſſen ſie von dieſen Verbrechen freiſpricht. Bis izt haben ſie freilich geſchwiegen; doch wer weiß, was für Urſachen ſie zu dieſem Schweigen berechtigten. —

Solch ein hämiſcher Wink wird über die Schuld der ſcheinbar Angeklagten aus ihrem erdichteten Stillſchweigen gegeben; da dieſe doch vorlängſt frei und öffentlich mit ihrer Erklärung aufgetreten ſind. — Hr. Lavater ſehe hier also die Folgen ſeines höchſt übereilten Verfahrens; und bei einigem Nachdenken wird es ihm gewiß ſelbſt leid ſein, dadurch einem dazwiſchen kommenden Dritten Veranlaſſung zu einer ſo beſtimmten namentlichen Beſchuldigung gegeben zu haben. Er ſelbſt fand, er hätte ſich übereilt; er mochte nun den Anekdotenſchreibereien ſeiner überdienſtfertigen Freunde, oder ſeinen eigenen Vermuthungen zu ſchnellgläubig getrauet haben; genug, er ſchwieg izt, nachdem er ſo öffentlich zu reden aufgefordert war, und ſtellte ſich dadurch ſelbſt in das nachtheilige Licht, worin ungegründetes Gerücht und erhizte Leidenſchaft am Ende immer gegen offene gerade Wahrheit ſtehen. Indeß, er that auch noch mehr. Zwar hat er bis izt nicht öffentlich erklärt — doch kann man ſein erwähntes Stillſchweigen gewiſſermaßen für eine öffentliche Erklärung hierüber anſehen —: daß keine

der

der angeführten Beſchuldigungen gegen den perſönlichen Charakter ſeiner Gegner, die Herausgeber der Berl. Monatsſchrift treffe; aber er hat dieſes, unaufgefordert, mündlich und ſchriftlich gethan. Freilich waren dieſe Beſchuldigungen ſo ungeheuer, und daher zugleich ſo unglaublich: als von Ausſtellung der Spionen, Herauslokkung der Briefe, Erbrechung der Siegel; daß kein ehrliebender Leſer von ehrliebenden Gelehrten ſich dergleichen wird einbilden laſſen, und daß es alſo nur einer freien beſtimmten Erklärung bedurfte, um ſolche Anſchuldigungen von ſich abzuwälzen. Und darum iſt auch von Hrn. Lavaters erwähnter ſchriftlicher Erklärung, ungeachtet ſeiner eigenen Erlaubniß, kein Gebrauch bis izt gemacht worden. Sie wird hier nur angeführt, damit er ſelbſt ſo gerechtfertiget erſcheine, als er der Wahrheit gemäß erſcheinen muß. — Solche Ausfälle übrigens, wie die im Archive der Schwärmerei, die ſich auf ſeine Auktorität begründen wollen, mißbilligt er gewiß ſelbſt, ſo wie jeder Leſer von Verſtand und Gefühl; und es iſt zu hoffen, daß kein deutſcher Schriftſteller mehr ſich überhaupt ungegründeter unbeſtimmter harter Vorwürfe gegen ſeine Gegner ſchuldig machen wird.

Geheime Geſellſchaften.

Ein ungenannter, aber (wie es ſcheint) unterrichteter Mann aus Oberdeutſchland, wo man den Stammſitz der Geheimen Geſellſchaften, die zuweilen auch zu uns nach Norden herabkommen, vermuthen muß, ſchrieb im Journal von und für Deutſchland 1786, St. 3. S. 268, indem er einige Nachricht von „der Hochpreislichen Geſellſchaft der deutſchen Reiter" giebt, folgendes: „So ſehr ſich die Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift um die Geſchichte geheimer Verbindungen verdient machen; ſo bin ich doch aus gewiſſen Gründen feſt überzeugt, daß ihnen kaum der dritte Theil von dergleichen Geſellſchaften bekannt iſt, und je bekannt werden kann." — Herr Oberhofprediger Stark hingegen erklärt in ſeinem dikken Buche (Th. II, S. 3—28, und mehrmal) die Nachricht von der Menge geheimer Geſellſchaften für falſch, oder nach ſeiner feinen Art ſich auszudrükken, für eine offenbare Lüge. Ob der Mann wirklich nicht über fünfe zählen kann? oder ob er nur ſeine Urſachen hat, dies zu behaupten? .... Ein wenig abgeſchmakt aber iſt es vollends, wenn er S. 9 ſagt, daß es eigentlich nur Eine Geheime Geſellſchaft gäbe: die Freimaurerei, (die doch eigentlich nicht einmal eine geheime Geſell-

ſchaft

ſchaft genannt werden kann); von welcher alle andere nur verſchiedene Zweige wären. Geſetzt, dies letzte wäre auch wahr, ſo iſt jene Behauptung doch abgeſchmakt. Denn, wie, wenn jemand erzählte: In Berlin ſeien mehrere Religionsparteien und Sekten; auch die kleinern mitgerechnet, z. B. Herrnhuther, Gichtelianer, u. ſ. w.; wollte Herr Stark dies wohl durch die Behauptung widerlegen: es ſei ja alles nur Eine Religionspartei: die chriſtliche? Aber iſt Hrn. Starks Vorgeben gegründet? Wenigſtens verwikkelt er ſich ſelbſt dabei in die gröbſten Widerſprüche. S. 14 ſagt er: „alle die ſogenannten Innern Orden ſtänden mit der Maurerei in „der genaueſten Verbindung.“ Und nachher deklamirt er doch wiederholentlich, der ekelhafte Wiederholer! daß er von der Verfaſſung mancher Innern Orden nichts wiſſe. Er ſagt z. B. S. 64: „ich bin nie Roſenkreuzer geweſen, und bin nicht „im Stande, dieſe Leute gründlich zu beurtheilen;“ und S. 112 ruft er aus: „Mich ſollten die Roſenkreuzer — u. ſ. w. begabt haben!“ (was auch nie in der Monatsſchrift eigentlich geſagt worden iſt). „Mich, der ich nie ein Roſenkreuzer geweſen bin! „Mich, den fürwahr kein Roſenkreuzer, und wenn „man ſie alle auf die Folter ſpannte, für ſeinen „Bruder erkennen würde! Mich, dem ihre ganze „Verfaſſung ſo unbekannt iſt, u. ſ. w. —“ Auch S. 93, und an a. Orten mehr. Gleichwohl ſagt er S. 63: „Die Roſenkreuzer nennten ſich Freimaurer,

„ſammelten ihre Brüder aus den Freimaurer-
„ſtänden ſchon ſeit mehrern Jahren in einer ge-
„wiſſen Verbindung mit ihnen; und es ſei ſchl-
„terdings nicht abzuſehn, wie ein Lobſpruch, d
„man der Freimaurerei beilegte, nicht auch auf jen
„Orden paſſen ſollte.“ Woran iſt nun der Leſer
Sind nun beide Orden einerlei oder nicht? H
Stark hat doch nach S. 174 „zu einer geheim
„Geſellſchaft der Freimaurerei, nemlich dem T
„pelherrnorden und dem Klerikat, gehört; und
„viel Luſt, dem Publikum recht viel darüber zu
„zählen.“ Von jenem Orden kann er aber ni
erzählen; alſo muß die Verbindung doch nicht ſ
gar genau ſein. Alſo kann doch etwas von
dem einen Orden geſagt werden, was den andern
nicht trift. Denn dieſe Orden ſcheinen wohl gar
ungleich gegen einander geſinnt zu ſein. Selbſt (wie
er ſich ausdrükt) ein auf die Folter geſpanntes Mit-
glied des einen Ordens würde ja Herrn Stark nicht
für Bruder erkennen wollen. Und er fährt S. 112
in ſeinen Ausrufungen fort: „Mich, der ich, wie
„ich aus mündlichen Nachrichten einiger Freunde
„weiß, gar nicht gut bei den Roſenkreuzern ange-
„ſchrieben bin!“

Man ſieht wohl, der Herr Oberhofprediger ſucht nur überall den Leſer zu verwirren *) und ſeine

*) Ein Beiſpiel davon iſt auch ſein langes Gewäſch von Roſenkreuzern (über welche ihn übrigens Niemand um ſeine Meinung gefragt hat,) wo er 1) die alte

ſeine Gegner als unehrliche Leute vorzuſtellen. Hat man dieſe zwei Orden von einander unterſchieden; ſo iſt es unrecht: die Orden ſollten zuſammen gehören. Haben ſie beide nur unter der gemeinſchaftlichen Benennung von geheimen Geſellſchaften begriffen; ſo iſt es wiederum Unrecht: die Orden haben gar nichts mit einander gemein. — Um den Leſer zu verwirren, und ſeine Gegner gehäſſig vorzuſtellen, kömmt er auch mit der Armſeligkeit aufgezogen: Dr. Bieſter habe wohl ſelbſt die Tonſur empfangen, weil er zu dem ſchwediſchen Syſtem oder der Zinnendorfiſchen Maurerei gehöre: S. 215, 259, f. 262. Spricht ſo ein Mann, der eine verwikkelte Sache aufklären will? Schämt er ſich nicht, alles mit Fleiß zu verwirren? Was gehört hier Dr. Bieſters Perſönlichkeit her *)? Das

innere

alte allegoriſirende Idee von einem Vater Roſenkreuz, die Val. Andreä vortrug, 2) die itzige Roſenkreuzergeſellſchaft, welche an einigen Orten Deutſchlands einen Innern und Höhern Orden ausmachen ſoll, 3) Den Chevalier Roſecroix, welches im Franzöſiſchen Syſtem der Maurerei nur der Namen eines Grades iſt, — auf das tollſte durch einander wirft, um nur ſeine Gegner der Unrichtigkeit beſchuldigen zu können.

*) S. 18 in der Note, ſagt er ſogar: „Wie's zur „Sprache kam vor dem Königl. Kammergericht in „Berlin, haben doch B. und ſein Kollege G. bekennen müſſen, daß ſie beide Freimaurer wären.“ Welche Armſeligkeit! Und zugleich welche Unwahrheit: zur Sprache kam! bekennen müſſen! Als wenn wir über ſo etwas wären vernommen worden! Man leſe den gedrukten Prozeß.

innere oder höhere Schwedische System mag sein was es will; davon ist die Rede nicht. Ist es [illegible] aber nicht allgemein bekannt, daß die eigen[illegible] Freimaurerei in den drei ersten Graden, ganz etw[illegible] anders ist, als die sogenannten Innern Orden[illegible] Gesetzt auch daß diese sich noch so innig verbün[illegible] mit jener nennten!

Aber, es ist nicht einmal wahr, daß alle [illegible] heime Orden nur Zweige der Maurerei sind, [illegible] es auch nur sein wollen. Manche unterscheiden [illegible] selbst ganz deutlich davon. — Aus gesamm[illegible] Nachrichten und aus der Anzeige neuer erschei[illegible] der Gesellschaften wird ein aufmerksamer Leser di[illegible] selbst besser einsehen können, als aus dem mit Fl[illegible] verwirrenden weitläuftigen Geschreibe des Herr[illegible] Oberhofpredigers; der niemals weitläuftiger ist al[illegible] über Sachen die man nicht von ihm wissen will, um dagegen über alles worüber er sich eigentlich erk[illegible] ren sollte, klüglich wie über heiße Kohlen wegzu[illegible] schreiten. Mit Verachtung gegen einen so ver⸗ächtlichen Gegner, dessen armselige Ränke, wo⸗durch er Feindschaften und Verlegenheit erregen will, keinen wohlmeinenden Schriftsteller stö⸗ren, und keinen verständigen Leser irren können, — wird die Berl. Monatsschrift fortfahren, neue Fakta von dieser interessanten Materie beizubrin⸗gen: damit man sehe, wie weit dieser Geist ver⸗breitet ist, woran noch immer Einige zweifeln wol⸗len, und wie er sich täglich weiter ausbreitet. Ist

je

ſe Publizität ehrenwerth, ſo iſt ſie es bei dieſer Sache; die, wenn ſie gut iſt, nichts dadurch verlieren kann daß ſie bekannt gemacht wird, im entgegengeſetzten Falle aber ihre ſchädliche Wirkſamkeit durch Bekanntmachung ſehr vermindert ſehen muß. Die geſunde Luft eines Zimmers wird nicht verdorben, wenn man die reine Außenluft hinzu läßt; aber die böſen Dünſte eines verſchloſſenen Gemaches werden unſchädlich und verſchwinden, ſobald man das Fenſter öfnet.

I. Der Orden der Ritter und Brüder Eingeweihten aus Aſien. Dieſer Orden iſt ganz neulich erſt durch zwei kleine Schriften *) bekannt geworden; auch ſcheint er ſehr neuen Urſprunges zu ſein. Der erſte Bekanntmacher vermuthet, er ſei in Wien (nach der Chifferſprache des Ordens: Theſſalonich) entſtanden. Aber dieſer neue, noch wenig bekannte, Orden hat ſich ſchon von Italien bis Rußland verbreitet. Die Hieroglyphen-

ſchei-

*) I. Authentiſche Nachricht von den Ritter- und Brüder-Eingeweihten aus Aſien. Zur Beherzigung für Freimaurer. Im J. 1787. (4 Bogen in 8.) II. Werden und können Iſraeliten zu Freimaurern aufgenommen werden? Veranlaßt durch die zur Beherzigung für Freimaurer von einem Ungenannten herausgegebene Schrift: Authentiſche Nachricht — aus Aſien. Herausgegeben von Carl Friedrich von Boscamp, genannt Laſopolski. Hamburg, bei Hofmann, 1788. 6 Bogen in 8. Ein paar Ungezogenheiten des letztern Büchleins gegen die B. Monatsſchrift ſind leicht zu ertragen.

ſcheinen ſämmtlich aus dem Hebräiſchen genommen zu ſein. Die oberſte Direktion heißt das kleine fürwährende Synedrion in Europa; die Benennungen der Beamten, wodurch ſie ſich gegen ihre Untergebenen ſelbſt unkenntlich machen *), ſind hebräiſch; das Inſigne der dritten Hauptſtufe iſt das an der Bruſt zu tragende Urim und Thummim, „von dem das alte ächte Original „in Wien bewahret wird." Die lezte Nachricht iſt ſehr artig, und iſt vorzüglich angenehm, da ſeit einiger Zeit wieder über die eigentliche Geſtalt dieſes hohenprieſterlichen Schmuks geſtritten worden iſt. — Hier ſind noch einige Nachrichten aus dem erſten Büchlein, welches die Geſetze, Statuten u. ſ. w. enthält. Der Orden ſendet ſchon umherreiſende Apoſtel aus. Die Ordenskleidung beſteht aus ſchwarzen ſpaniſchen Beinkleidern und Weſten; der Mantel iſt, nach den verſchiedenen Stufen, ſchwarz, ſchwarz und weiß, purpurn, von Goldbrokat; ſo auch der Triangel und das Kreuz verſchieden. Aufgenommen kann werden, ohne Rükſicht auf Stand und Religion, jeder rechtſchaffene Mann, der den reinen Glauben an

*) Noch dazu iſt verordnet, daß der einmalige Name im Orden ſtets beibehalten wird. „Wenn gleich „ein Bruder zu ſeinen Vätern heimgeht, ſo bleibt „ſein Namen und ſein Platz aktiv bei jedem Bru„der, der ſeine Stelle erſezt." Deſto unmöglicher wird es zu erfahren, wer unter dem Namen verborgen iſt.

einen wahren Gott frei bekennt. Nur muß er die den erſten Freimaurergrade in einer St. Johannis- oder einer Melchiſedekloge bekommen haben. Die Johannislogen ſind bekanntlich nur für Chriſten; die eben ſo guten und geſetzmäſſigen Melchiſedekslogen exiſtiren in Menge in Italien, Holland, England, Portugal, und Spanien, und nehmen auch Juden, Türken, Perſer, Armenier, Kopten, u. ſ. w. auf. Dieſer Orden iſt für ganz Europa zum groſſen Zweck der Einheit beſtimmt. Die von Natur Gebrechlichen, Lahme, Einäugige, können nicht ohne Diſpenſation zu den höhern Stufen (wie zum Prieſterthum) kommen. Der Orden hat: die ächten Geheimniſſe und moraliſchen und phyſiſchen Aufſchlüſſe der Hieroglyphen des ſehr ehrwürdigen Freimaurerordens. Der Stufen im Orden ſind fünf, unter folgenden Namen: die Suchenden; die Leidenden; (dies ſind nur Probeſtufen, dann folgen die 3 Hauptſtufen:) die Ritter und Brüder Eingeweihte aus Aſien in Europa; die weiſen Meiſter; die Königlichen Prieſter, oder ächten Roſenkreuzer, oder die Stufe Melchiſedek. Wer einmal die erſte Hauptſtufe erhalten hat, iſt durch ſeinen Eid verbunden, nach den Geſetzen im Orden zu leben und zu bleiben. Das Synedrion beſteht aus 72 Gliedern. Auch iſt die Zahl der Brüder der dritten Hauptſtufe auf 72 feſtgeſetzt. Das Synedrion hat aber auch einen Ausſchuß

von

von Dreien, einen von Fünfen, einen von Sieben, und einen von Neunen. Man zahlt bei der Aufnahme 2 Dukaten, und einen monatlichen Beitrag von ½ Fl. Der „Konſtitutionsbrief zu einer Meiſterſchaft koſtet 7 Dukaten, zu einer Obermeiſterſchaft 12, zu einem Provinzialkapitel 25, und zu einem Generalkapitel 50 Dukaten.

Das wichtigſte ſind die allgemeinen Unterwerfungspunkte, welche ein Bruder Eingeweihter gegen das Synedrion unterſchreiben muß. Die Titulatur dieſes letztern iſt: „die allerhöchſt „weiſeſten und würdigſten Väter, und Brüder Vorſteher der ſieben unbekannten Kirchen in Aſien.“ Wenn nur die Väter nicht ſelbſt unbekannt ſind! Der Eingeweihte §. 2. „verſpricht den Geſetzen „des Ordens vollkommene Unterwerfung und wahren, unverbrüchlichen Gehorſam. §. 3. Da alle „Geheimniſſe des Ordens wahres Licht ſind, „ſo verſpricht er ihnen“ (die er noch nicht kennt) „getreu bis ans Ende ſeines Lebens zu folgen, „ohne jemals zu fragen, wer ſie ihm gegeben „hat *), woher ſie gekommen ſind, wirklich kom„men,

*) Wer die (ſogenannten) Geheimniſſe dem Orden gegeben hat! Das iſt eigentlich die große und unverfängliche Frage bei allen geheimen Geſellſchaften. Aber auch der Eingeweihte, der ewig bei dem Orden bleiben will und muß (ſ. oben S. 159), erfährt dies nicht! Ja er kann nicht einmal darnach fragen. Ja, er muß verſprechen, niemals darnach zu fragen! — So ſind die Mittheiler der

„men, oder in Zukunft kommen werden. Denn „wer das Licht klar ſiehet, muß unbekümmert um „ſeinen Urſprung ſein. §. 5. Er verſpricht, keine „der verſchiedenen Maurerlehren zu verfolgen, „und alle Brüder der verſchiedenen] Syſteme als „ſeine Brüder zu lieben zu ehren und ihnen gutes „zu thun.“ Alle, ſo verſchieden ſie auch ſind? Das zeigt den großen Zwek der Einheit deutlich genug an. Nicht einmal die verſchiedenen Lehren, die ſich doch ſelbſt unter einander verketzern, ſollen verfolgt oder angegriffen werden? „Er erklärt weiters, daß er den hochwürdigen „und weiſen Orden der R. und Br. Eingeweih„ten aus Aſien nach allen möglichen Kräften ſchüt„zen, deſſen Ausbreitung in gleichem Verſtande „ſo rechtſchaffen als wirkſam betreiben, ſeine „Glieder unterſtützen, u. ſ. w. wolle. — — §. 6. „Er verſpricht weiters, den hohen Orden, das „hochw. und weiſe kleine fürwährende Synedrion, „das Generalkapitel des Ordens, das Kapitel „ſeiner Provinz, ſeine Obermeiſter und Meiſter„ſchaft“, (das heißt kurz, alle ſeine Obern und Vorgeſetzten) „von allen Geheimniſſen, die gera„dezu einen Verband mit, für, oder wider den „Orden haben könnten, wahr, rechtſchaffen, und „ohne

der Geheimniſſe in dem Orden, der zum großen Zwek der Einheit beſtimmt iſt (ſ. oben S. 159), freilich ganz ſicher.

„ohne Verweilung zu benachrichtigen.“ Das iſt ein merkwürdiger Punkt! Alſo giebt es noch Geheimniſſe, von denen die hohen Obern, welche doch (ſ. oben S. 159.) die ächten Geheimniſſe beſitzen, nichts wiſſen, und die ihnen jeder Bruder, der etwas davon erfährt, berichten muß! Auf dieſe bequeme Art können ſie vielleicht ihren faſt übermenſchlichen Titel als Allerhöchſtweiſeſte Vorſteher behaupten. Denn ſie werden nun wohl ſo ziemlich alles, was einem Bruder zu Ohren kömmt, erfahren. Welcher guter Bruder, der gewiſſenhaft iſt, wird nicht lieber zu viel als zu wenig thun wollen? Er hat ja verſprechen müſſen, alles was einen Verband mit dem Orden haben könnte, zu melden. Wer kann aber, bei der unendlichen Verkettung aller Dinge, einſehen, ob irgend etwas nur einigermaßen Merkwürdiges nicht auf ein anderes merkwürdiges und hochheiliges Ding ſollte wirken können? Dazu muß die Meldung ohne Verweilen geſchehen; und da man nicht erſt lange Zeit zum Ueberlegen und Nachdenken hat, wählt man lieber das Sicherſte, und meldet den weiſen Beſitzern aller ächten Geheimniſſe alles was damit auch nur von weitem zuſammenzuhängen ſcheinen kann. — O des Gaukelſpiels!

Gegen die angeführte erſte Schrift, welche, wie man ſieht, ſehr merkwürdige Aktenſtükke, und dabei eine merkwürdige Vorrede enthält, iſt

das

das zweite Büchlein mit groſser Heftigkeit geſchrieben. Die Authentizität der Aktenſtükke wird nicht geleugnet; nur wird über die, doch ſo nützliche, Publizität geſpöttelt; und S. 14. „nach „Vermuthungen“ ein Abriß des Syſtemes der Eingeweihten gegeben, welches freilich, wie dieſer Verfaſſer ſagt, das Syſtem mehr beliebt als verhaßt machen muß. — Eigentlich enthält dieſe Schrift nur zwei merkwürdige Punkte. 1) Daß allerdings auch Juden zu Freimaurern können aufgenommen werden (welches jener Ungenannte in einer Anmerkung zu der angeführten Stelle von den Melchiſedekslogen geleugnet hätte). Zum Beweiſe wird hier angeführt, daß der jüdiſche Kaufmann zu Hamburg, David Moſes Herz von der Caledonian Lodge zu London aufgenommen ſei, worüber ein Zeugniß der groſsen engliſchen Loge vom 26 Jul. 1787. abgedrukt wird. Auch fordere, wie er ſagt, nur der erſte Artikel des alten Konſtitutionsbuches (auf Befehl des Bruders Herzog Montague verfaßt von Bruder Jakob Anderſon, und 1722 zu London gedrukt), daß ein Freimaurer die drei groſsen Artikel des Noa anerkenne, wobei ausdrüklich beſtimmt werde, daß die Annahme der chriſtlichen Religion nicht nöthig ſei. Noch ſagt dieſer Verfaſſer, daß nicht bloß die von England aus konſtituirten Logen geſezmäßig ſeien. — 2) Jener Ungenannte hätte unter den Papieren, die den Orden der Einge-

 weihten

weihten aus Aſien betreffen, auch die Adreſſe des Herrn Baron Ecker von Eckhof zu Schleswig gefunden. Sein Gegner verſichert, den Herrn Baron und ſeinen Bruder wohl zu kennen, läugnet deſſen Verbindung mit dem Orden der Eingeweihten nicht ab, ſondern giebt nur, mit warmen Lobſprüchen der beiden Herren Brüder, einige nähere Nachrichten von ihnen: welche, wie alle litterariſch-hiſtoriſche Berichtigungen, in der That Dank verdienen. Der ältere dieſer Herren heißt: Hans Heinrich Freiherr Ecker von Eckhofen, iſt fürſtl. Hohenlohe-Waldenburgiſcher wirklicher Geheimer Rath, lebte viele Jahre in Wien, ſeit kurzem aber in Schleswig. Der jüngere: Hans Karl Freiherr E. von E., iſt von demſelben fürſtl. Hofe Geheimer Legationsrath und Chargé d' Affäres, und lebt ſeit 10 Jahren in Hamburg. Weitläuftig vertheidigt ſie der Verf. gegen gewiſſe Sagen, die im maureriſchen Publikum wider die beiden Herren, vorzüglich wider den Aeltern, herumgegangen ſein ſollen, und wozu gewiſſe Verbindungen, worin ſie ſich eingelaſſen, die Urſache ſcheinen gegeben zu haben. Merkwürdig ſcheint mir in dieſer Rechtfertigung die Stelle S. 64: „Nie galt es dem Maurer für „Verbrechen, wenn er nach Wahrheit ſuchte, wo „er immer ſie zu finden glaubte; und wenn er die „erkannte Wahrheit wirken ließ, wo er konnte.“

Beide Herren-Brüder ſind Großkreuzherren (der jüngſte, auch Kanzler) des weltlichen Stifts-Ritterordens zur Ehre der höchſten (oder göttlichen) Vorſehung. Da von dieſem Orden ſeit kurzem manches in Schriften vorgekommen iſt, auch Herr Oberhofprediger Stark in ſeinem dikken Buche.*) davon weitläuftig, aber ohne das geringſte aufzuklären, ſeiner Gewohnheit nach, geredet hat; ſo will ich bei dieſer Gelegenheit nur ein paar Punkte darüber anführen. Erſtlich: dieſer Ritterorden nennt ſich itzt ſeit einigen Jahren (wenigſtens ſeit 1786) der Orden des heil. Joachims. Ferner iſt vielleicht nur weni-

*) Mit gebührender Ehrfurcht bezeichne ich gern den dikken Umfang dieſes erſtaunlichen Werkes des Herrn Oberhofpredigers, da er ſich den körperlichen Kubikraum ſeiner Schrift ſelbſt zur Ehre rechnet. In der Vorrede zum zweiten Bande triumphirt er: „Das hatten meine Gegner wohl nicht erwar„tet, daß ich ihnen ein Werk von zwei Oktav„bänden" (zumal ſo ungeheuren) „entgegen„ſetzen würde." (Ja, wer hätte das auch vermuthen können! eine ſo totale Niederlage!) „Sie, „die nur mit Broſchüren fechten, und nur „einer kleinen Rechtfertigung von mir entge„gen ſahen!" (Wie der Herr Oberhofprediger doch alles ſo richtig weiß!) „Allein, dies hielt ich „unter meiner Würde." — Freilich erkennt die Berl. Monatsſchrift in Demuth den Unterſchied zwiſchen der Unbedeutſamkeit eines broſchirten Heftes von 6 Bogen und der Würde zwei großer Bände von 1642 Seiten, wie die dikke dikberührte Schrift des Herrn Oberhofpredigers zum Erſtaunen der leſenden Welt enthält.

wenigen Leſern bekannt, daß eine Nachricht von dieſem Orden, nebſt Auszügen aus den Ordens papieren, gedrukt ſteht in der „eklektiſchen Mo„natsſchrift (Lübek, gr. 8)," Heft 1, 1785, S. 1. folgg. Dieſer Nachricht zufolge iſt der Orden zuerſt 1756 zu Leutmeritz in Böhmen geſtiftet worden. Merkwürdig iſt S. 9. die Beſchreibung des feierlichen Aufnahmeceremoniels. Der Zug geht nach der Ordenskapelle; der Kandidat bleibt in der Sakriſtei, die Ritter treten in die Kapelle, wo der Geiſtliche eine Rede hält. Sodann wird der Kandidat hereingeführt, befragt: ob es noch ſein ernſtlicher und freier Wille ſei, in den Orden zu treten; nach der Bejahung zu nochmaliger reifer Ueberlegung ermahnt, zurükgeführt, wieder hereingeholt, wiederum befragt, und dann aufgenommen. Er ſchwört, und bekommt die Ritterkleidung; am Ende ſingt man das Te Deum. Hierbei heißt es S. 10: „Proteſtantiſche Ordens„genoſſen müſſen, bis zur Anſtimmung des Te „Deum, aus der Kapelle heraus." Dürfen ſie alſo, wie es nach dieſen Worten ſcheinen ſollte, bei den Ermahnungen des Großmeiſters an den Kandidaten, bei deſſen Verſicherungen, bei der eigentlichen Aufnahme, und bei der Beſchwörung der einzugehenden Verpflichtungen, nicht gegenwärtig ſein? Dieſer Unterſchied iſt doch auffallend, in einem Orden, der aus Mitgliedern von beiden Religionsparteien beſteht.

Ein

II. Ein ungenannter Orden, bei deſſen Ceremonien der Aufnahme auch die Harmonika ſcheint gebraucht zu werden. Die Sache kömmt mir merkwürdig genug vor, und die Beſchreibung iſt in der That ſo intereſſant, daß die Leſer ſie gewiß hier gern aus einer kleinen fliegenden Schrift eingerükt leſen werden. Herr Rölling *) hat izt ſelbſt „über die Harmonika, ein Fragment" Berlin, 1787, 4 Bogen in 4 drukken laſſen. Hierin ſind auch einige ältere von ihm vor mehrern Jahren geſchriebene Briefe befindlich, wovon die beiden erſten in Wien geſchrieben zu ſein ſcheinen. Ich laſſe hier den merkwürdigen zweiten Brief von S. 10. folgen.

„Sie verſchaften mir durch Ihre Adreſſe an „Herrn N—z— eine ſehr intereſſante Bekannt„ſchaft. Er ſchien, entweder durch Sie oder einen „andern meiner Freunde, ſchon von meiner An„kunft benachrichtigt geweſen zu ſein. Die Har„monika erhielt ſeinen ganzen Beifall; auch „ſprach er von verſchiedenen beſondern Verſu„chen, die ich aber nicht ganz faßte. Nur erſt ſeit „geſtern iſt mir vieles erklärlich; und ich ahnde „die Urſache, warum ich ihm ſo ſehr willkommen „ſein muſte.

„Geſtern gegen Abend fuhren wir nach ſeinem „Landgute, deſſen Einrichtung, beſonders aber die

*) Man ſ. eine vorläufige Beſchreibung ſeiner Harmonika, B. Monatsſchr. 1787, Februar, S. 175.

„des Gartens, außerordentlich ſchön getroffen iſt.
„Verſchiedene Tempel, Grotten, Waſſerfälle, la-
„byrinthiſche Gänge, und unterirdiſche Gewölbe,
„u. ſ. w. verſchaffen dem Auge ſo viele Mannigfal-
„tigkeit und Abwechſelung, daß man davon ganz
„bezäubert wird. Nur will mir die hohe alles
„dies umſchließende Mauer nicht gefallen; denn
„ſie beraubt dem Auge die herrlichſte Ausſicht. —
„Ich hatte die Harmonika mit hinaus nehmen, und
„Herrn N—z — verſprechen müſſen, auf ſeinen
„Wink, an einem beſtimmten Orte, nur wenige
„Augenblicke zu ſpielen. Um dieſen zu erwarten,
„führte er mich, da ich alles geſehen, in ein Zim-
„mer im Vordertheil des Hauſes; und verließ mich,
„wie er ſagte, der Anordnung eines Balls und einer
„Illumination wegen, die beide ſeine Gegenwart
„nothwendig erfoderten. Es war ſchon ſpät, und
„der Schlaf ſchien mich zu überraſchen; als mich
„die Ankunft einiger Kutſchen ſtörte. Ich öfnete
„das Fenſter, erkannte aber nichts Deutliches, noch
„weniger verſtand ich das leiſe und geheimnißvolle
„Geflüſter der Angekommenen. — Kurz nachher
„bemeiſterte ſich meiner der Schlaf von neuem;
„und ich ſchlief wirklich ein. Etwa eine Stunde
„mochte ich geſchlafen haben, als ich geweckt, und
„von einem Diener, der ſich zugleich mein Inſtru-
„ment zu tragen erbot, erſucht ward, ihm zu fol-
„gen. Da er ſehr eilte, ich ihm aber nur langſam
„folgte; ſo entſtand daraus die Gelegenheit, daß

„ich,

„ich, durch Neugierde getrieben, dem dumpfen „Tone einiger Poſaunen nachging, der — aus der „Tiefe des Kellers zu kommen ſchien.

„Denken Sie Sich aber mein Erſtaunen, als „ich die Treppe des Kellers überhalb hinunter geſtie„gen war, und eine Todtengruft erblikte, in der „man unter Trauermuſik einen Leichnam in den „Sarg legte, und zur Seite einem weißgekleideten „aber ganz mit Blut beſprizten Menſchen die „Ader am Arme verband. Außer den Hülfelei„ſtenden Perſonen waren die übrigen in langen „ſchwarzen Mänteln vermummt, und mit bloſ„ſen Degen. Am Eingange der Gruft lagen über„einander geworfene Todtengerippe; und die Er„leuchtung geſchah durch Lichter, deren Flamme „brennendem Weingeiſte ähnlich kam, wodurch der „Anblik deſto ſchaudervoller und ſchreklicher ward. „Um meinen Führer nicht zu verlieren, eilte ich „zurük. Dieſer trat ſo eben aus dem Garten „wieder herein, als ich bei der Thüre deſſelben „ankam. Er ergrif mich ungeduldig bei der Hand, „und zog mich gleichſam mit ſich fort.

„Sah ich je etwas Feenmährchen-ähnliches, „ſo wars im Augenblik des Eintritts in den Gar„ten. Alles in grünem Feuer; unzählig flam„mende Lampen; Gemurmel entfernter Waſſer„fälle; künſtlicher Nachtigallengeſangs; Blüthen„duft, u. ſ. w. Kurz, alles ſchien überirdiſch, „und die Natur in Zauber aufgelößt zu ſeyn. —

„Man wies mir meinen Platz hinter einer Laube,
„deren Inwendiges himmliſch geſchmükt war;
„wohinein man kurz hierauf Jemanden ohnmäch-
„tig *) brachte. Sogleich erhielt ich das Zeichen
„zum Spiele. Da ich itzt genöthigt war mehr
„auf mich, als auf andere Acht zu geben, ſo gieng
„allerdings vieles für mich verloren. So viel
„aber nahm ich deutlich wahr, daß ſich der Ohn-
„mächtige, kaum nach einer Minute des Spie-
„lens, erholte, und mit äußerſter Verwunderung
„fragte: Wo bin ich? Weſſen Stimme höre
„ich? — Frohlokkender Jubel mit Trompeten
„und Pauken war die Antwort. Alles grif zu-
„gleich nach den Degen, und eilte tiefer in den
„Garten, wo das fernere für mich wie ver-
„ſchwunden war.

„Ich ſchreibe Ihnen dieſes nach einem kurzen
„und unruhigen Schlafe. Gewiß, hätte ich nicht
„noch geſtern, ehe ich mich zu Bette legte, dieſe
„Scene in meine Schreibtafel aufgezeichnet; ich
„wäre ſehr geneigt, dies alles für einen Traum
„zu halten. Leben Sie wohl.“

Wo iſt der unerſchütterliche geſetzte Mann,
der, nach langen Vorbereitungen, nach geſpann-
ter

*) „Vermuthlich den, dem man in der Todtengruft
„die Ader geöfnet hatte. Doch gewiß weiß ich es
„nicht; weil die Gewänder aller Handelnden itzt
„prächtig und reizend von Form und Farbe, und
„mir dadurch wieder ganz neu waren.“

ter Erwartung, nach aufgeregter Einbildungskraft, bei ſolchen Scenen ganz kaltblütig bliebe, und nicht, von ſeiner vorigen Beſonnenheit verlaſſen, itzt alles ſähe und hörte, was die Einweihenden Meiſter ſeinem Auge und Ohre vorbilden wollten: es ſeien Geiſter der Hölle oder des Himmels? — Ohne weiter hierüber zu urtheilen, will ich noch einen Orden, noch eine magiſche Arbeit und Geiſtercitation erwähnen, wobei die Harmonika gebraucht ward: und zwar gleichfalls in Wien. Als vor drei Jahren in der Berl. Monatsſchrift die Gewalt dieſes entzückenden Inſtrumentes auf die Einbildungskraft angeführt ward: bei Gelegenheit, daß auch Mesmer ſich deſſelben, um ſtärker auf ſeine Konvulſionärs zu wirken, bediene; geſchah auch dieſer Sache beiläufig Erwähnung *). Denn lange ſchon war der Kupferſtich und Hrn. Lavaters Protokoll — (wo wäre Lavater weit, wenn von Geiſtererſcheinungen die Rede iſt?) — hier bekannt. Allein, was auch Hr. Lavater von den böſen Berlinern denken mag, keiner wollte hier dieſe, ihm nicht zur Ehre gereichenden, aber von ihm ſelbſt und ſeinen treufleißigen Freunden in Kreislauf gebrachten Papiere

*) S. 1785 Januar, S. 21, wo es in der Note heißt: „Einige Leſer erinnern ſich hierbei vielleicht einen berühmten magiſchen Kupferſtich aus Süddeutſchland geſehen zu haben, auf welchem gleichfalls eine Harmonika abgebildet iſt.“

piere' öffentlich bekannt machen. Izt ſind ſie, ſicherlich nicht von hier aus, gedrukt *): zu jedermanns Anſicht, und zu jedermanns freier Beurtheilung. — Ich führe nur noch die hieher gehörigen Worten des Herrn Köllig aus ſeiner genannten Schrift an. S. 17: „Was die Harmonika „in den Händen des Aberglaubens oder Betruges werden kann, bedarf meines Fingerzeiges „nicht. Ob man ſchon angefangen hat, von ihr „Gebrauch zu machen? Deutſchland weiß es. „Jener Kupferſtich, voll Myſtik, Charakteren, „Zahlen, Barbarismen, u. ſ. w. hatte, dem Na„men eines phantaſtiſchen Hirngeſpinſtes gegen„über, die Harmonika. Verlangt man mehr, „ſo frage man die neueſte Geſchichte; ſie ſpricht „laut genug von Dingen, die ich für mich rathſam „finde mit Stillſchweigen zu übergehn.“

Die Sache iſt folgende. Graf J. von Th. in W. — den jeder, der ihn kennt, als einen liebenswürdigen Herrn, von dem beſten edelſten Herzen, nur mit zu vielem Hange zu geheimnißvollen magiſchen Dingen, beſchreibt — war, wegen ſeines Standes, ſeiner Denkungsart, und ſeiner Verbindungen, gewiſſen thätigen Leuten wichtig genug, um ſich an ihn zu drängen, und ſeine ſchwache Seite, jenen erwähnten Hang zu

Nutzen

*) „Lavaters Protokoll über den Spiritus Familiaris „Gablidone. Mit Beilagen und einem Kupfer. „Frankf. und Leipzig, 1787.“ 6 Bog. in gr. 8.

nutzen. Hierzu ward, wie in ſolchen Fällen faſt immer geſchieht, ein gemeiner ſchlechter Abenteurer vorgeſchoben; er war ehemals Taſchenſpieler geweſen, trug itzt einen zinnernen Talisman bei ſich, und der Graf ſelbſt erkannte ihn für einen trägen niedrigdenkenden unwiſſenden Kerl. Dennoch ward er für das Organ eines Geiſtes ausgegeben; und als ſolches, ſeiner eigenen Unwürdigkeit ungeachtet, hochgehalten. Er hörte den Geiſt Gablidone, der durch ihn redete und diktirte, ſtand mit demſelben ſeit vielen Jahren in genauer Verbindung, hatte (ſeiner Ausſage nach) von ihm eine Art von anſchauender Erkenntniß, und konnte es unter andern wahrnehmen, wenn der Geiſt den magiſch geſchriebenen Namen Jeſus (wie er öfter that), küßte. Dieſer Kerl ward, weil er mit Zahlen um ſich warf, der Rechner genannt. Gablidone aber war der Geiſt eines noch vor Chriſti Geburt geſtorbenen jüdiſchen Kabbaliſten, der von ſeinem Vater wegen ſeiner Beſchäftigung mit der Magie verfolgt ward, und einſt im Zorn hierüber das magiſche Schwert *) gegen denſelben aufgehoben

*) Dies Schwert, heißt es, tödtet ſogleich, ſobald es nur gegen einen Menſchen aufgehoben wird, ohne ihn zu berühren. — Auf dem Kupferſtich iſt es an die Harmonika angelehnt, und mit der Zahl 45 bezeichnet. Dieſe Zahl kömmt auf dem Blatte öfter vor, und wird bekanntlich ſehr auffallend gedeutet. Fürchterlich genug wäre alſo das, auch entfernte Schwert in der Hand dieſer heiligen Zahl! Nahe dabei

hoben hatte; daher muß nun der arme Gablidone (wie er ſich immer ſelbſt nennt) zur Strafe dieſes Mordes, acht Rechnern viele Jahrhunderte lang zu Gebote ſtehn, ihnen auf alle Fragen antworten, u. ſ. w. Solcher dienſtbaren Geiſter giebt es noch ſechs, mithin ſieben im Allem: einer davon hat bei Mahomet als Taube, ein andrer beim delphiſchen Orakel Dienſte verrichtet. König Friedrich II. von Preußen habe auch einen Rechner gehabt, der ihm im ſiebenjährigen Kriege erſtaunliche Dienſte geleiſtet; überhaupt ſeien die Geiſter dieſem Herrn Anfangs ſehr gewogen geweſen, haben ihn aber wegen ſeines Unglaubens verlaſſen.

Der arme Gablidone nun ertheilte, durch den Mund des Rechners, dem Grafen und deſſen Freunde, dem einen 11, dem andern 10 Jahre hintereinander, Lektionen, die immer mit vielen Ceremonien, auch Knieen, Beten, Pſalmherſagen, verbunden waren. Hier erfuhr man denn aber auch ſehr wichtige Aufſchlüſſe: z. B. wo verlorne Sachen *) hingekommen waren; wie der Zuſtand der

dabei ſteht Pſalm 118, V. 7: „Der Herr iſt mit „mir, mir zu helfen; und ich will meine Luſt „ſehen an meinen Feinden.“

*) Nur über geſtohlne gab er keine Antwort; denn, ſagte dieſer Geiſt eines Juden, „es geziemet den „Chriſten nicht, den Dieben nachzuforſchen, und „ſich in die Verſuchung zu ſetzen, entweder ſich an „ihnen zu rächen, oder das Geſtohlne wieder „zu verlangen.“

der Verſtorbenen ſei: einige dünken ſich zwiſchen zwei Klippen zu ſtehen, und zur Dünne des Papiers von dieſen ſich immer nähernden Klippen zerdrükt zu werden; dem Kaiſer Franz iſt, ohne daß er ſich ſeiner vormaligen Kaiſerſchaft erinnert, die Aufſicht über alle Schnekkenhäuslein von Nord bis Süd (eine artige geographiſche Angabe!) übergeben, welche er mit aller Dexterität verwaltet. Ferner ſandte ihnen der Geiſt drei ächte Partikeln vom Kreuze Chriſti, vor denen jedes unächte Kruzifixholz, wenn es mit denſelben angerührt wird, verſchwindet und bald verloren geht*). Er ſchenkte dem Grafen auch eine beſchmuzte Serviette, worin eine von einem unſichtbaren Weſen eingebrannte Menſchenhand ſichtbar iſt. Er entdekte ihnen, daß die wahren Namen der Magier die zu Chriſtus Krippe kamen, nicht wie die Kirche bisher geglaubt hat, Kaſpar Melchior Balthaſar, ſondern Kaſapharmion, Melchiſadech, Ballatſiraſaroli, ſeien.

Noch gewährte der Geiſt Gablidone die beiden Freunde zwei großer Bitten: ihnen ſein eignes Bildniß zu malen, und ſie in den Orden der Magier aufzunehmen. Zu beidem gehörten viele Vorbereitungen. Zu der Bildnißmalerei mußten Papier, Farben, Pinſel, u. ſ. w. hinter einem Schirm zu rechte gelegt werden; die Erwartenden knieeten,

bete-

*) Vorzüglich wohl, wenn es weggenommen wird; zumal da Chriſten das Entwandte nicht wieder verlangen dürfen.

beteten, ſtimmten beim Betglokkengeläute den Bußpſalm 51 an, die Beſchwörung geſchah: und nun hörten ſie hinter dem Schirm ein Geräuſch, glaubten den Schatten einer kleinen Hand zu ſehn, und als alles ſtill war, gingen ſie hin und fanden ein fertiges beſchmuztes (vielleicht gar altes, nur hinpraktizirtes) Bildniß, faſt wie eines katholiſchen Geiſtlichen *). — Noch größerer Zubereitungen bedurfte es zur Aufnahme als Magus; und wenn etwas verſäumt war, mußte alles wieder von neuem angefangen werden. „Man könne nicht glauben, „wie einem während der Operationszeit mit magiſcher Kraft das Gedächtniß geraubt und geſchwächt" (man ſollte eher hoffen: geſtärkt) „werde." Sündenbekenntniſſe, Sündenverzeichniſſe, jedes auf ein beſonderes Papier geſchrieben, Pſalmgebete, u. ſ. w. mußten voran gehn. Am Ende erſchien eine beinerne hohle Kugel, worin inwendig die Ordenszeichen lagen, welche ſie an rothem Bande auf der bloßen Bruſt tragen mußten. Nun hatten ſie eine höhere Stufe der Magie, waren nicht mehr Fremdlinge und Zeugen, ſondern Bürger; der Rechner mußte dem Grafen ſeinen zinnernen Talisman abtreten. Aber ach! alles war doch noch nicht geſchehn; — wie denn gewöhnlich bei ſolchen

Dingen

*) Im ſchwarzen Rok, mit weißem liegendem Kragen bis ans Ende der Achſel; ein Sehergeſicht, mit einem kleinen runden ſchwärzlichen Käppchen auf der Scheitel.

Dingen der letzte Hauptpunkt, wenn man ſchon ganz nahe dabei iſt, auszubleiben pflegt. Nur Eine magiſche Inſtruktion fehlte noch zur wirklichen Rechner- oder Meiſterwürde. Der Taſchenſpielerrechner war darüber weggeſtorben, freilich erſt nach 12 Jahren, aber doch noch zu früh; und itzt muß die fehlende Inſtruktion von einem andern Magus, Maſſon genannt, erhalten werden. Aber ach! ſchon lange umſonſt wird dieſer Maſſon geſucht, und nirgends gefunden.

Glaubt man nicht ein Mährchen vom Grafen Gabalis zu leſen? . . . . Aber ſolche Mährchen werden itzt begierig angenommen, ernſtlich geglaubt, ja gar wie heilig behandelt. Auch iſt eine gewiſſe Art von Zuſammenhang darin; wer ſich auf den Anfang einläßt, wird ohne Widerſtand bis ans Ende geführt. Wer nicht gleich den elenden Abgeſandten des Geiſtes und ſeinen zinnernen Talisman verachtet, der kömmt zuletzt dahin, die Offenbarung von den wahren Namen der drei Weiſen aus Morgenlande und die Nachricht von den zu Poſtpapier gequetſchten Geiſtern gläubig anzunehmen. Auch iſt es nur dieſer erſte geſunde Widerſtand des ungelähmten Menſchenverſtandes gegen ſolche Abenteuerlichkeiten, welchen die Aufklärung befördern will; indeß die in modiſche paradoxe Philoſophie ſich kleidende Schwärmerei den Verſtand bethören will, hinter Groſspralereien ein groſses Genie und hinter Abſurditäten tiefe Weisheit zu vermuthen. Auf dieſe Art thun Schloſſer und Lavater unendlichen Schaden. Wenn der letzte von dem guten und liebenswürdigen Grafen Th. über „die heilige Kabbala oder ächte Magie“ befragt wird, ſo bemüht er ſich nicht, ihm die Thorheit ſolcher Wiſſenſchaften, den Betrug der Lehrer derſelben, und die Gefährlichkeit ſich mit ihnen einzulaſſen, deutlich zu machen;

ſondern läßt lehrbegierig ſich alles von Gablidont und Maſſon erzählen, faßt den Unſinn in ein weitläuftiges Protokoll zuſammen, und ſendet dieſes, als enthielte es wichtige Lehren und Nachrichten, an ſeine Anhänger herum *), ohne ein Wort der Warnung beizufügen: wie überhaupt ſeine zahlreichen Schriften keine Warnung gegen magiſchen Aberglauben enthalten. Ja er betrachtet und beſchreibt das zu ihm nach Zürch gebrachte Bildniß, welches angeblich der Geiſt ſelbſt ſoll gemalt haben; und ſagt darüber — ſollte man es glauben? — (Protokoll, S. 51): „es iſt ganz an„ders gezeichnet, als es ein gemeiner menſch„licher Maler zeichnen würde.“

Ich muß, um ganz den Unſinn zu zeigen, der in dieſer Magie gelehret wird, ein paar Stellen aus den von dem Geiſt diktirten Papieren abdrucken laſſen; damit jeder urtheilen könne, ob hier der gemeine öſtreichiſche Taſchenſpieler ſelbſt geredet hat, oder ein höherer Geiſt durch deſſen Mund.

S. 66. Im zweiten Grad, ſind die Menſchen, welche ihren Schöpfer niemals beleidigen, weder in ſeiner Majeſtät, weder in ſeiner Gottheit. Damit du aber von dieſen zweien Hauptwörtern informiret biſt, ſo wiſſe: Die Majeſtät iſt, wenn die drei Erzmagiſchen von der Ewigkeit hergekommen und zu Ewigkeit daurenden Quellen in einem Fluß ſind, und einen Leib der ſichtbaren und unſichtbaren Weſenheit ausmachen. Sündiget nun der Menſch, daß er mit ſeinem Vorſatz den Vater, mit ſeinem Willen den Sohn, mit ſeiner Vollbringung den Geiſt beleidiget; ſo handelt er wider die geſammte Majeſtät. Er iſt verloren, weil kein Theil unverletzt bleibt. Ihr nennet dergleichen Uebertretung eine Todſünde; gemein zu reden, geht es hin: wer aber weiß, was eine Todſünde ſagen will, der ſaget,

*) Wenn Pfenninger es vielleicht kopirt und herumgeſandt hat, ſo ſieht man wohl, daß beides auf Eins hinausläuft. Lavater ſchrieb es 1781.

get, er hat wider die Majeſtät gehandelt. Das verſtehen aber nur jene, welche im geheimen Studio begriffen ſind, und auf der Welt die Regenten niemals mit ſolchem Titel belegen dürfen; denn der Namen entſpringt ſelbſt von dem göttlichen Wort Mago. Das weiß mein König Friedrich, den nur ſolche Männer kennen, und die mit übernatürlichen Dingen umgehen. Bekommt er ein Memorial nur in ſeinem übrigen Titel: Großmächtigſter König und Landesfürſt, und findet alſo den Namen Majeſtät nicht darin; ſo läßt er ihn auch gleich vorkommen; denn er merket hieraus, daß er in magiſchen Sachen Unterricht haben muß, weil dieſes eine Regel, und ſohin ein ſicheres Zeichen vor einen ſolchen Herrn. Weiters, was ihr eine läſſige Sünde nennt, nenne ich eine Gewalt an die Gottheit. So ſind alle drei Quellen jede vor ſich, und ſind nur mit geringen Aederlein verbunden, daß wenn man eine Sünde in die väterliche Quelle wirft, ſo empfindet es die Quelle des Geiſtes nicht. Die Quelle des Sohns iſt dazumal Blut, und das lindert alles; der Menſch bekommt Gnade, es wird ihm geholfen, ſein Erlöſer hat das ſeinige gethan. In dieſer Kürze alſo kannſt du nach Nothwendigkeit zwiſchen den zwei Hauptwörtern einen Unterſchied machen.

Dergleichen Unſinn zu lehren, werden Geiſter bemüht! und Lavater ſchreibt dazu ein Protokoll, das herum geſandt wird! — Vielleicht aber entdekt Hr. Schloſſer, nach ſeiner neueſten Manier, auch hierin „einen Schatz von großen Wahrheiten", wie er ihn in Swedenborgs Schriften findet; wovon die Leſer der Monatsſchrift eine kleine Probe im Januar S. 33 gehabt haben. Denn, ſetzt er ſehr naiv hinzu: „Swedenborg „erſcheint als ein plumper Viſionär, wenn man „ſeine Schriften ſo ganz dem Buchſtaben nach „nimmt *)." Freilich, wenn Swedenborg nun

 ein=

*) Dies ſagt Hr. Schloſſer im deutſchen Muſeum, Januar 1788, S. 57, in einem Aufſatze wo er mit

einmal als ein tiefer Brunnen der Weisheit erſcheinen ſoll, ſo muß man ſeine Schriften wohl anders nehmen. Es kömmt nur alles auf die Hypotheſe an; und man muß daher wünſchen zu wiſſen, ob etwa auch in dieſen plumpen Gablidoniſchen Orakelſprüchen, nach Hrn. Schloſſers und Lavaters ſelbſtbeliebiger Beſtimmung, ein Schatz von großen Wahrheiten enthalten ſein ſoll.

Noch iſt mir aufgefallen: 1) daß Gablidone — wie Swedenborg — eine phyſiſche und religiöſe Revolution verkündigt: S. 57, „im J. 1800 „wird eine merkliche Revolution in unſerm Erdball vorgehen, und ſtatt aller Religionen die „alte Patriarchaliſche“ (etwa des Noa? ſ. oben S. 163) „allgemein werden.“ Daß 2) er S. 64 von einer tetragrammatiſchen Majeſtät redet, in deren Anſchauen der zur erſten Staffel Erhabene ſeine Seligkeit findet; — wie Caglioſtro Hagion Melion Tetragrammaton für heilige arabiſche Wörter ausgab. Und endlich 3): daß die Erſcheinung des Herrn auf der vierten Staffel ſo beſchrieben wird, S. 74: „Mitten um ſeinen Leib iſt ein „Dreiangel, ſein Glanz iſt unbeſchreiblich ſchön; „der Angel behält ſeine Röthe. Sein Spruch iſt „kurz, er heißt: Venite ad Patres Osphal!“ Alſo wiederum Väter, zu denen der Herr einladet?... Aber wer ſind denn dieſe Väter OSPHAL?

Genug für dieſes mal!

G. Anes

---

mit dem kühnſten Schwunge der phantaſiereichen Paradoxie ſich zu dem glaubenvollen Skeptizismus erhebt, an Caglioſtros Beſchuldigungen zu zweifeln und an ſeine edlen Abſichten zu glauben. Die nähere Beleuchtung dieſer unerwarteten Schloſſerſchen Hypotheſe kann, aus Mangel an Raum, erſt im künftigen Stükke erſcheinen.

6.
Anekdoten.
I.
Ein Wunder in der Ukermark.

Eine, wie man ſagt, von dem verſtorbenen Apinſch aus Berlin in der Ukermark geſtiftete Geſellſchaft, welche mit den im Schulunterrichte und von den Geiſtlichen erhaltenen Religionsbegriffen nicht zufrieden iſt, ſondern auf ſehr unaufgeklärte Art ſich in plumpe Myſtik und unvernünftigen Wunderglauben vertieft, und die ſeltſamſten Erwartungen von ſichtbaren Gnadenzeichen Gottes hegt, — läßt ſeit einiger Zeit folgenden Aufſatz eines ihrer Mitglieder zirkuliren. Dieſe Geſellſchaft hat mehrere Verſammlungsörter in der genannten Provinz, worüber ordentliche Protokolle geführt werden. Es iſt betrübt, daß auch im Brandenburgiſchen die unvernünftige Schwärmerei ſo weit um ſich greift; wodurch auch der Moralität Schaden zugefügt werden muß, wenn nun bethörte Frauenzimmer von ihrem Heilande einen himmliſchen Liebeskuß, aber doch an einem Theile ihres ſinnlichen Leibes, erwarten. — Hier folgt der Zirkelbrief, mit diplomatiſcher Genauigkeit geliefert, doch ohne die Namen ganz auszuſchreiben.

* * *

„Meine allertheureſten Brüder in Chriſto! „ich kann nicht umhin Ihnen das göttliche „Wunder anzuzeigen, welches ſich hier in unſern „Z — ſchen Verſamlungen zugetragen an einen „Mitgliede unſerer Geſellſchafft. Es iſt ein Mägdchen, welche den Herrn Jeſum, als ihren Seelen„bräutigam immer ſo hertzlich gebeten, er möchte „ihr doch immer mehr Verſicherung ſchencken, „daß ſie eine begnadigte Braut des Herrn Jeſu

„wäre, darauf hat ſie der Herr endlich geantwor„tet in ihren Hertzen, und dieſer Antwort wird „ſie lediglich gewürdigt, ſo bald ihr Geiſt bewe„get wird, durch das Wort Gottes. Sie bekömt „auch Antwort wegen Ihrer Mitbrüder und Mit„ſchweſtern Gnaden Standes wenn ſie hertzlich „darum bittet, daß ſie ihrer Seeligkeit gantz ge„wiß ſein könne, und wenn ſie die Antwort be„kommen hat, ſo wird ſie laut geküßt, in ihrer „Bruſt, daß mann es laut hören und ver„nehmen kann. Alſo kann mann nichts anders „daraus ſchließen, als daß es die wunderthätige „Hand Gottes iſt die es thut. Sie hat auch „die Antwort nachdem ſie gefragt hat, daß ſie es „ſollte ausbreiten unter Kinder Gottes aber ſie „nicht unter die Welt. Alſo finde ich mich ge„drungen ihr meine theureſte Brüderchens dieſe „ſchöne Wunder Gottes auszubreiten. Hier „hat der Herr recht bewieſen an dieſe Seele, daß „ſie ihn ihre Liebe, die ſie gegen ihm und ſein Evan„gelium beſtändig geäußert in Gnaden recht wohl„gefallen hat. GOtt gebe alſo Gnade allen den„jenigen die dieſes leſen und ſchreiben, daß ſie „immer mehr in JEſum eindringen mögen; ſo „wird er ihnen ſich immer mehr offenbahren. Alſo „bitte ich nun meine theureſten Brüder, Sie „wollten Sich dieſes zuſchicken, aber es nicht „unter die Weltkinder kommen laſſen, daß kein „Geſpötte daraus entſteht. Es kann dieſes auch „D. H.— übergeben werden, damit es in die Geiſt„liche Protokolle mit eingezogen werde. Gnade „ſei mit Euch, und Friede von Gott unſern Vater, „und den Hr. Jeſu Chriſto. Ich küſſe Euch mit „dem Kuß der Liebe Jeſu. Z. d. 15. Jan. 1787.

„M. Chriſtoph P.“

„Es kann nach B. P. und Pr. „geſchickt werden.“

II. Magne-

II.

Magnetiſche Geſellſchaft auf der Maskerade.

Folgende artige Vorſtellung, welche zeigt, wie man über eine Modethorheit in Berlin denkt, ſcheint mir wehrt, in Ihrer Monatsſchrift erwähnt zu werden. — Im diesjährigen Karneval zu Berlin ward am 15 Januar auf der Redute eine magnetiſtiſche Geſellſchaft vorgeſtellt. Voran ging die Thorheit, mit ihren gewöhnlichen Inſignien, der Schellenkappe, u. ſ. w. bekleidet, mit einer Fahne in der Hand, worauf die Innſchrift ſtand: Societé Harmonique des Amis Réunis. Mit ihr ging der magnetiſirende Arzt, ganz ſo gekleidet, wie die Doktoren der Medizin zu Paris, mit dem magnetiſchen Stabe in der Hand; hinter ſich her ließ er das Baquet tragen. Dann folgte ein Abbé, weil dieſe artigen geiſtlichen Herren gerne Damen magnetiſiren. Ferner, um einen bunten Zug von hübſchen Charaktermasken zu machen: nach und nach, ein Pilgrim, der eine Nonne führte; zwei Straßburgerinnen, völlig in der Nationaltracht; ein Rathsherr eben dieſer Stadt; eine Spanierinn; ein Prokurator mit einer zitternden Hand; und ein Jude, mit einem lahmen Fuße. Alle ſtellten ſich im Kreiſe vor die Königliche Loge; und nachdem die Thorheit den Doktor mit ihrem Narrenſtabe berührt, fing dieſer an die beiden Kranken zu magnetiſiren. Zum Beſchluß ward die Kette gegeben. Der Prokurator führte das Protokoll; die Kranken wurden diesmal geſund, und die Lahmen tanzten. Dies alles ward noch einmal zum Wohlgefallen aller Anweſenden wiederholt.

III.

Einige Bücher des Tacitus wieder aufgefunden.

So eben erhalten wir Nachricht aus Weſtphalen, daß der Pater Kinderling, ein Minorite, der unlängſt Beiträge zur Münſterſchen Geſchichte herausgegeben hat, und ſeit einem Vierteljahre zu Korvei iſt, um das dortige Archiv in Ordnung zu bringen, noch einige von den verlornen Büchern des Tacitus daſelbſt entdekt habe. Es iſt bekannt, daß der trefliche Kodex, woraus die ſechs erſten Bücher der Annalen zuerſt herausgegeben ſind, und der an Papſt Leo X. nach Rom geſchikt ward, in dem Kloſter zu Korvei entdekt worden iſt. Deſto eher läßt ſich da noch mehreres vermuthen. Indeß iſt man ſchon öfter mit falſchen Hofnungen über dieſe große Entdekkung getäuſcht worden, und man wagt daher noch nicht ſich ſelbſt mit der völligen Gewißheit zu ſchmeicheln.

IV.

Unverſchämtes Plagiat eines Franzoſen.

Es iſt erſchienen: Vie de Frederic II. Roi de Pruſſe, 1787, à Strasbourg, à Paris, & à Geneve, in 4 Oktavbänden. Der Titel hat noch den Zuſaz: accompagneé d'un grand nombre de Remarques, Pièces juſtificatives, & Anecdotes, dont *la plupart n'ont point encore été publiées.* Ferner verſichert

ſichert der Verfaſſer, aus 3 bis 400 Werken ſeine Materialien geſchöpft zu haben. Allein, was wird man ſagen, wenn man ſieht, daß — außer dem Wenigen, welches, wie er ſelbſt ſagt, er aus Voltäre genommen hat, und auſſer einigen zehnmal gedrukten Anekdoten — alles Hauptſächliche dieſes Werkes, im erſten und zweiten Bande von der Geſchichte Friedrichs, und im dritten Bande von ſeiner Staatsverwaltung, welches der Verf. für ſeine eigne Arbeit ausgiebt, wörtlich genommen iſt aus: dem zweiten Theile des bekannten Werkes von Schleſien vor und ſeit dem Jahre 1740. Selbſt die angehängten Remarques und Pieces juſtificatives ſind daraus. Ein paar elende Zuſätze finden ſich wohl, z. B. eine Entſchuldigung der franzöſiſchen Grauſamkeiten im Halberſtädtiſchen; ſie waren erbittert, ſagt der Verf., daß ſie bei Roßbach durch eine ſimple ruſe wären geſchlagen worden. Auch finden ſich recht derbe Ueberſetzungsfehler, die von der gröſten Unwiſſenheit zeugen, z. B. T. I. p. 43 und 208 iſt aus dem bekannten Halliſchen Profeſſor und Kanzler Ludewig gemacht worden ein Louis de Halle, chancelier du Roi de Pruſſe. Sonſt iſt alles getreu kopirt; ſelbſt die Wendungen, als: Jedoch Breslau ward für dieſe Sieger kein Kapua, u. ſ. w. ſind wörtlich überſetzt. — So ſchmükken ſich ſchamloſe Elſtern mit Pfauenfedern, die ihnen nicht gehören.

Ruppin.

Ich bin dem Publikum noch Rechenſchaft über die an mich eingegangnen Beiträge zur Unterſtützung der Stadt Ruppin, und deren Verwendung ſchuldig, und liefere ſolche hier mit möglichſter Genauigkeit. Die Namen der Geber habe ich mit Fleiß nicht völlig ausgeſchrieben, theils weil mehrere dies ausdrücklich verbeten hatten, theils mir die übrigen es vorauszuſetzen ſchienen. Ganz ohne alle Bezeichnung ließ ſich die Specification nicht füglich einrichten, zumal da ſie zugleich eine öffentliche Beſcheinigung des richtigen Empfangs ſein ſollte.

	Gold. Thlr.	Courant. Thl.	Gr.
Se. K. H. Prinz Ludwig, zweiten Sohn Sr. Majeſtät des Königs	—	150	—
Hr. B. U–r.	5	—	—
– G. E. T–m.	—	12	—
– G. E. T–m. jun.	—	2	—
– K. W–t.	—	1	—
– Pr. Pl.	—	2	—
Gymn. B–r, vom Werd. Gymn.	—	1	8
Gymn. B–r. jun.	—	2	—
– H.	—	1	—
– K–r.	—	1	—
– K–r. 2.	—	1	—
– S––t.	—	1	—
– T–n.	—	1	—
– K.	—	—	8
– S.	—	—	8
– B–e.	2½	—	—
Latus	7½	175	12

	Gold. Thlr.	Courant. Thl.	Gr.
Transp.	7½	175	12
Gymn. S-r.	—	1	—
— B-n.	—	6	—
— B. und R.	—	—	16
— W--m.	—	1	—
Einige Schüler der vierten Klaſſe	—	1	12
Einige Schüler der fünften Klaſſe	—	3	20
Gymn. W-e.	—	1	—
Die verw. Fr. G. C. V-z.	—	3	—
Deren Kinder	—	3	—
Zwei Ungenannte	—	2	—
Die verw. Fr. O. C. R. S-r.	5	—	—
Fr. O. A. L-k.	10	—	—
Hr. G. O. J. R. K-n.	—	10	—
Hr. K. C--r.	—	7	—
Hr. S. Z.	—	1	—
Witwe H-l.	—	1	—
Hr. H. v. O.	—	3	—
Hr. H. und St. R. S--r.	—	—	—
Durch Hr. Inſp. K-r.	—	8	—
G. E. d. St. M. G. G-z.	—	15	—
Hr. O. K. R. D-ch.	—	15	—
Dem. G--y.	5	—	—
Vier Dienſtmädchen	—	—	16
G. F. R. v. K-r.	—	10	—
Die Matthieuxſche Tiſchgeſellſchaft zuſammen 61 Thlr. 6 Gr. darunter			
1) in Golde	15	—	—
2) Courant	—	46	6
Hr. G. R. und P. M-r.	—	3	—
Die beiden Herren v. H-d.	15	—	—
Durch Hr. Inſp. K-r. abermals	—	15	—
Hr. G. R. P-m.	—	6	—
H. G. O. J. R. S-z.	—	30	—
Aus Köpenik von einem Ungenannten	—	5	—
Latus	62½	366	11

Hr.

	Gold. Thlr.	Courant. Thl.	Gr.
Transp.	62½	366	11
Hr. P. G–m.	—	5	—
Aus Züllichau eine Kollecte des Herrn Buchh. Frommann	—	70	—
Aus Stettin von einem Ungenannten	5	—	—
Mit der Poſt über Kroſſen v. einem Ung.	—	6	—
Durch Hr. J. K–r.	—	3	—
Hr. Pr. V–g. zu B–w bei N–n.	10	—	—
Hr. K. E–k.	—	25	—
Mit der Poſt über Burg v. einem Unger.	20	—	—
Mit der Poſt über Zieſar von einem ungenannten Kandidaten	—	1	—
Hr. G. St–l.	—	1	—
Hr. P. S–z. in Deſſau	5	—	—
Mit der Poſt aus Burg v. einem Ungen.	—	5	—
Aus Prenzlau von den Ukermärkiſchen Landſtänden	—	94	—
Hr. G. N. B–m.	—	5	—
Aus Treuenbrietzen eine Kollekte des Herrn Syndikus Hanow.	—	41	22½
Dem. M–s.	—	5	—
Hr. H. v. C–ch aus C. bei Pritz	5	—	—
Mit der Poſt aus Versmolde in der Grafſchaft Ravensberg eine Kollekte des Hrn. Pred. Delius von 33 Thlr. darunter 1) Gold	32½	—	—
2) Cour.	—	—	12
Aus Königsberg von Hr. N–i.	10	3	—
Die Familie N–r.	5	—	—
Für einen Ungen.	—	1	8
Zwei Studenten T. und L.	—	1	12
Aus Thoren von Hr. B.	—	18	—
NB. nicht P, wie es durch einen Druckfehler im Nov. 1787 S. 483. ſtand.			
Latus	155	652	17½

	Gold. Thlr.	Courant. Thl.	Gr.
Transp.	155	652	17½
Ueber Aſcherdleben von einem Ungen.	25	—	—
Durch Hr. Pr. M–f bei Schwedt von den Patronen ſeiner Gemeine	—	18	4
Aus Marienburg durch Hr. Pr. und R. W–ſch eine Kollekte der dortigen Lehrer und Schüler	—	15	—
Aus Hamm von einer Geſellſchaft die des Königs Geburtstag feierte	100	—	—
Hr. B. C–i.	5	—	—
Aus Lübek von Fr. v. W–e.	5	—	—
Aus Köslin eine Kollekte durch Konſ. Rath Hofmann	—	44	4
Kollekte einer Dorfgemeine bei Kolberg durch den Hr. Pred. Schlee	—	18	—
Aus Zerbſt von einem Ungenannten	5	—	—
Aus Minden eine Kollekte von 145 Thl. 19 Gr. 10 Pf. darunter 1) in Golde.	40	—	—
2) in Cour.	—	105	19⅝
Aus Stettin von einer ungenannten Wohlthäterin	25	—	—
Ueber Magdeburg von einem Ungen.	20	—	—
Mit der Poſt von einem Ungenannten	—	12	—
Von den vereinigten Freimaurerlogen in Hamburg durch Hr. S–r.	120	15	—
Von Mitgliedern der Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln in Berlin, 262 Thl. 22 Gr. darunter 1) in Golde	122½	—	—
2) Courant	—	140	10
Summa bis Ende des J. 1787 (ſ. Quitt. A.)	612½	1021	3 1/15
Dazu noch den 17. Jan. aus Salzwedel vom Hr. G. G. v. K. (ſ. Quitt. B.)	20	—	—
	632½	1021	3 1/12

Relat

Rekapitulation.

1. In Gold - -	632 Thl.	12 Gr.	
2. Agio (zu 8 Gr. auf den Frdd.)	42 —	4 —	
3. Courant - -	1021 —	3 —	1 Pf.
	1695 Thl.	19 Gr.	1 Pf.

Von obiger Summe ſandte ich ſogleich am 4ten Tage nach dem Brande einen Theil nach Ruppin, zur Vertheilung an beſonders Nothleidende. Den größern Theil aber überſandte ich erſt zu Anfange dieſes Jahres an den Magiſtrat, nachdem ſich die Verſendung durch häufigen Briefwechſel und mündliche Konferenzen über die Verwendung der Gelder bis dahin verzögert hatte.

Hier ſind die beiden Quittungen des Magiſtrats:

A) 612 Thl. 12 Gr. in Golde, und 1021 Thl. 3 Gr. 1 Pf. in Cour. für die verunglükte Stadt Neuruppin durch den Hr. Oberkonſiſtorial- und Oberſchulrath Gedike geſammlete Kollektengelder ſind uns richtig überſandt, welches wir unter beſter Dankſagung quittirend beſcheinigen.

Neuruppin den 20. Jan. 1788.

Der Magiſtrat allhier.

Nöldchen. Tobold. Lehmann Beiersdorf.

B) Zwanzig Thl. in Golde u. ſ. w. ſind uns richtig zugeſtellt, ſo mittelſt dieſer Quittung beſcheinigt wird.

Neuruppin den 21. Jan. 1788. Der Magiſtrat allhier.

Was die Verwendung dieſer Gelder betrift, ſo habe ich mich theils nach den von einigen Gebern ausdrüklich hinzugefügten Beſtimmungen gerichtet, indem manche ihre Beiträge für die Geiſtlichkeit, die Schule, für die Lehrer, für die Schüler, für die unglükliche Schinkelſche Familie (ſ. Nov. 1787 S. 484) namentlich beſtimmt hatten, theils habe ich in Anſehung des größern Antheils, wovon die Beſtimmung mir ſelbſt überlaſſen war, beſonders auf diejenigen Perſonen Rükſicht genommen, für die ich als Mitglied des Oberkonſiſtoriums und Oberſchulkollegiums beſondre Rükſicht nehmen zu müſſen glaubte, und die mir nach den vom Magiſtrat über den Verluſt eines jeden aufgenommenen Protokollen, die ich mir zur Anſicht erbeten

ten, einer Unterſtützung beſonders zu bedürfen ſchienen. Auch war mein dem Magiſtrat überſandter unmaßgeblicher Plan zur Vertheilung das Reſultat einer mündlichen Konferenz mit dem nunmehrigen geiſtlichen Inſpektor Herrn Seger. Er iſt jedoch von dem Magiſtrat völlig approbirt und bereits vollzogen worden. Ich liefere hier daraus folgenden Extrakt.

	Thl.	gr.	pf.
1) Gleich nach dem Brande wurden an beſonders Nothleidende vertheilt 100 Thlr. in Golde, alſo in Cour.	106	16	—
2) Für mehrere öffentliche Civilbeamte (die von den bisherigen Kollekten noch gar nicht participirt haben)	400	—	—
3) Für Wittwe und Kinder des gänzlich abgebrannten ſel. Inſpektor Schükel *) (ſ. Nov. 1787. S. 484)	140	—	—
4) Für die Schule zur Bibliothek u. ſ. w.	60	—	—
5) Für arme Schüler zu Schulbüchern	30	—	—
6) An die Schullehrer	220	—	—
7) Dem zweiten Prediger	20	—	—
8) Kantor R.	20	—	—
9) Organiſt S.	20	—	—
10) Sprachmeiſter R.	30	—	—
11) Dem reformirten Rektor	20	—	—
12) Dem lutheriſchen Ober- und Unterküſter, jedem 40 Thlr.	80	—	—
13) Dem reformirten Küſter	40	—	—
14) Zwei Kandidaten	50	—	—
Latus	1236	16	—

15) Den

*) Es waren für dieſe Familie namentlich einige beträchtliche Beiträge beſtimmt worden, und da ſie durch den Tod ihres Verſorgers, der eine Folge des unglüklichen Brandes war, alles verloren, ſo verdiente ſie beſondre Rükſicht, und es freut mich, daß meine Aufforderung in der Monatsſchrift (Nov. 1787. S. 484) die Folge hatte, daß von mehreren, auch ungenannten, Menſchenfreunden unmittelbar an dieſe Familie Beiträge zu ihrer Unterſtüzung eingeſandt wurden.

	Thl.	gr.	pf.
Transp.	1236	16	—
15) Der unverheiratheten Tochter eines um die Stadt ſehr verdienten kürzlich verſtorbnen Arztes	40	—	—
16) Sechs Wittwen, vornehmlich Predigerwittwen	120	—	—
17) Dem Apotheker S.	40	—	—
18) Einem Handwerksmann, deſſen Sohn Prediger	10	—	—
19) Hiezu der Reſt zur Austheilung an Hausarme durch die Geiſtlichkeit	249	3	1
Ausgabe	1695	19	1
Einnahme	1695	19	1

Iſt alſo die ganze Summe nach obigem Plane verwandt. Ich führe aus dem Schreiben des Magiſtrats an mich nur noch folgendes an: „Uebrigens finden wir den angegebenen Vertheilungsplan aus den angeführten Gründen den Umſtänden ſo angemeſſen, daß wir ihn mit aller Treue vollziehen werden. Wären wir im Stande, Ew. ꝛc. die wahre Bedürftigkeit und die Aeuſſerungen der Dankbarkeit eines jeden Empfängers zu ſchildern, ſo würden Sie und die Geber für ihr edles Bemühen, den Nothleidenden Hülfe geleiſtet zu haben, ſich hinlänglich belohnt halten.“

Ich brauche nichts weiter hinzuzuſetzen, als meinen innigſten Dank an alle wohlthätige Menſchenfreunde für das ehrenvolle Vertrauen, womit ſie ihre Unterſtützungen für die unglückliche Stadt mir zur Beſorgung und Verwaltung übertragen. Es war mir ein ſüßes Geſchäft, auf dieſe Art das Werkzeug einer edlen Wohlthätigkeit zu ſein, die bei dieſer traurigen Gelegenheit ſich auf eine unſerm Zeitlaufe, unſerm Staat und beſonders auch unſerm Berlin zur Ehre gereichende Art äußerte, und gewiß von keinem aufmerkſamen Beobachter ohne innige Rührung bemerkt worden.

Berlin,
den 28. Jan. 1788.

Fr. Gedike.

Berliniſche Monatsſchrift.

1788.

Drittes Stük. März.

1.

Sinngedichte aus dem Martial.

I.

Auf den Wizling Milichus.

(Vier und vierzigſtes Sinngedicht des ſechſten Buches.)

Trefflich dünkeſt du dich zu ſcherzen, o Milichus! dünkeſt
Dich allein voll Salz, dünkeſt allein dich voll Witz *);

Siehſt

*) Man hat angemerkt, daß viele Spaßvögel über gar keinen wirklich ſinnreichen Scherz eines Andern, ſondern ganz allein über ihre eigenen gut oder ſchlecht gerathenen Einfälle lachen.

Siehſt dich mit Lachen nach allen herum *), und
ſpötteſt auf alle **).

Sicherlich glaubeſt du, ſo hätte der Tiſchherr
dich gern ***).

Aber

*) Einige Luſtigmacher lachen allemahl zuerſt, damit Andere über ihren Witz mitlachen ſollen. Sie haben auch Urſache dazu. Wer auf alles, auch ſogar auf Fragen, deren Beantwortung bloß geſunde Vernunft, feinen Geſchmack, gelehrte Kenntniſſe erfordert, immer mit einem witzigen Spaße antworten will, verhehlt zwar ſeine Schwäche und Unwiſſenheit, aber der Witz mißräth ihm die meiſte Zeit und wird froſtig. Voltaire, der doch ein Meiſter im Scherzen war, ſagt in ſeinem witzigen Roman Zadig: L'empreſſement de montrer de l'eſprit eſt la plus ſûre maniére de n'en point avoir, et de gâter la ſocieté la plus brillante.

**) Wer alle verſpottet, thut es nicht, weil er ſelbſt ein gutes Gewiſſen hat und am meiſten von Fehlern frey iſt, ſondern weil er der Fehler zu viel hat, und Andre nicht gern für beſſer gelten laſſen will. So wie die gewöhnlichen Verleumderinnen gewiß keine Muſter weiblicher Tugenden ſind; oder wie Männer, die eine Kunſt oder Wiſſenſchaft treiben, wenn ſie nur von ſich ſelbſt gut, aber von allen andern ihres Handwerks allemahl übel ſprechen, eben nicht die beſten Meiſter zu ſeyn pflegen; denn wären ſie es, ſo hätten ſie das Verläſtern nicht nöthig.

***) Durch das Anzapfen der Gäſte, bey behutſamer Verſchonung des Wirthes, ſuchſt du manchen Reichen, der auf dieſe Art beluſtigt ſeyn will, das gute Eſſen und Trinken zu bezahlen.

Aber ſag' ich einmahl ein Wort, was nicht witzig, doch wahr iſt:
Witziger Mitichus! dann trinket kein Tiſchherr dir zu *).

II.

An den geizigen Lupercus.

(Ein und funfzigſtes Sinngedicht des ſechſten Buchs.)

Dich am ärgſten zu kränken, Lupercus, weil du ſo ſelten
Mich zum Schmauſe lådſt, hab' ich ein Mittel erdacht.
Ha! wie wirſt du nun ſchicken! mich rufen! mich bitten! Ich aber
Zürne. — „Was willſt du denn thun?" — Kommen, Lupercus; mehr nicht.

*) Ich darf nur ſagen, daß du einen höchſt unreinen Mund haſt, ſo läßt dich der Wirth nie aus ſeinem Becher trinken.

Martial, der jede Art des Witzes in ſeiner Gewalt hatte, fand gleichwohl an dem ſo genannten Schrauben bey der Tafel kein Vergnügen. Auch der ſcherzhafte Fabeldichter Lafontaine konnte die unverſchämten und boshaften Luſtigmacher nicht ausſtehen:

On cherche les Rieurs, et moi je les évite,
Dieu ne créa que pour les sots
Les méchans diseurs de bons mots.

III.

Auf den Korax.

(Fünf und funfzigſtes Sinngedicht des ſechsten Buches.)

— v — vv — v — v — v

Weil du herrlich nach Kaſia, nach Zimmtöhl,
Nach dem Neſte des wunderſchönen Vogels *),
Und nach Niceros **) Büchſen riecheſt; lachſt du
Meiner, der ich nach gar nichts rieche. — Korax,
Lieber will ich nach nichts, als herrlich riechen. ***)

IV.

Auf den Baccara.

(Neun und funfzigſtes Sinngedicht des ſechsten Buches.)

Baccara, welcher ſechshundert Ueberröcke verwahret,
Iſt bekümmert und ſeufzt, daß es an Kälte gebricht;
Wünſchet trüben Himmel und Schnee und ſtürmiſches Wetter;
Jeder gelinde Tag iſt ihm im Winter verhaßt.

Sage

*) Des Phönix, der ſich ein Neſt aus Zweigen der Weihrauchſtaude, aus Kaſia und andern Spezereyen bauen ſoll. Plinius X, 2.

**) Niceros, ein berühmter Salbenkrämer.

***) Weil dergleichen fremde Gerüche Verdacht erwecken, daß man von Natur übel rieche.

Sage, du Harter, was Leides dir unſre Mäntelchen thaten,
Die der leiſeſte Wind uns von der Schulter entführt?
Weit natürlicher, weit barmherziger wär' es, du hingeſt
Mitten im Monat Auguſt deine Gewänder dir um *).

V.

Ueber die Schriften des Pompillus.

An den Fauſtin.

(Sechzigſtes Sinngedicht des ſechsten Buchs.)

„Nun iſt Pompillus geborgen, Fauſtin! nun kann man ihn leſen,
„Und ſein Nahme durchfleugt alle drey Theile der Welt **)!“

*) Natürlicher, weil du ſie doch nur zeigen willſt; barmherziger, damit du nicht im Winter, deinen Ueberröcken zu Liebe, ſchärfern Froſt wünſchen darfſt, wobey wir dünn bekleideten zu viel leiden müßten.

**) Das leſende Publicum, welches auf die geſammten Schriften des Pompillus, den es nur aus wenigen Blättern kannte, ſehnlich gewartet hatte, erhält ſie jetzt, und der Leſer gute Meinung von dieſem Verfaſſer wird hier ironiſch wiederhohlt, um hernach widerlegt zu werden. Fauſtin wird vorgeſtellt, als habe er ſich von der allgemeinen Hochachtung gegen dieſen Schriftſteller mit hinreißen laſſen.

Möchten doch ſo die gelbhaarigen friſchen Uſipier,
möchten
So des Auſoniſchen Reichs Neider und Feinde
beſtehn *)!
„Aber es hält doch ein jeder Pompillus Schriften für
geiſtreich.“
Zum Nachruhme, mein Freund, reichet dieß wahr-
lich nicht hin **).
Viele Redner dienen den Schaben und Motten zur
Speiſe;
Manches gelehrte Gedicht eignen die Köche ſich
zu.

Nun

*) Ein Umſtand der Zeit. Die Uſipier, welche zwi-ſchen dem Rhein und der Lippe, in der Gegend der Stadt Weſel wohnten, hatten den Bund mit den Römern verlaſſen.

**) Es iſt kein Zeichen der Vortrefflichkeit, wenn der große Haufe die Schriften eines Mannes begierig verſchlingt. Ohne Zweifel gab es in Italien Modeſchriften, welche ſtellenweiſe allerdings ſchön, im Ganzen aber von verdorbenem Geſchmack waren, und dennoch allgemeinen Beyfall erhielten, nachher aber, als ſich die einſichtsvolleſten Kunſtrichter darüber einverſtanden hatten, von ihrer Würde herabgeſetzt wurden und in Vergeſſenheit geriethen. Eben ſo, meint Martial, würde es den Schriften des Pompillus ergehen.

„Nun! ſo weiß ich nicht mehr, was ein Buch vom
Sterben errettet.“

Einen Genius hat jedes unſterbliche Buch *).

*) Iſt vom Martial mit Fleiß zweydeutig ausgedruckt worden, die vielen Anhänger des Pompillus (unter deſſen Nahmen ein berühmter Schriftſteller verborgen lag) nicht offenbar vor den Kopf zu ſtoßen. Es kann nehmlich heißen: Wenn ein Buch leben ſoll, muß ein eigener Genius darüber wachen; es kann auch heißen: Es muß mit vorzüglichem Genius (Genie) gemacht ſeyn. Hagedorn überſetzt es nach der erſten Erklärung:

Ein Buch, das leben ſoll, muß ſeinen Schutz-
geiſt haben;

und führt dabey die Worte des Erasmus an, der den Vives, deſſen Buch niemand gekauft hatte, mit dieſen Worten tröſtet: Vides etiam in Musarum rebus regnare fortunam.

Ramler.

2.

Ueber die allgemeine Toleranz.

Zweiter Brief aus Virginien an Hrn. Geh. Juſtizrath Möſer.

Nachdem der Schluß wider die Atheiſten, wovon ich Ihnen in meinem Vorigen *) Nachricht gegeben habe, gefaßt war, fing man endlich an, die Glaubensbekenntniſſe derjenigen, welche einen Gott glaubten, zu unterſuchen; ſetzte aber doch, zu Verhütung aller Mißdeutungen, (wiewohl meiner Meinung nach, ſehr überflüſſig) feſt: daß man ſich bloß, wegen einer in dieſer Kolonie allein ehrenfähig machenden Religion, vereinigen, und übrigens dem lieben Gotte auch nicht einmal das Recht ſtreitig machen wolle, einen frommen Atheiſten, deſſen Verſtand nicht ſo weit reichte, um ein höchſtes Weſen zu erkennen, ſelig zu machen. Wie denn auch keiner von dieſen aus der Verſammlung ging, dem nicht einer oder der Andre die Hand drükte, und ihm ſeine Kaſſe anbot, wenn er ſie nöthig hätte. Das individuelle Zutrauen blieb alſo nach wie vor; aber man konnte und wollte es nicht zur General-Zwangs-Regel machen.

In

*) S. Berl. Monatsſch. 1787, Junius S. 505.

In den Glaubensbekenntniſſen von Gott fand ſich jedoch eine ſolche Verſchiedenheit, daß es eine lange Zeit unmöglich ſchien, alle zu vereinigen. Einige hielten es für höchſt verwegen, und für unmöglich: daß ein endliches Weſen ſich einen Begrif vom unendlichen machen wollte; Andre glaubten, man brauche davon nicht mehr zu wiſſen, als man mit ſeinen fünf Sinnen und mit dem von Gott erhaltenen Verſtande begreifen könnte; und noch Andre hatten auch beſondre Offenbarungen angenommen, woraus ſie das unendliche Weſen erkennen wollten. Der großen Verſchiedenheit nicht zu gedenken, die aus den Begriffen, welche ſich jeder entweder aus der Natur, oder aus den Offenbarungen, von einem höchſten Weſen machte, hervorging. Endlich kam man doch darin überein: „daß ein jeder, der „in dieſer Kolonie ehrenfähig ſein wollte, „ein allweiſes, allmächtiges, und allgütiges „Weſen, welches dieſe Welt erſchaffen habe, „und regiere, bekennen, jedoch dabei die „Freiheit haben ſollte, von dieſen drei großen „Eigenſchaften des allerhöchſten oder allerer„ſten Weſens ſo viel zu hoffen und zu fürch„ten, als er könnte, und brauchte.

Nun glaubte jeder die Kolonie auf das herrlichſte gegründet, und von Menſchen, welche jenes höchſte Weſen annähmen, nicht allein nichts zu fürchten zu haben, ſondern auch alles erwarten zu

können, was zu ſeinem Frieden diene. Allein der Erfolg zeigte bald, wie ſehr man ſich geirret hatte. Nicht die Hälfte der Koloniſten hielt etwas auf beſondre Gottesverehrungen, auf beſondre Verſammlungshäuſer oder Tempel, oder auf beſondre Lehrer. Ihrer Meinung nach: fühlten beſondre Lehrer immer einen Geiſt des Standes, der überall unendliche Verwirrungen anrichte, und ſie zögen die Menſchen nur von der Thätigkeit zur Spekulation; Verſammlungshäuſer wären nichts gegen den unermeßlichen Tempel des Allmächtigen, worin der freie Menſch unter einem freien Himmel anbete; der Sonntag ſei nicht beſſer als jeder andre Tag, und Ein Augenblik der Zeit dem Höchſten eben ſo angenehm als jeder andre. Es wäre, ſagten ſie, lächerlich, Gott mit gewiſſen Ceremonien zu verehren, oder auch nur zu glauben, daß das höchſte Weſen von ſchwachen Menſchen geehret werden könne; ſie hielten es ſo gar für gotteslaſterlich, ein Gebet an daſſelbe zu richten, oder, welches einerlei ſei, zu fodern, daß der Allweiſe auf das thörichte Bitten der Menſchen, den Lauf der Welt abändern ſolle; und das Dankgebet zeugte nur, wie ſie ſich ausdrükten, von dem Stolze des Menſchen, der ſich vorſtellt, dem Allmächtigen ein freiwilliges Dankopfer bringen zu können. . . . .

Sie hatten alſo auch nichts von äuſſerlichen Ceremonien; und jeder Hausvater, jedes Glied der Familie, hatte ſeine eigenen Gedanken von dem

allmäch-

allmächtigen, allweiſen, und allgütigen Weſen: ohne daß ſie einige beſtimmte Schlüſſe, zum Beſten der Kolonie, daraus machten, und ſich zu denſelben gemeinſchaftlich bekenneten.

Indeſſen konnte man ſie desfalls von den Ehrenſtellen nicht ausſchließen; und weder Chriſten, noch Juden, welche nach ihrer Weiſe ſich vereinigt hatten, und ihre Kinder nach feſtgeſetzten Schlüſſen erziehen ließen, machten ihnen dieſe Glaubensfreiheit ſtreitig. — Auf einmal aber erfuhren dieſe, daß unter jenen ein Vater ſeine Tochter, eine Mutter ihren Sohn, ein Bruder ſeine Schweſter geheirathet hatte; man erfuhr, daß Verſchiedene derſelben ſich mehrere Weiber zulegten, und ſolche nach Gefallen wieder zurük ſchikten; man erfuhr, daß einer ſeinen Erſtgebornen zum Opfer geſchlachtet, und die Frau eines Andern ſich auf dem Grabe ihres Mannes den Tod gegeben hätte; man erfuhr, daß Verſchiedene von ihnen gar kein Eigenthum erkennen, und alles was Gott erſchaffen hat, in Gemeinſchaft haben wollten; man erfuhr, daß Einige gar nicht zur Landesvertheidigung folgen und fechten wollten, und der Obrigkeit die Macht zu ſtrafen ſtreitig machten. — Mit einem Worte, man erfuhr ſo viel, daß es unmöglich ſchien, ſolche Leute für ehrenhaft zu erkennen, und mit ihnen Glük und Unglük zu beſtehen.

Man hielt es alſo für Pflicht, und für die allgemeine Ordnung nöthig, denſelben eine ernſtliche

Vorſtellung zu thun. Aber, wie groß war das Erſtaunen, als man die Antwort hören mußte: „Wie? das allgütige Weſen ſollte es dem Vater „verſagt haben, bei ſeiner Tochter zu ſchlafen, die „ihm zugehört? ſollte es der Mutter wehren, für „alle ihre Mühe, die ſie mit Erzeugung und Erzie„hung ihres Sohns gehabt, ſeine Erſtlinge zu for„dern? ſollte die Heirath zwiſchen Schweſter und „Bruder jetzt mehr mißbilligen, als es ſie im An„fange der Welt gemißbilliget hat? ſollte dem Men„ſchen, den es zum Genuß aller Freuden erſchuf, „nicht mehrere Weiber vergönnen; oder ihn wohl „gar zwingen, ſich mit einer einzigen, die ſein gan„zes Leben verbittert, zu begnügen? ſollte das „Opfer des Erſtgebornen, das theureſte was ein „Mann ihm bringen kann, nicht gerne annehmen? „oder auch einem Vater verwehren, allenfalls ſeine „neugebornen Kinder, welche er nicht ernähren „kann, ins Waſſer zu werfen?“ — Mit einem Worte, jeder wußte das allweiſeſte, allmächtigſte und allgütigſte Weſen beſſer in ſeinen Kram zu ziehen, als die weiland natürliche Madame Warens die Philoſophie, oder ein Betrunkener Gottes Barmherzigkeit. — — Wie es aber hart geweſen ſein würde, jemand zu zwingen, wider ſeine Ueberzeugung zu handeln; alſo konnte man auch nicht fordern, daß ſie anders handeln ſollten, als ſie wirklich handelten: ſo groß auch der Greuel war, welchen die übrigen Koloniſten an dieſen,

ihrer

ihrer Meinung nach, von Gott verworfenen Menſchen hatten.

Indeſſen konnte das Ding doch ſo nicht beſtehen; beſonders da eine Menge verſtoßener Weiber ſich aufs Betteln legten; und da viele, welche glaubten, die Früchte der Erde gehörten allen Menſchen zu, und keiner dürfe ſich derſelben ausſchließlich anmaßen, den Andern in die Krautgärten gingen, und was ſie bedurften daraus nahmen. Die ſämtlichen Chriſten, und verſchiedene andre Sekten traten demnach zuſammen, und beſchloſſen: jene Andersgeſinnte ganz aus ihren Gränzen zu verbannen, und allenfalls auch, wenn es ihre Sicherheit durchaus erforderte, als Raubthiere vom Erdboden zu vertilgen. Jedoch wollte man es erſt noch verſuchen, ob ſie nicht in Güte auf andre Gedanken zu bringen ſein möchten.

Sechs der weiſeſten Männer übernahmen dieſes Geſchäft; und, wie ſie das Glük hatten, an den Abgeordneten der Andern ſehr billige und vernünftige Männer zu finden, ſo kamen ſie gar bald darin überein: daß dieſe ſich alles, was zum Beſten der Kolonie von der Mehrheit gewillkühret werden würde, als menſchliche Polizeigeſeze gefallen laſſen, dieſelben aber nur nicht als göttliche Befehle verehren wollten. Jedoch auch dieſen Unterſchied der Meinungen, welcher Anfangs Anlaß gab, daß der eine Theil ſich Gottesknecht, und der andre Menſchen-

knecht

knecht hieß, wußten die Weiſen bald zu heben, indem ſie ſich dahin verglichen: daß Gott der einzige Beherrſcher der Kolonie; das verſammelte Volk Gottes Stimme; die Obrigkeit Gottes Diener; und ihre Geſetze Gottes Geſetze ſein ſollten; weil es anſtößig und ſchimpflich wäre, daß ein Menſch den andern beherrſchen ſollte.

Zwar machte einer der Weiſen noch den Einwurf: daß es eben ſo anſtößig und unſchiklich ſein würde, wenn man hiernach ſagen müſſe, Gott zürne und räche, oder er werde beleidiget, und verſöhnet. Allein ſie wurden bald über den Begrif eines Gottherrſchers einig, und hielten es für einen edlen Zug der Urwelt, welcher den lauteſten Beifall verdiene, daß die erſten Menſchen keine Hinterſaſſen eines Königs oder Fürſten, ſondern unmittelbare Gottesſaſſen hätten ſein wollen.

Solchemnach ward eine Gottes-Polizei (eben wie ehmals in Deutſchland ein Gottesfrieden) in die Kolonie eingeführt; und durch dieſelbe wurden nicht allein gewiſſe Grundſätze in Anſehung des Eigenthums, der Ehen u. ſ. w. als Gottesgeſetze feſtgeſetzt, ſondern auch unter andern, als auf Gottes Befehl, gewiſſe Tage geheiligt, Verſammlungshäuſer angeordnet, dabei eigene Lehrer angeſtellt und Schulen angelegt: alles in der Abſicht, um ſo wohl den jungen als alten Koloniſten jenen beſtimmten Willen Gottes in Anſehung dieſer

ſer Kolonie, recht tief und feſt einzuprägen, und ihre vormaligen freien Handlungen zum allgemeinen Beſten einzuſchränken.

Indeſſen waren doch bei weitem nicht alle mit dieſer Einrichtung der Weiſen zufrieden. Einige ſagten: man verwechſle hier offenbar den theokratiſchen Gott mit dem allweiſen, allmächtigen und allgütigen Weſen; es ſei eine bloße Vergötterung ſeines eigenen Begrifs, daß man einen Theokraten aufſtelle, und dieſen gebieten oder verbieten laſſe, was man ſelbſt wolle. Eine ſolche Täuſchung erniedrige den Menſchen; und ſie hätten eben die Freiheit, welche andre hätten, ſich einen Gott zu bilden, welcher ihnen verſtatte, ſo weit zu gehen, als die ihnen von ihm nicht umſonſt verliehenen Kräfte reichten. — Hier aber zog auf einmal, gleich als ob ſie von einem Sturm ergriffen worden wäre, die Menge ihr Schwert; und jeder rief: es komme nur der Mehrheit und dem Stärkern zu, ſich einen Gott zu wählen, und alle diejenigen, in dieſer Kolonie, welche ſich unterſtehen würden, andre Götter zu haben, neben dem ihrigen, ſollten ausgerottet werden in ihren Gränzen. Dies machte einen ſichtbaren Eindruk; obgleich die andern heimlich murreten: eine ſolche Intoleranz, wodurch ihnen nun ſogar die jedem Menſchen zuſtehende Denkfreiheit abgeſchnitten werden wollte, wäre unerhört; und ſie wollten doch glauben was ſie wollten, wenn ſie ſich gleich in

ihren

ihren Handlungen nach jenen ſo genannten göttlichen Geſetzen richten müſſten. Die Zeit käm vielleicht noch wohl, worin ſie die Stärkſten ſein würden. . . .

Dies wäre ihnen aber bald übel bekommen. Denn, da die andern hörten, daß dieſe ſich nur äußerlich nach den Geſetzen halten, und es aufs Lauren legen wollten; ſo vermutheten ſie von ihnen: ſie würden ſich denſelben heimlich ſo oft ſie könnten entziehen, unter ſich den Gott der Kolonie läſtern, in Kammern bei ihrem vorigen Weſen beharren, und endlich, wenn ſie ſtark genug geworden wären, alle Geſetze wieder über den Haufen werfen. Man hielt es alſo für nöthig, auch dergleichen Koloniſten, die nur den geringſten Zweifel an jener Satzung der Weiſen zu Tage gelegt hatten, von aller Ehrenfähigkeit auszuſchließen, um ihnen nicht zu viel Macht in die Hände kommen zu laſſen; und um ihre Vermehrung zu hindern, nahmen ſich alle Sekten, welche ſich an feſtgeſetzte Schlüſſe aus dem großen Grundſatze vom allweiſen allmächtigen und allgütigen Weſen, oder mit andern Worten, an eine beſondre Offenbarung hielten, ſogleich vor, ſich mit ihnen nie durch Heirathen zu verbinden. Dieſes Volk, ſagten ſie, iſt unrein; der Vater ſchläft gewiß heimlich bei der Tochter, da er es öffentlich nicht thun darf; und wenn wir gleich in unſern Polizeigeſetzen eine Probe feſtgeſetzt haben, woran

die unbefleckte Keuſchheit einer Braut erkannt werden kann, um dergleichen heimlichen Greueln Einhalt zu thun: ſo iſt doch dieſem Volke, das ſich bloß äuſſerlich den Geſetzen unterwerfen, und innerlich die vollkommenſte Glaubensfreiheit behalten will, keinesweges zu trauen.

Dies gab der allgemeinen Duldung abermals einen Stoß; ſo, daß endlich die Weiſen wieder zuſammen treten mußten, um auf Mittel zu denken, wie der innerliche Menſch mit dem äuſſerlichen zu vereinigen, oder jede geſetzmäßige Handlung deſſelben auch aus ſeinem Glauben herzuleiten ſei. — Jedoch ich muß hier abbrechen. Alſo von dem weitern Erfolg nächſtens.

3.

An Eliſa,

als ſie mir die Ruſſiſche Ueberſetzung ihres Buchs über Caglioſtro zuſchikte.

* *

Daß Caglioſtro für jeden, dem nicht kindiſche Rechthaberei oder Selbſtdünkel den Verſtand verblenden, itzt völlig entlarvt iſt; daß dies lehrreiche Beiſpiel viele leichtgläubige gutmüthige Menſchen vorſichtiger und bedächtiger macht; daß durch dieſe freimüthige Aufdekkung überhaupt die ſo gefährliche und der geſunden Vernunft nachtheilige Sache der Schwärmerei und des Aberglaubens einen mächtigen Stoß erlitten hat: alles

dies verdankt man der Edlen Eliſa. Nachdem ſie in der Berl. Monatsſchrift Mai 1786 ſich nachdrüklich und kurz über dieſen betrügeriſchen Abenteurer erklärt hatte; gab ſie, ein Jahr nachher, die trefliche Schrift: **Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau, u. ſ. w.** (Berlin, 1787) heraus, die von jedem Wohldenkenden mit freudiger Bewunderung über die Verfaſſerinn, und mit erſtaunungsvollem Entſetzen über den ränkevollen Wunderthäter, aufgenommen ward.

Katharina die Große, welche zur Beförderung der Aufklärung und zur Verbannung des Aberglaubens in Ihren unermeßlichen Staaten ſo thätig wirket, erkannte die Wichtigkeit dieſer Schrift der **Frau von der Recke**, und beſchloß, ſie in Ihren Landen gemeinnütziger zu machen, woſelbſt dieſer Abenteurer gleichfalls ſeine Rolle — doch nur mehr ſpielen zu wollen angefangen, als wirklich zu ſpielen Möglichkeit gefunden hatte. Die Kaiſerinn befahl, die genannte Schrift in das Ruſſiſche zu überſetzen, und ließ dem Ueberſetzer eine **Belohnung von 400 Rubeln** auszahlen. — Wohl dem Lande, deſſen Beherrſcherinn ſo aufmerkſam auf jedes Mittel zur Beförderung der Heilung einer der traurigſten Seelenkrankheiten iſt! Und wohl der guten Sache der Aufklärung, wenn die mächtigſten Fürſten des Erdbodens ſich derſelben ſo unermüdet, ſo aufmunternd, ſo ſelbſtthätig, annehmen!

Denn, noch vorher, hatte **Katharina** Selbſt die „drei Luſtſpiele wider Schwärmerei und Aberglauben“ (Berlin, 1787) geſchrieben. Höchſtglüklich hat die **Große Frau** die Geißel der Satire und den Spott des Witzes gegen die itzigen Modethorheiten angewandt,

welche

welche auch, ihrer Natur nach, eigentlich nur ein Gegenſtand der komiſchen Muſe und der Schaubühne ſein ſollten. Das erſte dieſer Schauſpiele zeiget einen „Betrüger,“ Namens Kaliſalkſcherſton: mit wahrſcheinlicher Anſpielung auf den Namen Kaglioſtro, deſſen Charakter wenigſtens dieſer „Betrüger“ deutlich genug zeiget. Das letzte Schauſpiel ſtellt einen unwiſſenden, plumpen, groſspraleriſchen „Schaman aus Sibirien“ vor, der eben ſo gläubig verehrt wird, als wenn er, mit plumpen Schamaniſchen Sitten, aus den ägyptiſchen Piramiden oder von den arabiſchen heiligen Städten herzukommen vorgäbe. — Da indeſs bei gewiſſen Gemüthern die Folgen dieſer Thorheiten oft traurig ja ſchreklich genug ſind; ſo iſt auch oft eine ernſtlichere Widerlegung nöthig, dergleichen die Ruſſiſche Ueberſetzung von Eliſens Schrift liefert. — Die Verfaſſerin hatte aus Beſcheidenheit ihr Buch nicht ſelbſt der Kaiſerin zugeſandt.

Dieſes hielten wir, zum Verſtändniſs der nachfolgenden Epiſtel, vorauszuſchikken für nöthig.

Die Herausgeber.

* * *

Die Larve, die Du von dem Angeſicht
Des Thaumaturgen jüngſt ſo kühn herabgeriſſen,
Warum, Eliſa, legteſt du ſie nicht
Ex voto zu der Groſsen Göttinn Füſsen,
Die, hoch vom goldnen Thron, die kalte Nacht
Des alten Scythiens durch Ihres Geiſtes Schimmer
Zum hellen Frühlingstage macht;

[illegible]

[illegible] immer,
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] einander —
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der

Der blitzet durch ihn hin. Und ach!
Durch keinen Streich getäuſcht, durch keine goldne Mine,
Durch keine Lebensarzenei,
Beim erſten Blik der Großen Katharine,
War des Adepten Kunſt — Betrügerei.
Nun, auf Geheiß der Großen und der Weiſen,
Mußt' er aus Ihren Welten reiſen.
Tief überzeugt: die Chriſtusweisheit ſei
Uns Sterblichen genug den Pfad zum Glük zu weiſen;
Auch, daß im trüben Dunſt der Geiſterſeherei
Bei Tetragrammaton Myſtik und Zauberkreiſen
Und andrer ſolcher Gaukelei,
Vernunft! dein Leitſtern minder glänze;
Bracht ihn Ihr Wink ſogleich zu Ihres Landes Gränze
Durch Geiſterchen — der Polizei. — —
Wie ſchnell flog er uns da vorbei!
Da war's, Eliſa, daß vom aufgeklärten Auge,
Den Schuppen gleich, zuerſt der graue Staar Dir ſank *).

Wem nun gebührt der erſten Freiheit Dank,
Mit der Dein Geiſt den Poſſen ſich entſchwang,
Als Ihr, die jüngſt noch mit der Lauge
Des Spotts den Wahrheitsſinn zum Leben aufgereizt,

*) Man ſ. die Schrift der Frau v. der Recke, S. 154.

Zum Tage, der die ſchwarze Brut, die immer,
(Ein Schimpf des Säkulums!) noch auf der Erde ſchleicht,
Zurük in ihre Höhlen ſcheucht?

Erinnre Dich! Du lagſt noch mit dem Netz umſponnen,
Das **Kaglioſtro** ſonſt um Vieler Seelen ſpann;
Noch glaubteſt Du dem groſsen Wundermann;
Und alles, was ſein fiebernd Hirn erſonnen,
Das ſtaunteſt Du noch ſtets — nur leiſe zweifelnd — an.
Des Geiſterſehers Talisman
War immer feſte noch Dir um die Stirn gebunden. —
Da kam die ſchwärzſte ſeiner Stunden
Ihm auf dem Strom der Zeit verderbend zugeſchwebt!
Dem Myſtagogen, der en Camerade
Mit ſeinen Geiſtern ſtets gelebt,
Dem flüſterte, zum Tort der ganzen Maskerade,
Ein ſchwarzer-Unglüksgeiſt
(Den Namen kann ich Laie zwar nicht wiſſen:
Ob er **Hanachiel**, ob **Kophta** heiſst?)
Kurz, ein recht ſchwarzer Geiſt,
Dem unſers Magus Rauch zu ſcharf ins Aug gebiſſen,
Der flüſtert ihm den böſen Anſchlag ein:
Mit ſeinem Geiſterchor und ſeinem Stein der Weiſen
Zur hohen Kaiſerſtadt Rutheniens zu reiſen! — —
Urplötzlich ward ſein groſser Namen — klein.
Dem Scharfblik einer **Katharine**
War alſobald ſein Zauberſchild zu ſchwach;

Der

Der blitzet durch ihn hin. Und ach!
Durch keinen Streich getäuſcht, durch keine goldne Mine,
Durch keine Lebensarzenei,
Beim erſten Blik der Großen Katharine,
War des Adepten Kunſt — Betrügerei.
Nun, auf Geheiß der Großen und der Weiſen,
Mußt' er aus Ihren Welten reiſen.
Tief überzeugt: die Chriſtusweisheit ſei
Uns Sterblichen genug den Pfad zum Glük zu weiſen;
Auch, daß im trüben Dunſt der Geiſterſeherei
Bei Tetragrammaton Myſtik und Zauberkreiſen
Und andrer ſolcher Gaukelei,
Vernunft! dein Leitſtern minder glänze;
Bracht ihn Ihr Wink ſogleich zu Ihres Landes Gränze
Durch Geiſterchen — der Polizei. — —
Wie ſchnell flog er uns da vorbei!
Da war's, Eliſa, daß vom aufgeklärten Auge,
Den Schuppen gleich, zuerſt der graue Staar Dir ſank *).

Wem nun gebührt der erſten Freiheit Dank,
Mit der Dein Geiſt den Poſſen ſich entſchwang,
Als Ihr, die jüngſt noch mit der Lauge
Des Spotts den Wahrheitsſinn zum Leben aufgereizt,

*) Man ſ. die Schrift der Frau v. der Recke, S. 154.

Und, von der Bühne her, durch geiſterfülltes Scherzen
In manchem angeſteckten Herzen
Den Keim der Thorheit weggebeizt? —
Sprich denn! Warum entzogſt Du Ihrem Tempel
Dies Opfer? warum trugſt Du, kühne Siegerin,
Nach altem römiſchen Exempel
Die Rüſtung nicht zum Kapitole hin,
Die Du mit bravem Muth dem Feinde ausgezogen?
Sprich, warum reichteſt Du der groſsen Kaiſerin
Nicht gleich, Eliſa, Deine Bogen? — —

Du ſchweigſt! Doch laut ſagt mir dies Schweigen:
Welch ein Gefühl den Schritt der Muſe band,
Die Stufen eines Throns mit Dir hinanzuſteigen,
Von dem ein Groſser Geiſt, an Willen und Verſtand,
Den halben Erdenball regierend überſiehet.
Ein edles Selbſtgefühl, am innigſten verwandt
Mit Demuth, die ſo ſchön auf jeder Wange glühet.
Ja, ja! Die Bruſt, die dies Gefühl empfand,
Bleibt gerne lieber unbekannt;
Und zittert, ſich verkannt zu ſehen. —
Doch ach! wie leicht wird ſie verkannt!
Auch läſſt ſich dieſer Schmerz noch immer überſtehen,
Wenn, durch des Schikſals Spaſs, auf eines Thrones Höhen
Ein winzig kleines Weſen ſizt,

Deſs

Deß Tadel, ſei es auch ein Kaiſer oder König,
Das ächte Ehrgefühl ſo wenig
Beleidigt, als ſein Beifall nützt!
Doch, wenn von dieſer hohen Sphäre
Kathrinens großer Geiſt, wie der Orion, blitzt;
Ich fühl' es! dann, Eliſa, wäre
Des Opfers Mißverſtehn, das reine Liebe bringt,
Ein Dolchſtich für dein Herz und deines Herzens Ehre;
Das, freilich kalt genug der albernen Schimäre,
Die dieſen Namen ſtielt, nach jener wahren Ehre,
Der Schätzung edler Seelen, ringt!

Und hier verzeih's der hocherfreuten Muſe,
Wenn ſie im Ton des Päans ſingt!
Sieh! Deine Fakkel, die der ſcheußlichen Meduſe
Des Aberglaubens hier ſo fürchterlich geblinkt;
Sieh! dieſe helle Fakkel ſchwingt
Ein kluger Mann im tiefſten Norden,
Weil Katharina ihm gewinkt. —
Wie ſchön belohnt iſt Deine Demuth worden!

Wohl Ihr, der Großen! die, nun in dem Orden
Der ächten Religion und Wahrheit eingeweiht,
Mit ungetrübter Geiſtesheiterkeit,
Tief aus dem drängenden Gewühle
Der Sorgen eines Throns, mit menſchlichem Gefühle
Den Kränkeleien unſrer Zeit

Ein Stündchen der Erholung leih't!
Die Ihr erhelltes Volk vor ſolcher Gaukelſpiele
Verleitenden Gefahren ſchützt,
Selbſt Heilungsmittel ſchaft, und die vorhandnen
nützt! —
Auch dieſen Lorbeer wand Sie noch um Ihre Krone.
Wenn unſrer Nachwelt einſt, wie in der mildern Zone,
Die Sonne der Vernunft im höhern Mittag glüht;
Wenn ſie die Gasner und die Kaliſalkſcherſtone,
Wenn ſie Schamane von Sibirien!
Helvetien!! Germanien!!!
Einſt lachend, nur noch auf der Bühne, ſieht:
Wird ſie es glauben, daß (recht in Europa's Mitte!!!)
Der Deutſche, Gallier, und Britte,
Getäuſcht durch manchen ſchwachen Mann!
Viel ſpäter that, was Rußland früh gethan?
Viel ſpäter der Vernunft dies kleine Opfer brachte,
Und — wo zu lachen war, nur lachte!

Neu-Auz in Kurland,
d. 26. Jänner 1788.

Bernhard Becker.

4. Nach-

4.

Nachricht vom Ruſſiſchen Seekriege wider die Türken.

In den J. 1769 — 1773.

(Fortſetzung S. Januar, S. 38.)

So war demnach, durch die Vereinigung der beiden Geſchwader, welche die Halbinſel Morea gänzlich aufgegeben und verlaſſen hatten, die Ruſſiſche Flotte in dem Moreiſchen Meerbuſen von Kolochina beiſammen. Der Wind war den Ruſſen einige Tage ganz entgegen; endlich legten ſie Kap Angelo vorbei, und bekamen den 4. Junius (1770) die feindliche Flotte wieder zu Geſicht; dieſe lag zwiſchen der Inſel Idra und dem feſten Lande vor Anker. Den 5 hatte man ſich ſo weit aufgekreuzet, daß die beiden Kriegsſchiffe Saratow und Metronmena einige Kanonenſchüſſe, wiewohl noch in zu großem Abſtande, auf die feindliche Flotte thun konnten; worauf der Kapudan Paſcha für gut fand, die Anker aufzuheben, und gegen 6 Uhr Nachmittags mit der ganzen Flotte unter Segel zu gehen. Den folgenden Morgen war von ihr nichts mehr zu ſehen; und von der fernern Verfolgung derſelben war man, nach Verlauf einiger Tage, gänzlich abzuſtehen genöthiget, weil

es allen Schiffen ſo wohl an Waſſer als an Brot gebrach.

Graf Orlow hatte unter den verſchiednen ihm in Vorſchlag gebrachten Häfen, womit die meiſten Cykladiſchen Inſeln verſehen ſind, den von Auſſa auf Paros *) gewählet, die Flotte zu ſammeln und ſie mit Waſſer und Brot zu verſehen. Er war dahin gerade von Navarino mit allen noch bei ſich habenden großen und kleinen Fahrzeugen gegangen, und ſchikte der vereinten Spiridowſchen und Elphingſtonſchen Eskader Befehl, hier zu ihm zu ſtoßen. Wie die ganze Flotte verſammelt war, fand ſich, daß kaum noch auf Einen Tag Schifszwiebak in Vorrath war; und da es mit Anfertigung der Baköfen und dem Kornmahlen nicht ſo geſchwinde von Statten gehen konnte, als die Noth forderte: ſo war es gewiß ein ſehr glüklicher Zufall, daß ein mit Zwiebak beladenes Fahrzeug, das zur türkſchen Flotte wollte, einer der Sklavoniſchen Fregatten in die Hände fiel, und von dieſer nach Auſſa aufgebracht ward. — Während man hier mit Brotbakken und Einnehmen des benöthigten Waſſers beſchäftiget war, hatte man immer einige Fahrzeuge in See, um Nachrichten von der feindlichen Flotte einzuholen. Allein dieſe ſchien gänzlich verſchwunden. Vermuthlich hatte ſie ihren Lauf, nachdem man ſie zu-

lezt

*) Der Verfaſſer hat ihn beſchrieben B. Monatsſchr. 1783, Novemb. S. 408, f.

ſt bei Idra ſah, nach Volo (in Janiah, Theſſa-
en) gerichtet, dieſem Hauptkornmagazin für Kon-
antinopel. In dieſer Bucht (Sinus Pelasgicus)
ag ſie auch ziemlich ſicher, und konnte allenfalls nur
urch ein griechiſches Fahrzeug entdekt werden; allein
ie Griechen ließen ſich ganz und gar nicht mehr in
See ſehen, vermuthlich weil ſie glauben mochten,
ür die Ruſſen, die ſich auf Morea nicht hatten
haupten können, ſei nunmehr alles verloren.

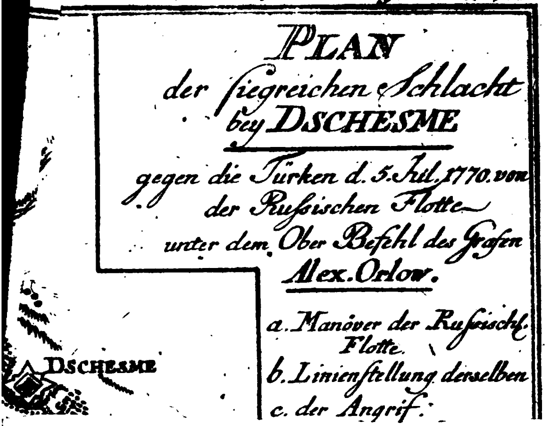
Sobald man zu Auſſa mit allem Nöthigen
rtig war, ging die ganze Flotte unter Segel,
ahm den Lauf durch den Kanal von Scio (Chios),
nd kreuzte von hier aufwärts die Inſel Sciro
Skyros) vorbei bis Aiſtrato: ohne von einer
eindlichen Flotte das geringſte gewahr zu werden.
Nicht unwahrſcheinlich lag dieſe damals im Kanal
von Metelino (Lesbos), und erwartete hier
noch zwei Kriegsſchiffe, an deren Ausrüſtung man
ſchon ſeit einiger Zeit zu Konſtantinopel gearbeitet
hatte. Wie die Ruſſiſche Flotte in der Gegend
der Inſel Ipſara (Pſyra) zurük kam, erfuhr ſie
endlich: die türkſche Flotte ſei in dem Kanal von
Scio eingelaufen. Auf dieſe Nachricht gab man
das Signal, ſich zum Schlagen bereit zu halten;
und der Kurs ward gerade auf den gedachten
Kanal zu gerichtet.

Den 5 Julius 1770, Morgens zwiſchen 9 und
10 Uhr, lief die Ruſſiſche Flotte nördlich den Spal-
madoriſchen Inſeln vorbei (man ſ. auf dem bei-

gefüg-

gefügten Plane a), in den Kanal von Sci
und zwar in folgender Schlachtordnung
Die Avantgarde führte Viceadmiral Spi
ſie beſtand aus den drei Kriegsſchiffen von
nonen: Januarius, Try ⸗ ſwetituli, und E
auf welchem leztern, als dem Flaggenſchiffe,
Feodor Orlow ſich befand. Das Korps d
taille befehligte Graf Alexei Orlow ſelbſt;
ſtand ebenfalls aus 3 Schiffen von 64 Ka
Europa, Wratislaw, und Try⸗hierarches. D
führer der Arrieregarde war Konteradmiral El
ſton, der ſeine 3 Schiffe Sweteslaw von 8
Saratow und Netronmena von 64 Kanonen
ſich hatte. Man hatte, ſobald die Spalmado
Inſeln vorbei gelegt waren, die ganze tü
Flotte im Geſicht: ſie lag in einer Bucht a
Küſte von Natolien, unweit des Hafens von Ts
me, vor Anker (auf dem Plane d). Der Kap
Paſcha, welcher vielleicht eben ſo lange vo
Ruſſiſchen Flotte nichts gehöret hatte, als dieſe
der Türkſchen, mogte in dem Wahn ſtehen, die
ſen hätten das griechiſche Meer gänzlich gerä
oder glaubte wenigſtens, ſie würden nicht ſo
ſein, ſeine Flotte in der genommenen Poſitio
zugreifen. Genug, er ſelbſt war an Land g
gen, und dieſem Beiſpiele war ein großer The
Ekipage gefolget. Die an Bord zurükgebli
Mannſchaft führte indeß, ſo bald man die T
ſche Flotte gewahr ward, die Batterieen vor.

Zur Berl. Mon: Schrift. März. 1788.



ſchieht, indem man an das Ankertau noch ein
deres vom Hintertheile des Schifs befeſtiget,
d es dann ſo lange windet, bis das Schif queer
gen den Wind zu liegen kömmt; oder es wird
ch ein eigener Anker faſt in gerader Linie mit dem
oßen Anker ausgeworfen, und das daran befe-
gte Tau um einen Pfoſten am Hintertheile des
Schifs gelegt, und dann mit den Schifswinden ſo
nge angezogen, bis das Schif in der vorbeſchrie-
nen Lage ſich befindet.

Der Angrif der Ruſſen war nun folgender
maßen angeordnet (auf dem Plane c): das Krie-
gsſchif Januarius, welches ganz an der Spitze
war, ſollte nahe an dem vor dem rechten Flügel
der feindlichen Flotte liegenden Felſen vorbei gehen,
ſich dem erſten türkiſchen Schiffe bis auf einen
Flintenſchuß nähern, und es dann mit der größ-
ten Lebhaftigkeit angreifen. Try-ſwetituli, das
auf Januarius folgte, ſollte hiernächſt ſo bald als
möglich, mit dieſem in eine Linie zu kommen ſuchen;
und mit dieſen beiden wieder nach und nach alle
übrigen Rangſchiffe, ſo wie ſie in der Schlacht-
ordnung auf einander folgten. Hinter dieſer erſten
Linie ſollten nachmals die Fregatten von 30 und
24 Kanonen, nebſt den Bombardiergalloten, eine
Art von zweiter Linie formiren.

Andre, die vom Seekriege mehr Kenntniſſe
beſitzen, als man von mir fordern kann, mögen
die Fälle genau angeben, wann eine vor Anker
liegen-

liegende Kriegsflotte mit zu hoffendem guten Er-
folge anzugreifen iſt. Mein Urtheil ſoll und kan
nicht als entſcheidend gelten; doch will ich es hi
anführen, in Hofnung, über dieſen Punkt, we
ich irre, beſſer belehrt zu werden. — Die Na
theile einer vor Anker liegenden Flotte gegen ei
andre, die unter Segel iſt, ſind unſtreitig gr
Schikt man Brander gegen ſie, ſo kann ſie di
nur dadurch ausweichen, daß diejenigen Sc
ihre Ankertaue kappen, welche die Brander g
rade auf ſich ankommen ſehen. Dadurch w
aber nicht nur die Linie gebrochen, ſondern d
ohne Anker treibenden Schiffe können ſehr lei
an andere gerathen, wodurch die Unordnung n
viel größer wird. Ferner ſteht es allezeit in de
Macht einer Flotte, die unter Segel iſt, eine vo
Anker liegende anzugreifen, und von ihrem An
griffe wieder abzulaſſen, ohne fürchten zu dürfen
auf ihrem Rükzuge verfolgt zu werden. Denn
da das lezte oder die beiden lezten Schiffe unterm
Winde nur immer unter Segel gehen können,
und ſo nach und nach alle übrigen, um nicht an
einander zu gerathen; ſo gewinnt der zurükzie
hende Gegentheil dadurch einen ſo großen Vor
ſprung, daß er nicht leicht eingeholt werden kann.
Und endlich, womit ich billig hätte anfangen ſollen,
kann eine vor Anker liegende Flotte keine Schwen
kung machen, wenn ſie auf ihren Flügeln, als den
ſchwächſten Punkten, von einer andern angegriffen

wird

wird. — Hingegen hat ſie auch wieder weſentliche Vortheile vor jener voraus. Z. B. daß ſie ſelbſt bei ziemlich ſtarkem Winde immer alle ihre Batterien gebrauchen kann (eine unter Segel begriffene kann die unterſte Lage nicht immer gebrauchen); daß alle Schiffe ein gleich lebhaftes Feuer unterhalten, und die Artilleriſten auch genauer viſiren können; daß durch diejenigen Schüſſe, die Maſten und Tauwerk treffen, kein vor Anker liegendes Schif genöthiget wird, das Feuer auf einige Zeit zu vermindern, oder aus der Linie zu gehen; und daß endlich, weil man mit Steuren und Regieren des Schifs und der Segel nichts zu thun hat, man zu Bedienung der Artillerie ſo viel mehr Menſchen anſtellen kann. — — Nun war die ruſſiſche Flotte mit keinen Brandern verſehen; ſie war an Stärke der feindlichen bei weitem nicht gleich, konnte folglich, da ſie dieſer ſich parallel gegenüber legen mußte, wenn die Artillerie von beiden Seiten gleich gut bedient ward, das feindliche Feuer nie beantworten; ſie war durch den Felſen, der vor der feindlichen Flotte rechtem Flügel lag, verhindert, dieſen in Diagonallinie anzugreifen; und wollte ſie dies auf dem linken feindlichen Flügel thun, ſo verlor ſie dadurch den Vortheil des Windes: wie aus dem beigefügten Plan erhellet. Hiernach kann mein Urtheil nicht anders ausfallen, als: daß es unſtreitig von dem Grafen Orlow etwas gewagtes war, unter ſolchen Umſtänden gleichwohl zum Treffen ſich zu entſchließen. Doch,

Doch, zu dem Treffen ſelbſt. Das Kriegsſchif Januarius, welches, wie geſagt, an der Spitze der ruſſiſchen Flotte vorauf ſegelte, ſollte nach der Diſpoſition den erſten Angrif thun. Dieſes Schif befand ſich noch in ziemlichem Abſtande von dem vor dem rechten Flügel der türkiſchen Flotte belegenen Felſen, als es eine Viertelwendung machte, in doppelter Schußweite vor der ganzen feindlichen Flotte herunter ſegelte, ſeine gegen dieſelbe gekehrten Batterien, aber natürlich ohne Wirkung, abfeuerte, und darauf weit weg, hinter den im Plan mit H. bemerkten, ganz ſüdlich im Kanal von Scio liegenden 2 Steinklippen, ſich vor Anker legte, und von hier ab dem Treffen zuſah, ohne die geringſte Bewegung zu machen, noch ferner einigen Antheil daran zu nehmen. — Das Kriegsſchif Try-ſwetitali, das jenem in der Ordnung folgte, ſegelte nahe an vorgedachtem Felſen hin, mußte aber, weil die auf dem Schiffe befindlichen griechiſchen Lootſen behaupteten, weiter vorwärts befänden ſich unter dem Waſſer Klippen, früher als der Befehlshaber des Schiffes, Brigadier Kelmanow es wollte, ſich an den Wind legen und die Batterien öffnen. Da 3 bis 4 Schiffe der feindlichen Flotte ihre Kanonen auf ſelbiges als es heran ſegelte gerichtet hatten, ſo litt es ungemein; überdem trieb Wind und Strom das Schif den feindlichen ſtets näher, wodurch es Gefahr lief, unter dieſelben zu gerathen. Mehr aus dieſer als der erſt angeführten Urſache,

ließ

ließ der Brigadier daher die bereits gegen den Wind geſtellten Segel umbraſſen, und lief, ſeinem Schiffe nur erſt wieder Farth zu verſchaffen, nahe vor der ganzen feindlichen Flotte herunter, die ſo lebhaft als ſie konnte ihn begrüßte, wandte hierauf ſein Schif wieder gegen den Wind, kreuzte von neuem ſich auf, und legte darauf mit den übrigen Schiffen ſich in Linie. Käme es ihm ohnehin nicht ſchon zu, ſo hätte Brigadier Yelmanow, durch ſein ſo entſchloſſenes als vorſichtiges Betragen, ſich an dieſem Tage doch gewiß das Lob als tüchtiger Seeoffizier erworben; warum ſollte es hier alſo nicht auch ſtehen? — Nun merkten die Türken ſehr wohl, daß der Hauptangrifspunkt der Ruſſen ihr rechter Flügel ſei; und ihre Aufmerkſamkeit ward noch mehr dahin gerichtet, als auch das Flaggenſchif Euſtaſia, welches nunmehr in der Ordnung folgte, denſelben Weg nahm, um in der Nähe des erſten feindlichen Schifs die Stelle einzunehmen, zu welcher die zwei voraufgegangenen Schiffe aus ganz verſchiedenen Urſachen nicht hatten gelangen können. Das Feuer, welches Euſtaſia auszuſtehen hatte, als es der feindlichen Flotte ſich näherte, war außerordentlich; aber dieſes Kugelregens ungeachtet erreichte es dennoch, freilich nicht ohne Verluſt an Menſchen, aber ohne ſelbſt auch nur Einen Schuß zu thun, zur größten Bewunderung aller die es ſahen, den in der Nähe des erſten feindlichen Schifs ausgemerkten

 Punkt.

Punkt. Während es auf der Fahrt nach dieſem ſeinen Poſten begriffen war, ſchikte Graf Alexei Orlow eine Schaluppe ab, ſeinen Bruder Graf Feodor abzuholen; die Schaluppe kam glüklich an, und brachte auch den Viceadmiral Spiridow mit zurük. Kapitän Pleſcheow, welcher *) dem Viceadmiral als Rath mit zugeordnet war, übernahm nunmehr allein das Kommando des Schifs, da er älterer Kapitän von der Flotte war, als der eigentliche Schifskapitän Kruſe. Als Pleſcheow ſich in der Weite eines Piſtolenſchuſſes von dem erſten feindlichen Schiffe befand, öfnete er ſeine Batterien, und ſezte mit dieſen und zugleich mit dem kleinen Gewehre dem feindlichen Schiffe ſo heftig zu, daß auf demſelben alles ſichtbar in die gröſte Unordnung und Beſtürzung gerieth. Allmählig waren nun auch alle übrige Schiffe der Ruſſiſchen Flotte herangekommen, hatten ſich in gehöriger Schußweite den feindlichen parallel gegenüber gelegt, und das Treffen ward gewiſſermaßen allgemein. Es war ein großes und feierliches Schauſpiel: da zwei Linienſchiffe in der Nähe eines Piſtolenſchuſſes ihre ganze Artillerie und kleines Gewehr ununterbrochen auf einander abbrannten, mit der entſchloſſenſten Hartnäkkigkeit von beiden Seiten um den Sieg kämpften, jedes ſtreitende Schif die Flotte ſeiner Nation zum Augenzeugen ſeines Muths und ſeiner Standhaftigkeit

*) Man ſ. Dezember, 1787, S. 498.

rigkeit hatte, und dieſe beiden Flotten ſelbſt auch im lebhafteſten Gefechte mit einander waren.

Dieſes groſse Schauſpiel ward noch durch einen neuen ſchaudervollen Auftritt verſtärkt, der auf einmal zu beiden Seiten der Scene und im Hintergrunde ſich zeigte; freilich an ſich kleiner als jener, aber darum nicht minder ernſthaft, indem auch hier die verwegenſte Kühnheit und ſeltene Beiſpiele von weit getriebener kriegeriſcher Wuth zu ſehen waren. Die Kugeln nicht nur von dem Kriegsſchiffe Euſtaſia, welches dem Feinde ſo nahe lag, ſondern ſelbſt von den übrigen Schiffen der ruſſiſchen Flotte, reichten bis zu den kleinern Fahrzeugen, wovon eine türkiſche Flotte in groſser Menge ſtets begleitet wird, und die hinter derſelben vor Anker lagen. Dieſe vielen Schebeken, Galeeren, Polakern, Halbgaleeren, Kaiken, und wie ſie alle heiſsen, ſuchten daher zum Theil in dem Hafen von Dſchesme, zum Theil in der Bucht hinter den Hongiſchen Inſeln, ſich vor den ruſſiſchen Kugeln in Sicherheit zu ſetzen. Aber die ruſſiſchen kleinen Fregatten und geringern armirten Fahrzeuge wurden nicht ſobald dieſe Bewegung gewahr, als ſie ſämtlich auf einmal, wie auf ein verabredetes Zeichen, Jagd auf jene machten. Die ſklavoniſchen, ja ſelbſt die kleinſten griechiſchen Fahrzeuge fielen die türkiſchen mit einer Wuth an, die über alle Beſchreibung geht. In einigem Abſtande auf einander zu kanoniren, oder nach verlornen Maſten oder erhaltenem Grundſchuſs, die

weiße Flagge aufzuziehen: an all dergleichen dachte man auf keiner von beiden Seiten; von jeder ſuchte man nur, ſo bald als möglich, ſeinen Feind zu entern, und die aufgeſetzten Piſtolen auf einander abzubrennen; ja die Schärfe des Säbels, und die zugeſchliffene Spitze des Kinjals (eine Art Dolch) waren gleich die erſten Waffen womit man fochte. Nicht wenige Fahrzeuge auf beiden Seiten, wenn ſie ſich übermannt ſahen, zündeten ihren Pulvervorrath an, und ſprengten ſich ſelbſt in die Luft, ehe ſie dem Feind in die Hände fallen wollten: ſie zogen den Tod einer grauſamen Behandlung oder einer gewiß zu erwartenden ewigen Sklaverei vor.

Indeß mochten drei oder vier Lagen von dem Kriegsſchiffe Euſtafia gegeben ſein, als das türkiſche Schif in Brand gerieth. Dies unverſehene Unglük brachte die Beſatzung deſſelben außer Faſſung: ein Theil ſprang über Bord, um durch Schwimmen das Leben zu retten; der Reſt verließ größtentheils die Kanonen, und ſtellte ſich aufs Verdek. Auf dem ruſſiſchen Schiffe war in dem Augenblik, als es drehete, um dem feindlichen Schiffe die Seite zuzukehren, vergeſſen worden, das Beſaan- und kleine Marsſegel gegen den Wind zu braſſen; daher mußte es vom Winde dem brennenden feindlichen Schiffe bald nahe gebracht werden. Noch hätte man ſich wahrſcheinlich von demſelben abhalten können, wenn man im Augenblik als das Feuer auf dem türkiſchen Schiffe ausbrach, den begangenen

Fehler

Fehler bemerkt, und ſogleich die Gegenſtellung der Segel vorgenommen hätte; allein hieran dachte niemand: und man befand ſich daher in kurzer Zeit dem feindlichen Schiffe ſo nahe, daß Feuer von demſelben auf das Ruſſiſche überfiel, und es ebenfalls in Brand ſetzte. Weil der Wind die Flammen von den brennenden Schiffen faſt gerade auf die vor Anker liegende türkiſche Flotte trieb *); ſo war dieſe genöthiget, ihre Ankertaue zu kappen: ſie that es, und faßte den unglüklichen Entſchluß, ſich nach dem Hafen von Dscheſme zu retiriren. — Auf beiden in Brand gerathenen Schiffen mußte die Beſtürzung nun natürlich gleich groß ſein. Es geſchah daher auch wahrſcheinlich mehr aus der Abſicht das Leben zu retten, als dabei an eine wirkliche Eroberung zu denken, daß, wie das ruſſiſche Schif dem feindlichen nahe genug war, ein ſtarker Hauffe Türken nach dem erſtern überſprang. Größtentheils fanden dieſe auf den Bajonettſpitzen den Tod; die Wenigen, die ihm entgingen, und nach ihrem unglüklichen Schiffe wieder zurük zu flüchten genöthiget waren, wurden nun hier von den darüber ganz in Wuth gerathenen Ruſſen mit ſolcher Hitze verfolgt, daß alles was auf dem Verdek des feindlichen Schiffes ſich dieſen entgegen ſetzen wollte, nieder geſtoßen, oder gezwungen ward, ſich in die

 Flam-

*) Ein unglüklicher Zufall erſetzte alſo das, was bei der Ruſſiſchen Flotte fehlte: nehmlich einen Brander.

Flammen oder in die See zu ſtürzen. Die Ruſſen eroberten alſo das unglükliche feindliche Schif noch wirklich in dem Augenblik ſelbſt, da entfernte Zuſchauer vor Entſetzen die Augen davon abwandten. Wahrſcheinlich verlor bei dieſem Vorgange der in ſeinem Metier gewiß erfahrne, nur vielleicht zu kühne, Kapitän Pleſcheow das Leben. — Obgleich das türkiſche Schif früher in Brand gerieth als das Rüſſiſche; ſo grif das Feuer hier doch ſchneller um ſich, es fand bald den Weg zu dem Pulvermagazine, und ſprengte daſſelbe noch vor jenem in die Luft. Das türkiſche Schif hatte bald darauf daſſelbe Schikſal. Und nun erſt konnten die Schaluppen (die in dem Augenblik, als die feindliche Flotte ihre Zuflucht zu dem Hafen von Dſchesme nahm, von den ruſſiſchen Schiffen abgeſandt wurden) einigen zu Hülfe kommen; indem, ſo lange noch eines der beiden Schiffe exiſtirte, ſie ſich nicht nähern durften, da das immer mehr überhand nehmende Feuer die dadurch ganz erhitzten geladenen Kanonen nach einander abfeuerte.

Von den unglüklichen mit in die Luft geſprengten, und ohne merklichen Schaden wieder in die See gefallenen Menſchen, hatten einige ſich Stükke von den herumtreibenden Schifstrümmern erhaſchet, und hielten ſich daran ſo lange, bis man ihnen mit den Schaluppen zu Hülfe kommen konnte. Hier ſah man Ruſſen und Türken noch ſelbſt im Waſſer über eine Planke mit einander ſtritten, die

Jeder zu Rettung ſeines Lebens für ſich behalten wollte; hier ſah man, wie von einem andern Brette, das zwei Perſonen über Waſſer zu tragen nicht groß genug war, der Stärkere den Schwächern herunter wieder in die See ſtürzte. Eine unter ſolchen Umſtänden, dem Anſchein nach, noch fortdauernde Verbitterung zwiſchen zwei in Krieg verwikkelten Nationen war für das Auge des Zuſchauers ſchauervoll; obgleich die wirkende Urſache davon unſtreitig wohl keine andre, als der Trieb der Selbſterhaltung, ſein konnte. Einige Ruſſen, die erſt mit ihrem eignen Schiffe in die Luft geflogen waren, und an das türkiſche ſich wieder herauſgeholfen hatten, mußten die eben zurükgelegte Reiſe nun zum zweitenmale antreten. Ein ganzes Buch würde es einnehmen, wenn man alle einzelnen Fälle erzählen wollte: wie ein Menſch vor dem andern in der größten Lebensgefahr auf wunderbare Weiſe erhalten wird, ohne doch dem ihm dem Anſehen nach beſtimmten Schikſale zu entgehen. Ein Beiſpiel dieſer Art will ich herſetzen, das ſtatt vieler dienen mag! Ein ruſſiſcher Matroſe, der mit beiden Schiffen nach einander in die Luft geflogen war, und beidemal unbeſchädigt in die See fiel, mußte gleichwohl noch im Waſſer das eine Bein brechen, welches ihm durch den Maſt eines kleinen Fahrzeuges, das in Brand gerieth und darauf in die Luft flog, in dem Augenblik auch abgeſchlagen ward,

 als

als eine Schaluppe herzu eilte und ihn vom Erſaufen rettete. Ein anderes Beiſpiel diene zum Beweiſe: wie kurz oft bei Menſchen die Erinnerung einer ausgeſtandenen großen Gefahr dauert. Der Leutenant Müller von der Artillerie, aus Ulm in Schwaben gebürtig, hatte beide Luftreiſen gemacht, und erzählte auf Verlangen der Offiziere des Schifs, an deſſen Bord man ihn gebracht hatte, ſeine Fata; als er von ungefähr hörte, es ſolle an Brandröhren und andern nicht leicht zu löſchenden Kunſtfeuern mit möglichſter Eile auf allen Schiffen gearbeitet werden. Augenbliklich brach er ſeine kaum angefangne Geſchichtserzählung ab, ging hinunter in die Akkelei, und ſezte ſich hier freiwillig mit an die Arbeit. — Die Anzahl der Geretteten vom ruſſiſchen Schiffe belief ſich etwa auf 40 Perſonen, unter welchen auch der Kapitän Kruſe war; Türken wurden keine oder höchſtens nur ein paar wieder aus der See gezogen. Von den ruſſiſchen Kriegsſchiffen hatte das Schif Try ſwetituli, das auch an Maſten und Tauwerk ſtark beſchädigt war, am meiſten verloren; keines der übrigen war ganz ohne Verluſt davon gekommen; das Kriegsſchif Januarius allein ausgenommen.

Kaum war die türkiſche Flotte in den Hafen von Dſcheſme eingelaufen, als die Ruſſiſche ſich davor legte, ihr das Auslaufen zu verwehren. Kontreadmiral Elphingſton verlangte zur Verſtär-

kung

tung ſeiner Eſkader nur noch ein paar Fregatten, womit er dann ſogleich in den genannten Hafen einlaufen und die feindliche Flotte gänzlich zu Grunde richten wollte; allein Graf Alexei Orlow hielt dies Unternehmen zu gewagt, indem dabei leicht ein paar Schiffe mit verloren gehen könnten. Alle fernere Unternehmung gegen die eingeſperrte feindliche Flotte wurde daher bis auf den folgenden Tag verſchoben: man celebrirte heute nur mit einer lange anhaltenden Kanonade den erfochtenen Sieg; gab dem Kriegsſchiffe Januarius Order, wieder zur Flotte zu ſtoßen; und arbeitete die Nacht und den folgenden Tag hindurch daran, vier kleine griechiſche Fahrzeuge zu Brandern einzurichten. — Ein Brander iſt kein beſonders zu dieſem Gebrauch erbautes Fahrzeug; ſondern jedes Schif, welches nur Segel führt, kann dazu dienen. Man richtet es zu ſolchem Gebrauch ein, indem man Maſten und Tauwerk neu übertheeret, Brandröhre an ſolche befeſtiget, ſowohl oben auf als unter dem Verdek den größten Raum mit Theertonnen beſezt, dazwiſchen eiſerne Handgranaten und Karkaſſen ſtekt, und zu allem dieſen mit Zunder angefüllte Rinnen führet, welche in einen Punkt nahe am Steuerruder zuſammen laufen. Soll der Brander abgehen, ſo wird ein Geſchirr mit Feuer nahe an die Stelle geſezt, wo der Steuermann ſtehet; dieſer hat ein Tau um den Leib, welches an der Schaluppe die hinter

dem Brander anſchleppt feſtgemacht iſt, oder von einem Matroſen in dieſer Schaluppe in der Hand gehalten wird. Glaubt der Führer oder Steuermann des Branders ſich den feindlichen Schiffen nahe genug, und hat er den Brander in die möglichſt geradeſte Richtung gegen dieſelben gebracht; ſo bindet er, damit das Schif dieſe Linie nicht wieder verlaſſen kann, das Steuerruder feſt, zündet die in einem Punkt nahe bei ihm vereinigten Lauffeuer an, indem er das Geſchirr mit Feuer auf ſolche umſtürzt, und wirft ſich dann hinterwärts vom Brander in die See. Auf dies Signal macht die Schaluppe ſich vom Brander los, zieht den Steuermann zu ſich, und rudert zurük. — Feindlicher Seits arbeitete man gleich, nachdem die Flotte in den Hafen von Dſcheſme eingelaufen war, an Errichtung einer Batterie bei F, und den folgenden Tag, als den 6ten, noch an einem ſolchen Aufwurf bei G, um den Eingang des Hafens von beiden Seiten beſtreichen zu können. Daneben hatte man noch einigen Schiffen in dem Hafen eine ſolche Stellung gegeben, daß ihre Batterien gerade gegen die Mündung deſſelben gekehrt waren. Ruſſiſcher Seits war man dagegen mit Einrichtung der Brander beſchäftiget, zu deren Führung eine ſtarke Anzahl Offiziere ſich freiwillig meldete; man wählte 4 darunter aus; und den 6ten Julius, um 9 Uhr des Abends, war alles zu einem neuen noch wichtigern Auftritt als der des Tages zuvor, in Bereitſchaft. Dem

Dem Konteradmiral Greigh wurden 5 Kriegsſchiffe und 4 Fregatten gegeben, um die zur Verbrennung der feindlichen Flotte abzuſchikkenden Brander zu dekken. Er legte ſich mit ſeiner Eskader vor den Eingang des Hafens ſo nahe, daß er nicht nur die aufgeworfenen Bätterien am Lande, ſondern auch ſelbſt, wiewohl nur im Vorgeuſchuß, die feindlichen Schiffe, mit ſeinen Kanonen erreichen konnte. Unter dem Feuer dieſer Schiffe, die zu dem Ende ihre Stükken erhöhet hatten, gingen die vier Brander nach einandre ab. Zwei kamen, weil man ſie zu früh verlaſſen hatte, nur bis an die Mündung des Hafens, wohin ſie ſeitwärts vom Strome verſezt wurden. Der dritte Brander ging in den Hafen, zündete aber nicht. Und von dem vierten, welchen Kapitän Dugdale führte, blieb es zweifelhaft: ob durch ihn, oder durch eine Brandkugel, oder gar durch Unachtſamkeit ſelbſt auf einem der feindlichen Schiffe, das Feuer auf der türkiſchen Flotte aufkam. Genug, gleich nachdem der vierte Brander in den Hafen eingeſegelt war, erblikte man Feuer auf einem der feindlichen Schiffe; und um das Löſchen ſo viel möglich zu verhindern, verdoppelte man Rußiſcher Seits das Artilleriefeuer.

Weil der Hafen faſt ganz mit Fahrzeugen angefüllt war, auch ans Löſchen vielleicht wenig gedacht ward, ſo mußte der Brand nothwendig deſto ſchneller um ſich greifen. Auch ward er bald

ſo

ſo ſtark, daß bei dieſer Nachtzeit faſt auf eine Meile im Umkreiſe alle Gegenſtände davon erhellt wurden; und auf die See ſelbſt fiel ein ſo ſtarker Schein, daß ſie mit dem Feuer ein Element geworden zu ſein ſchien. Auch die zu beiden Seiten des Kaſtels von Dſchesme belegenen Vorſtädte geriethen in Brand, und wurden zu Aſchenhaufen. Unter dieſem fürchterlichen Brande, der beinahe die ganze Nacht hindurch fortdauerte, flogen zwiſchendurch immer 2, 3, und mehrere Fahrzeuge auf einmal in die Luft. Das Geſchrei der Menſchen, das Geprasſel des Feuers ſelbſt, das beſtändige Losbrennen der Kanonen, und die durch Entzündung der Pulverkammern auf den groſſen Schiffen entſtehende dumpfige Erſchütterung, machte den Anblik vielleicht zu einem der tragiſchſten, die je ſind geſehen worden. Gegen Anbruch des Tages hörte der Brand gänzlich auf: man ſah nur noch, wie es völlig Tag geworden, einen ſtarken Rauch; und ſowohl im Hafen ſelbſt, als auf der ganzen benachbarten Küſte, war alles ſtill. Man ſchikte leichte Fahrzeuge gegen die Mündung des Hafens, die bald mit der Nachricht zurükkamen, daß weder im Hafen noch in der Nähe deſſelben etwas vom Feinde zu ſehen ſei. Graf Alexei Orlow beſtieg hierauf die Schaluppe, und nahm, von allen übrigen Schaluppen der Flotte begleitet, den Hafen von Dſchesme in Augenſchein. Kaum war es möglich, durch die

Menge

Menge Schifstrümmer, die die Oberfläche des Waſſers hier faſt gänzlich bedekten, durch zu kommen. Alle 13 feindliche Kriegsſchiffe, das Kriegsſchif Rhodus ausgenommen, und die geſamte groſſe Anzahl kleiner Fahrzeuge bis auf ein paar Halbgaleeren nach, waren ein Raub der Flammen geworden. Auſſer Leichen war weder von Türken noch Griechen eine Spur zu finden: nicht nur das Lager, auch das Kaſtel hatte der Feind in der Nacht verlaſſen. Von der ſchreklichen Wirkung des Pulvers zeugte die Küſte noch mehr, als der Hafen ſelbſt; denn auf dieſer lagen allenthalben Trümmer von Schiffen, Maſten, und ſelbſt Kanonen vom gröſten Kaliber in einer unglaublichen Weite umher zerſtreut. Im Kaſtel hatte der Feind alle Kanonen und einigen Vorrath an Korn und Zwiebak zurükgelaſſen; man beſezte daſſelbe ſogleich durch ein Detaſchement, um mit deſto gröſſerer Sicherheit gegen Anfälle im Hafen arbeiten zu können.

Die erſte Arbeit, die man vornahm, beſtand darin: das Kriegsſchif Rhodus, welches vermuthlich, weil man deſſen Ankertau gekappt hatte, in einem abgelegenen Winkel des Hafens auf den Strand getrieben war, von demſelben wieder abzubringen und flott zu machen. Mit dieſer Arbeit und mit dem Aufwinden einiger nicht gar zu tief unter Waſſer liegenden Kanonen, brachte man über volle 8 Tage zu, obgleich täglich faſt alle

Mann-

Mannſchaft von den Schiffen dazu gebraucht ward. Indeſſen war es kein geringes Vergnügen ſowohl für den Grafen Alexei Orlow, als für die Flotte ſelbſt, endlich eine ſo ſchöne Tropäe, als das Kriegsſchif Rhodus, mit vollen Segeln aus dem Hafen von Dſchesme herauskommen zu ſehen; Kapitän Kruſe erhielt, wie billig, das Kommando des Schifs, mit welchem er ſich im Kanal von Scio bei der Flotte vor Anker legte. Zugleich mit dem Schiffe kam das im Kaſtel geſtandene Beſatzungsdetaſchement zur Flotte zurük. — Die gänzliche Zerſtörung der feindlichen Flotte zu feiern, dazu wurden nunmehr volle 3 Tage gegeben; und da gleich nach Verlauf derſelben verſchiedene Namenstage *), Feſttage beſonders merkwürdiger Heiligen, und Ordenstage, einfielen: ſo dauerte das Freudenſchießen, wobei das Kriegsſchif Rhodus ſich vorzüglich mit hören ließ, faſt ganzer 14 Tage ununterbrochen fort. Eine Art von prachtvoller Solennität bekamen dieſe der Freude und dem Jubel gewidmeten Wochen noch dadurch: daß täglich Abgeordnete von den Inſeln ſich einfanden, die den Ueberwindern Glük zu ihrem Siege wünſchten, und ſich zugleich unter ihren Schutz gaben. **) Dieſe Deputationen beſtanden gemei-

*) Die griechiſchen Glaubensgenoſſen feiern, ſo wie die katholiſchen, nicht die Geburts- ſondern die Namenstage der geliebten und verehrten Perſonen.

**) Die Cykladiſchen Inſeln ohne Ausnahme ſchikten ihre

gemeiniglich aus den Primaten, den erſten Geiſtlichen, und ein paar der wohlhabendſten Einwohner jeder Inſel. Sie erſchienen, nach orientaliſcher Sitte, nicht ohne kleine Geſchenke; und wurden jederzeit mit Feierlichkeit zur Audienz bei dem Grafen Orlow und darauf bei dem Vice-Admiral eingeführt. — Endlich war man zu Konſtantinopel mit der Ausrüſtung der zwei Schiffe, wodurch die türkiſche Flotte noch verſtärkt werden ſollte, fertig geworden; beide waren in den Kanal von Metelino eingelaufen und lagen dort vor Anker. Dies erfuhr man bei der ruſſiſchen Flotte 2 Tage nach der Verbrennung der feindlichen; und Konteradmiral Elphingſton ſuchte ſogleich beim Grafen Orlow darum an, daß ihm die Wegnahme dieſer beiden Schiffe aufgetragen würde. Allein man konnte die Trennung ſeiner Eſkader aus mancherlei kleinen Urſachen noch nicht zuſtehen. Nach Verlauf von 8 Tagen erfuhr man endlich

ihre Abgeordnete ſogleich und ganz aus eigener Bewegung; die Sporaden aber ſpäter, und manche mußten durch eigen an ſie abgeſchikte leichte Fahrzeuge erſt zur Beobachtung dieſer ihrer Schuldigkeit aufgefordert werden. Samos, Stanchio (Kos), und einige Inſeln mehr ſchikten, weil viele Türken daſelbſt wohnen, ihre Deputirte in Geheim. Von nachſtehenden Inſeln aber erſchienen gar keine: Kandia, Rhodus, Negroponte (Euböa), Scio, Metelino, Tenedos, und Lemnos; weil nemlich auf denſelben ſich mit Mauren umgebene Städte oder Kaſtele befinden, die von Türken beſezt wären.

lich zu Konſtantinopel das Unglük der Flotte: man ſchikte Galeeren ab, wo möglich, die beiden zulezt ausgelaufenen Schiffe zu retten; und von dieſen wurden ſie dann auch glüklich in den Kanal wieder einbugſiret, wo ſie ſich unter den Dardanellen vor Anker legten *).

Wegen der ungewiſſen und kritiſchen Lage, worin ſich die ruſſiſche Flotte bisher befunden, hatte ſie ſich um die Kauffartheiſchiffe der übrigen Nationen, die griechiſche ausgenommen, wenig bekümmert. Izt, da man völlig Meiſter vom griechiſchen Meere war, hielt man alle Handlungsſchiffe ohne Unterſchied an, und unterſuchte ihre Päſſe und Ladung. Seit Anfang des Jahres, da durch Ankunſt der ruſſiſchen Flotte die Schiffahrt in dieſen Gewäſſern etwas unſicher geworden, hätte die Republik Raguſa hauptſächlich ſich des Frachthandels im griechiſchen Meere bemei-

*) Einige Geſchichtſchreiber haben geglaubt, daß die Ruſſen durch ſchnellere Verfolgung ihres Sieges gröſſern Vortheil davon hätten ziehen können. Büſch z. B. ſagt in ſeinem treflichen Grundriß der Welthändel neuerer Zeit, S. 374, nach Erzählung der Verbrennung der Schiffe: „Es fehlte „nur an geſchwinder Entſchließung, um im erſten „Schrekken die Dardanellen zu erobern; und nach „der Zeit war keine der weitern Unternehmungen „der ruſſiſchen Flotte von einem entſcheidenden „Erfolg begleitet. Doch trug deren fortdaurendes Verweilen in den türkiſchen Gewäſſern und „die dadurch unterhaltene Furcht viel zum glüklichen Fortgang der ruſſiſchen Unternehmungen „zu Lande bei.“

bemeiſtert; ihre Flagge war es, die man überall ſah, und die eben daher die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit der Ruſſen erwekte.

Einige aufs Kreuzen abgeſchikte kleine Fregatten und geringere armirte Fahrzeuge brachten, nebſt einigen andern, 12 bis 16 große Raguſiſche Handlungsſchiffe in ganz kurzer Zeit auf. Um die Menge dieſer Schiffe nicht zu lange aufzuhalten, und ſie gleichwohl auch genau zu unterſuchen, zeigte ſich die Nothwendigkeit, ein förmliches Admiralitätsgericht zu errichten. Dieſes ward auf der naheliegenden Inſel Paros in dem Hafen von Auſſa niedergeſezt, wohin zu dem Ende Admiral Spiridow mit dem Kriegsſchiffe Europa und einigen Fregatten abging. Von dieſem Gerichte wurden, nach angeſtellter genauer Unterſuchung, alle aufgebrachte Raguſiſche Schiffe für rechtmäßige Priſen erklärt. Dadurch erhielt die ruſſiſche Flotte manchen Artikel, woran ſie Mangel litt, und konnte nun auf weitere Unternehmungen ausgehen: wozu man Ehrenhalber auch verbunden zu ſein glauben mogte.

Wenn der Hafen von Auſſa der Waffenplaz für die ruſſiſche Flotte blieb, ſo war man da freilich, der Entfernung wegen, vor einem feindlichen Ueberfall ſicher; allein, eben dieſer Entfernung wegen, ward es auch ſo viel ſchwerer, den Türken die Zufuhr zur See nach Konſtantinopel zu ſperren: welches izt eins der Hauptaugenmerke der Ruſſen

 ſein

ſein mußte. Dies hauptſächlich gab zu der Idee Anlaß, einen Hafen, der den Dardanellen näher ſei, für die Flotte zu ſuchen. Hierzu ſchien der Hafen von Mudro auf der Inſel Lemnos (itzt Stallimene genannt) der bequemſte zu ſein; und ſowohl darum, als auch ihrer Fruchtbarkeit wegen, beſchloß man die Wegnahme der Inſel. Gegen Ende des Julius machte die geſammte Ruſſiſche Flotte ſich dahin auf den Weg. Allein, man hatte, wie zu dieſer Jahrezeit in dieſen Gewäſſern gewöhnlich iſt, ganz konträren Wind; denn, vom Ausgang Aprils bis Anfang Septembers, erhebt ſich mit Aufgang der Sonne der Wind in Nordoſt, wird gegen Mittag gerade Nord, und mit Sonnenuntergang, da er nordweſtlich iſt, legt er ſich gemeiniglich ganz, und iſt die Nacht durch ſtille. Aber nicht hierdurch allein ward die Ankunft der Flotte auf Lemnos verzögert; ſondern auch, weil man eine Rute gewählt hatte, auf welcher der triumphirende Zug, von der Siegestropäe gefolgt, ſowohl von der feſten Küſte als den vornehmſten Inſeln die im Beſitz des Feindes waren, geſehen werden konnte: das iſt, man ging durch den Kanal von Meteline und bei der Inſel Tenedos vorbei. Mit Anfang des Auguſts lief die Flotte endlich in den Hafen von Mudro ein. An regulären Landtruppen fehlte es faſt gänzlich. Was auf dem Spiridowſchen Geſchwader bei deſſen Abreiſe aus Rußland von dieſer Art Truppen war eingeſchift worden,

war auf Morea ziemlich geſchmolzen; und die Bemannung des eroberten Schifs Rhodus, ſo wie die Beſetzung mancher kleinen Fahrzeuge, wenn auch nur mit 6 oder 8 Mann, hatte den Reſt weggenommen. Von den 400 Reutern, die Admiral Elphingſton an Bord gehabt, waren kaum noch 50 Mann übrig, indem der gröſste Theil derſelben ſich auf dem Kriegsſchiffe Euſtaſia befand, als ſolches im Treffen vom 5. Julius in die Luft flog. Man konnte daher nur einige hundert Sklavonier und Albanier abſchikken: das Kaſtel von Lemnos, den einzigen haltbaren Ort auf der ganzen Inſel, in welches etwa 150 bis 200 Mann Türken ſich geworfen hatten, von der Landſeite einzuſchlieſsen; indeſs zugleich eine Bombardiergaliote nebſt ein paar Fregatten aus dem Hafen von Mudro abging, das Fort von der Seeſeite anzugreifen. Zur Dekkung dieſer Unternehmung muſste Elphingſton mit den 3 Kriegsſchiffen ſeiner Eskader zwiſchen den Inſeln Embros und Tenedos kreuzen, damit aus dem Kanale kein Sukkurs käme. Das Kaſtel von Lemnos iſt nur von geringem Umfange, liegt auf einem mäſsigen Felſen, iſt mit ziemlich tiefem Graben und ſtarker Mauer umgeben; und davor in der See befinden ſich Klippen, welche Schiffe von einiger Gröſse ſich zu nähern hindern. Daher waren auch die Würfe, welche von der Galiote geſchahen, faſt alle zu kurz; und noch weniger konnten die Fregatten mit ihrem Artilleriefeuer etwas ausrichten,

ten, da der Felſen, worauf das Kaſtel liegt, nach der See zu ſehr hoch und faſt ganz ſenkrecht abgeſchnitten iſt. Aber man mußte nun einmal aus Mangel mehrerer und wirkſamerer Kräfte, den Angrif des Kaſtels auf dieſe Art die erſten 3 Wochen durch fortſetzen: indem die allenfalls von der Flotte noch zu entbehrende reguläre Mannſchaft mit Herbeiſchaffung des Korns aus dem Felde und aus den Dörfern zu Brot (woran bereits Mangel eingeriſſen war) genug zu thun hatte. Wie dieſem Mangel einigermaßen abgeholfen war, ſchikte man 100 Mann Fußvolk ab (die nach und nach bis auf 150 vermehrt wurden), nebſt einigen Kanonen, welche 2 Stunden Weges; denn ſoweit liegt der Hafen von Mudro vom Kaſtelo, über Land geſchleppt werden mußten. Man errichtete nun einige Batterien, von welchen die Mauern des Kaſtels mit gutem Erfolge beſchoſſen wurden. Denn ungeachtet wies der Kommandant ſtets entſchloſſen die wiederholten Aufforderungen zur Uebergabe ab, that manchen kühnen Ausfall, und vertheidigte ſich überhaupt als ein beherzter und ehrliebender Mann. So blieb es bis zu Ende Septembers, da eine ziemliche Breſche in die Mauer gemacht war, und der Beſatzung zugleich Munition, Lebensmittel und Waſſer zu fehlen anfing. Der Mangel an letzterm war der gröſte, da die Quelle nahe an der Mauer, aus welcher ſie ſich bisher nothdürftig verſehen hatten, ſeit 8 Tagen ihr gänzlich war entriſſen worden. Der Kommandant verlangte nun zu

kapitu-

kapituliren, und erbot ſich: nach Verlauf von 8 Tagen, wenn in dieſer Zeit kein Sukkurs ankommen ſollte, das Kaſtel den Ruſſen zu übergeben; inzwiſchen ſollten alle Feindſeligkeiten von beiden Seiten ſogleich aufhören, der Garniſon während der bedungenen Friſt etwas Proviſion überlaſſen, und der freie Zugang zu der Waſſerquelle verſtattet werden. Alle dieſe Bedingungen ging man Ruſſiſcher Seits ein, und ſtand von dem Vorſatz durch die Breſche mit Sturm ins Kaſtel zu dringen ab, weil man nicht viele Menſchen zu verlieren hatte, und die Ankunft eines Sukkurſes ſo gut wie unmöglich hielt. Wegen dieſer letztern Ueberzeugung rief man auch alle kleine Fahrzeuge ein, die bisher, an der Stelle der erſten Fregatten, dem Kaſtel gegen über beſtändig in See hatten kreuzen müſſen.

Indeſſen hatte Elphingſton dem Grafen Orlow wiederholt durch Briefe den Mangel gemeldet, den ſeine Eskader an aller Art Proviſion litt; ohne eine andre Antwort zu bekommen, als: die Inſel Embros ſei ſein Magazin, woraus er ſich mit dem Benöthigten verſehen könne. Aber der Vorrath auf dieſer Inſel war bald aufgezehret; und da dem ungeachtet der Eskader keine Proviſion von der Flotte zugeſandt ward, ging Elphingſton ſelbſt nach Lemnos unter Segel, um ſeinen Zuſtand dem Grafen mündlich zu ſchildern. Die Fahrt von Embros nach Mudro hatte der Konteradmiral ſchon mehrmal gemacht, und den Steuerleuten und Lootſen

ſen am Bord ſeines Schiſs war die Sandbank, die auf der Oſtſeite faſt in der ganzen Länge der Inſel Lemnos ſich weit in die See hineinerſtrekt, ſehr wohl bekannt; gleichwohl wollte das Schikſal, daß er diesmal mit ſeinem Schiffe bei dem beſten Winde in der Nacht auf dieſelbe gerathen mußte. Alles Ueberbordwerfen zur Erleichterung des Schiffes war vergebens; der Wind, der mit Anbruch des Tages heftiger ward, ſezte das Schiſ immer feſter auf den Grund; und man konnte auf den auf die gegebnen Nothſignale aus Mudro herbeieilenden Fahrzeugen kaum die geſammte Mannſchaft noch retten. Dies Unglück trug ſich gerade in der Nacht zu, da die der Beſazung des Kaſtels zugeſtandne 8tägige Friſt mit dem folgenden Tage zu Ende lief.

So ſehr man auch den Verluſt eines ſo ſchönen Schiſs, als das Kriegsſchiſ Sweteslaw war, empfand; ſo war doch die Nachricht noch viel unangenehmer, die man bald darauf erhielt: daß ungefähr zu eben der Zeit, da jenes Unglük ſich zutrug, ein feindlicher Sukkurs von einigen hundert Mann gelandet ſei, und ſich in das Kaſtel geworfen habe. Er war von Kavallo aus dem Golfo di Konteſſa, Abends mit günſtigem Winde, auf etwa 12 bis 15 leichten Fahrzeugen ausgelaufen, und hatte die Bucht nahe unter dem Kaſtel von Lemnos vor Anbruch des Tages glüklich erreicht. Weil dieſe Verſtärkung erſt am Morgen eben des Tages gelandet war, da die der Beſazung zugeſtandene

Friſt

Friſt gerade zu Ende lief; ſo beſtand man ruſſiſcher Seits auf die Vollziehung der Kapitulation. Der neuangekommne feindliche Befehlshaber erklärte dagegen: daß Er izt Kommandant des Kaſtels ſei, daß er keinen Akkord geſchloſſen habe, auch nie einen ſchließen werde; und zum Beweiſe, daß es mit ſeiner Erklärung Ernſt ſei, that er gleich darauf mit allen Truppen einen Ausfall, und vertrieb die Ruſſen aus allen nahe am Kaſtel beſezten Poſten. Es war ein Glük, daß man die vor Lemnos gebrauchte Artillerie bereits wieder abgeführet hatte, weil ſie ſonſt bei dieſer Gelegenheit unfehlbar ſämtlich in die Hände des Feindes gefallen wäre. Den folgenden Tag fiel der Feind auf die Sklavonier und Albanier; und trieb ſie nebſt den wenigen dabei noch zurük gebliebenen Ruſſen, bis nach dem Hafen von Mudro; durch das Artilleriefeuer von den Schiffen hielt man noch den Feind vom fernern Verfolgen ab, und gewann dadurch zugleich Zeit, den Reſt der an Land gebrachten Zelte und Geräthſchaften, mit deren Einſchiffung man ſchon den Tag zuvor den Anfang gemacht hatte, ſämtlich wieder an Bord der Schiffe zu bringen. Die wenigen übriggebliebenen Sklavonier und Albanier, die mit bewunderswürdiger Herzhaftigkeit gefochten hatten, wurden durch Schaluppen vom Lande abgeholet. Den beiden zur Elphingſtonſchen Eſkader gehörenden Kriegsſchiffen, Metronmena und Saratow,

 ſchifte

ſchikte man Befehl, ihre Station zu verlaſſen und zur Flotte zu ſtoßen. Und ſo verließen die Ruſſen am 20 Oktober mit allen Schiffen den Hafen von Mudro, und damit zugleich die ſchöne und fruchtbare Inſel Lemnos gänzlich, in deren völligem Beſitz ſie ſchon zu ſein geglaubt hatten. Sie richteten ihren Lauf wieder nach dem Hafen von Auſſa auf Paros, wo ſie noch vor Ende des Monats ankamen. Faſt zugleich liefen da 2 Pinken und eine Fregatte ein, die nach der Inſel Thaſſos geſandt worden, um Holz zu Maſten für das Schif Rhodus und zu andern Bedürfniſſen zu fällen.

Sobald das Schif Rhodus ſich in ſegelfertigem Stande befand, und die Anordnungen zu Auſſa für den Winteraufenthalt der Flotte waren gemacht worden; ſchikte ſich Graf Orlow zur Abreiſe nach Italien an. Auſſer dem Kriegsſchiffe Try-hierarches, auf welchem beide Grafen ſich befanden, mußten die Kriegsſchiffe Wratislaw und Rhodus, ein paar Fregatten, und verſchiedene der genommenen Raguſiſchen Schiffe ſich ſegelfertig halten. In dieſer Begleitung reiſeten die Grafen Orlow in der Mitte Novembers von Auſſa nach Livorno ab. Sämtliche Schiffe, das Kriegsſchif Wratislaw ausgenommen, welches auf Malta ausgebeſſert werden ſollte, waren beſtimmt nach Livorno zu folgen. Rhodus ſegelte unter allen Schiffen dieſes Gefolges am ſchlechteſten, und konnte, obgleich es alle Segel beiſetzte, den übrigen

nicht

nicht folgen. Endlich entdekte man einen Lek, und gab durch ein Signal zu erkennen, daß man Schaden am Bord habe. Aber die Eſkader des Grafen hatte zu Fortſetzung ihrer Reiſe den günſtigſten Wind, den ſie wünſchen konnte. Um dieſen zu nutzen, vielleicht auch weil das Schif Rhodus die Inſel Cerigo (Cythera) noch nicht paſſirt, und alſo viele Häfen in der Nähe hatte, worin es einlaufen und ſeinen Schaden ausbeſſern konnte: — wollte der Graf weder mit der ganzen Eſkader auf die Ankunft des zurükbleibenden Schiffes warten, noch eines aus ſeinem Gefolge demſelben zu Hülfe ſchikken; ſondern ſetzte die Reiſe fort, und überließ jenes ſeinem eigenen Schikſale. Das Schif Rhodus ſegelte ſchon an ſich ſchlecht, wie alle türkiſche Kriegsſchiffe, weil bei ihnen die richtige Proportion, ſowohl in Abſicht der Höhe der Maſten als der Größe der Segel, gegen die eigentlichen Schifskörper nicht beobachtet iſt; und außerdem hatte es wirklich einen bedeutenden Lek bekommen. Der Kommandör Kapt. Kruſe hielt bei dieſen Umſtänden für das rathſamſte, dem Grafen nicht weiter zu folgen, ſondern einen ſichern Ankerplatz in der Nähe zu ſuchen, hier das Schif auf die Seite zu legen und den Schaden auszubeſſern. Er fand dieſen in der Bucht von Kolochina, gleich wie er das Vorgebirge S. Angelo vorbeigelegt hatte, der Inſel Cerigo gegenüber. Nicht ſobald war der Anker ausgeworfen, als die

Neugierde die Gebirgsbewohner, die alten Bundesgenoſſen der Ruſſen, die Mainotten *) herbei lokte; ſie ſchienen vor Freuden ganz entzükt zu ſein, die Sieger bei Dſcheſme bei ſich zu ſehen. Um das Schif zu erleichtern, fing man noch denſelben Abend an, vieles Gepäk an Land zu ſchaffen, wobei die Mainotten treulich mit halfen. Am folgenden Tag war das Schif ſchon ſo hoch über Waſſer geſtiegen, daß man am dritten Morgen, durch Ueberſchleppen der Artillerie und des Ballaſtes auf die eine Seite des Schifs, die entgegengeſezte bis zum Keil über Waſſer zu bringen hofte. Die Nacht war dunkel und ſtürmiſch; jedoch der Wind nicht ſo heftig, daß man zu beſorgen hatte, das Schif könne mit dem Anker forttreiben, oder ſich gar davon losreißen. Aber bald nach Mitternacht ward man durch einen heftigen Stoß, den das Schif bekam, aufgeſchrekt. Bei augenbliklicher Unterſuchung fand man das Schif ohne Anker, und dem Lande ſchon ſo nahe, daß auch das Auswerfen eines zweiten Ankers es davon nicht hätte abhalten können. Die Ekipage und ein paar Kanonen konnte man noch retten, als das Schif an den Felſenwänden zertrümmerte.

Die verunglükten Ruſſen, obgleich ſie bei ihren Freunden den Mainotten waren, die ihnen in ihrer

*) Des Herrn Verfaſſers umſtändliche Nachricht von dieſem Volke ſehe man im Januar dieſes J. S. 40, 43, 45, vorzüglich S. 52 — 56.

ihrer Noth treulich Beiſtand geleiſtet hatten, hielten doch den Aufenthalt auf der Küſte von Morea, bis man Schiffe zu ihrer Abholung ſchikte, nicht ſicher; man entſchloß ſich daher, nach der gegenüber liegenden Inſel Cerigo mit allem, was man gerettet hatte, hinüber zu gehen. Die Mainotten erboten ſich, auch hiezu ihren Freunden behülflich zu ſein; wie ſie aber ſahen, daß die Ruſſen mehr noch als die Kleider, die ſie anhatten, mitnehmen wollten, proteſtirten ſie feierlich dagegen, und äußerten: daß ja die Ruſſen es ſelbſt einſehen müßten, wie es nur ein geringer Lohn für ihre Treue und Dienſtleiſtung ſei, womit ſie, nehmlich mit dem wenigen aus dem Schifbruch geretteten, zufrieden ſein wollten. Der höflichen Art wegen, mit welcher die Mainotten ihre raubſüchtige Abſicht zu erkennen gaben, hielten die Ruſſen entweder die lezte nicht für Ernſt, oder die erſte für Feigheit; genug, die Matroſen fingen an, Sachen nach den Böten zu ſchleppen. Hierauf trat ein bejahrter Mainotte vor, klagte mit ſcheinbarer Rührung nicht nur über den Undank der Gäſte, ſondern noch mehr darüber, daß man ſie außer Stand ſetze ihnen noch mehr Dienſte zu erweiſen. Endlich gebrauchte er das wichtigſte Argument: Den Herrn des Landes, den Türken, ſagte er, gehöre billig alles, was an der Küſte strande; dieſe wären in der Nähe und augenbliklich herbei zu rufen. Ob es daher unter ſolchen Umſtänden

nicht

nicht am vernünftigſten ſei, ohne dieſe ſich in die Beute zu theilen? wovon ſie nur die kleinſte Hälfte, die Habſeeligkeiten der Ruſſen, verlangten; ihnen ſelbſt aber die größere: ihr Leben und ihre Freiheit, laſſen wollten. — Mit dem Charakter der Mainotten einigermaßen bekannt, machten die Ruſſen nun keine weitere Schwierigkeit, den angebotnen Handel einzugehen: ſie überließen ihren Wirthen ihre Habe; und dieſe führten ſie dagegen, unter den höflichſten Freundſchaftsverſicherungen, und dem rührendſten Bedauren, ſich von ihren Bund- und Glaubensbrüdern zu trennen, bis auf den letzten Mann ſicher nach Cerigo hinüber; wohin bald ein Fahrzeug von der Flotte geſandt ward, ſie nach Auſſa zu holen. — — Man wollte behaupten: das Kriegsſchif Rhodus ſei in der Nacht nicht durch die ſtarke Bewegung der See vom Anker losgeriſſen, ſondern durch die Mainotten unvermerkt davon getrennet worden. Man erzählte es folgendergeſtalt: ein Mainotte, der ein guter Taucher geweſen, ſei ſobald es völlig dunkel geworden, vom Lande in die See gegangen, und habe mittelſt einer kleinen Säge das Ankertau unter dem Waſſer abgeſäget. Wenn es Sägen giebt, womit man ein naſſes Seil durchſchneiden kann; ſo iſt gerne zu glauben, daß die Mainotten ſich derſelben bei einem für ſie ſo günſtigen Vorfall werden bedienet haben. Mit dieſer an ſich nicht unmerkwürdigen Geſchichte von dem Verluſte

dieſes

ieſes Kriegsſchiffes ſchließe ich dieſen Abſchnitt meiner Erzählung. Die Grafen Orlow kamen mit Ausgang des Novembers zu Livorno an, wo ſie den Winter verblieben; und Viceadmiral Spiritow blieb bei der Flotte in dem Hafen von Auſſa auf der Inſel Paros.

(Die Fortſetzung folgt künftig).

5.

Sollen die alten Sprachen dem allgemeinen Unterricht der Jugend in den höhern Ständen zum Grunde gelegt, oder den eigentlichen Gelehrten allein überlaſſen werden?

(Beſchluß, ſ. Febr. S. 105 — 131.)

Ich habe in dem erſten Abſchnitt nur von der Bildung des brauchbaren Gelehrten geredet. Itzt habe ich noch von einem weit wichtigern Gegenſtande zu reden: von der ſittlichen Bildung des Bürgers in den höhern Ständen.

Der auffallendſte Unterſchied unſers Zeitalters von den alten, deſſen Einfluß auf Verfaſſung und Nationalcharakter, auf Wiſſenſchaften und Künſte, am weiteſten greift, iſt der Vorzug einer dogma-

tiſchen

tiſchen Religion. So weit wir an Einſicht über die wichtigſten Angelegenheiten der menſchlichen Natur und wenigſtens in der Theorie, an Bewegungsgründen zur ſittlichen Vollkommenheit durch dieſe Religion über alle andre Zeiten und nicht chriſtliche Völker erhoben ſein ſollten: ſo iſt doch unverkennbar, daß eben deswegen, weil die dogmatiſche Religion (vielleicht nicht einmal ganz nach dem Sinne ihres Stifters) uns die Sittlichkeit auf andre Gründe, als auf die Erkenntniß der menſchlichen Natur, bauen lehrt, unter uns alles dasjenige vernachläßigt worden, worauf die Alten eine Ausbildung der Sittlichkeit gründeten, die gegen unſre theologiſche Moral ſehr unvollkommen ſein mag, gegen welche aber unſre philoſophiſche Sittenlehre etwas Kleinliches und Ohnmächtiges hat. Sie iſt unter den Händen der neuern Philoſophen weit mehr zu einer ſpekulativen Wiſſenſchaft geworden, und wenn ſie ja praktiſch werden ſoll, verfällt ſie in einen ſehr matten Ton. Es entſteht hiedurch eine Lükke in unſerm philoſophiſchen Unterrichte, die ſchwerlich beſſer wird können ausgefüllt werden, als durch das Studium der Alten, die in der philoſophiſchen Sittenlehre eben deswegen immer über uns bleiben werden, weil ſie ihre Vernachläßigung durch nichts anders erſetzen konnten. In dem wiſſenſchaftlichen Vortrage andrer Unterſuchungen mögen alſo die groſſen Schriftſteller unter den Neuern immer den

Alten

Alten gleich kommen. Auch an ſeinem Beobach-tungsgeiſte und an Fähigkeit ihre Bemerkungen auf eine intereſſante Art vorzutragen, fehlt es neuern Schriftſtellern nicht. Dieſe Zeiten und Völker haben eben ſo große Männer hervorgebracht, als jene: aber ſolche, als dieſe Zeiten und Völker hervorbringen konnten. Die Mannichfaltigkeit menſchlicher Neigungen und die Wirkungen der Leidenſchaften ſind von mehreren großen Schriftſtellern unter den Neuern, vortreflich gemalt, und alle wahre Darſtellung der Menſchheit kann am Ende im Ganzen nur gute ſittliche Begriffe befördern. Das Genie kann überhaupt nicht anders, als von einer Seite wenigſtens die Wahrheit treffen, und Wahrheit entdekken und ſagen, wie ſie von andern Menſchen nicht gefühlt wird. Aber ſelbſt der Originalſte und unſtreitig der Gröſte unter allen Neuern, die über ſittliche Angelegenheiten der Menſchheit geſchrieben, Rouſſeau, iſt deswegen der originalſte und gröſte, weil er die Quellen des Ungemachs, welches die Menſchheit drükt, unſre Vorurtheile, unſre politiſche, moraliſche, phyſiſche Verkehrtheit, mit unverblendetem Blik, am ſchärfſten geſehen, und mit unerreichbarer Beredſamkeit am ſtärkſten geſagt hat; und der einzige neuere Schriftſteller über ſittliche Gegenſtände, welchem unter dem, was von der alten Litteratur übrig geblieben iſt, nichts ähnliches entgegengeſtellt werden kann, iſt Helvetius. Aber in Anſe-

hung des großen Umfangs und des innern Gehaltes der erſten Grundbegriffe über die ſittliche Natur des Menſchen bleiben wir weit unter den Alten. Ihre Philoſophen leiteten ihre ganze Sittenlehre aus der Würde der menſchlichen Natur und aus einer nur durch ſich ſelbſt und eigne unabhängige Vernunſt zu beſchränkenden Freiheit her. Dadurch erhielt ſie nicht nur eine wiſſenſchaftliche Einheit die den Verſtand befriedigt; ſondern eben in dieſen ihren allgemeinen Quellen ſittlicher Wahrheiten liegen zugleich die ſtärkſten Bewegungsgründe, welche unſre praktiſche Philoſophie zu gebrauchen fürchtet, um nicht etwa mit der Theologie zu disharmoniren. Dieſe letztere aber verſchmähet jene Bewegungsgründe zur Tugend, und findet es ihrer Würde angemeſſener, zu befehlen. Es exiſtirt auch wirklich kein einziges Buch, das in Anſehung des unendlichen Reichthums an richtig beſtimmten philoſophiſchen Begriffen, mit der Moral des Ariſtoteles verglichen zu werden verdiente *), welche einem einſichtsvollen Lehrer, mehr als irgend ein andres, Gelegenheit giebt die Vorſtellungen ſeines Schülers zu berichtigen und zu erweitern. Ja es exiſtirt auch noch nicht einmal ein neueres Werk, in welches der ganze Reichthum des Ariſtoteles an ſittlichen Begriffen vollkommen

über-

*) Man wird vielleicht in einigen Jahren, wenn wir erſt Kants verſprochene Moral haben, anders urtheilen.

übertragen wäre. Wenn aber vollends der lebhafte und wirkſame Vortrag ſittlicher Wahrheiten geſucht wird, welcher nicht nur belehrt ſondern bildet und erwekt: ſo erreichen eben daher, weil Erkenntnißgrund und Bewegungsgrund bei den Alten eins waren, ihre Schriften, welche bloß auf Belehrung angelegt ſcheinen, dieſen Zwek mit; und wenn von eigentlich ascetiſchen Schriften die Rede ſein ſoll, was dürfte man dem Epiktet des Arrian entgegenſtellen? Wenige neuere Schriften werden das Gefühl ſittlicher Vollkommenheit lebhafter erwekken, als Antonin, als Xenophon, als verſchiedene Geſpräche des Plato: und für die Jugend dürften ſchwerlich zwekmäßigere gefunden werden, als dieſe. Die Urſachen dieſer Ueberlegenheit der Alten liegen ſo tief in den Umſtänden der Zeiten, daß ſelbſt England, welches wiſſenſchaftliche Kultur mit einem durch Verfaſſung gebildeten Nationalcharakter verbindet, und denjenigen alten Staaten von denen hier die Rede iſt, am meiſten verglichen werden darf, keine Schriftſteller hervorgebracht hat, welche in der Moralphiloſophie die Alten erreichten. Es werden gerade die genannten Schriftſteller freilich nicht allgemein in Deutſchland geleſen; aber der Geiſt von ſittlicher Größe, die eigentliche Art über die menſchliche Natur, die Rechte, Pflichten und Vollkommenheit des Menſchen zu denken, welche jenen Schriftſtellern einen ſo großen Vorzug für die ſittliche Bildung des Menſchen giebt, iſt in die Werke aller guten alten Schriftſteller verwebt, und findet ſich nur in ſehr wenigen neuern Originalwerken. Mehrere der vorzüglichſten neuern Schriftſteller haben dieſe in Umſtänden gegründete Ueberlegenheit ſo unüberwindlich gehalten, daß ſie ſogar ge-

glaubt, ihre eigne Gedanken in altes Gewand kleiden, oder ihren Vortrag unmittelbar an die Alten anſchließen zu müſſen.

Noch weit mehr als alle Philoſophie wirkt vorzüglich auf die erſte Bildung der Jugend, Dichtkunſt und Geſchichte. Man wird aber ſchwerlich einen Geſchichtſchreiber finden, der der Jugend ſo angemeſſen, und für die Erwekkung großer Empfindungen ſo vortreflich wäre als Plutarch, und Xenophon. Und Dichter für die Jugend müſſen wir Deutſchen beinahe ausſchließlich bei Fremden ſuchen. Auf die lebhafte Einbildungskraft der Jugend wirkt nur die lebendige Darſtellung des originellen Genies. Unempfindlich gegen alle Schönheiten, die ein Werk des Studiums ſind, ſucht ſie nur die Wahrheit der Handlung. Nur derjenige vermag ſie durch Schilderung der Natur und der Menſchheit zu bewegen, der zum Dichter durch eine Einbildungskraft und eine Lebhaftigkeit des Gefühls beſtimmt ward, welche Einbildungskraft und Gefühl andrer Menſchen eben ſo weit übertrifft, als die Abbildung durch Sprache unter dem Gegenſtand bleibt, den ſie darſtellt. Wenn wir hier noch hinzufügen, daß ein Dichter, der auf allgemeine Unterhaltung, Belehrung, Bildung ſeiner Nation Anſpruch machen will, wirklich national ſein, auf Geſchichte, Sitten, oder wenigſtens auf allgemeines Intereſſe und Empfindungsart der Nation ſich beziehen muß: ſo ſind unter allen Dichtern der neuern Zeiten mit dem Homer nur zwei zu vergleichen, Shakeſpear und Arioſt. Die Einfalt der Sitten und die Einfachheit der Leidenſchaften geben dem Griechen für die Jugend einen großen Vorzug. Sie verſteht ihn ſo leicht, weil ſein Zeitalter von ſo vielem nicht weiß, das

ſpäter

ſpäter aus der Verfeinerung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe entſprungen iſt, und er erhält daher den unbeſchreiblichen Reiz ſelbſt für Kinder, denen man ihn nur in die Hände geben darf, um ſie mit ein paar Stekken in den Händen, einen ſchnellfüßigen Achilles, einen trotzigen Ajax, einen weiſen Neſtor ſpielen zu ſehen. Den Arioſt wird man bei uns wohl nicht der Jugend empfehlen. Shakeſpear, der in tiefer Kenntniß des durch mannichfaltige Leidenſchaften verwikkelten Herzens, und Stärke der Darſtellung alle übertrift, die jemals haben Menſchen darſtellen wollen, iſt weit ſchwerer, ſagt mehr in wenigem, und oft auf eine zu geſuchte Art: viele ſeiner Handlungen ſind zu ſchreklich. Junge Leute werden der Wuth der Leidenſchaften nicht immer folgen, und es dürfte nicht einmal gut ſein, ſie damit früh bekannt zu machen. Späterhin ihnen die Unendlichkeit der menſchlichen Empfindungen und Leidenſchaften zu eröfnen, iſt nichts über ihn zu ſetzen. Immer aber müſſen wir Deutſche alſo zu Fremden unſre Zuflucht nehmen, wenn von allgemeiner Bildung der höhern Stände die Rede iſt. Die Meiſterſtükke, die wir beſitzen, leiſten gerade dies nicht. Und wir dürfen nunmehr keine eigenen Dichter der Art mehr erwarten: Nationaldichter fürs allgemeine Intereſſe des Volks entſtehn nie in den ſpätern Zeiten der ſich vollendenden wiſſenſchaftlichen Kultur. In Deutſchland, wo vielleicht niemals ein ſolches gemeinſchaftliches Band exiſtirt hat, welches ein allgemeines Nationalintereſſe, eine Nationalgeſchichte, Nationalvergnügen, und einen Nationalunterricht hätte hervorbringen können, und wo dieſes gemeinſchaftliche Band immer ſchwächer wird, iſt gar nicht daran zu denken. Aus-

 ländi-

ländiſches iſt überhaupt in unſre Bildung durch-
aus verwebt. Es iſt nicht mehr die Frage; ob es
beſſer geweſen wäre, die Nation durch eigne Kräfte
auszubilden? Durch das aufgenommene Fremde
iſt Einheimiſches erſtikt, das dazu unentbehrlich
geweſen wäre; und ſie geht nicht mehr zurük.

Es fragt ſich nur: ob das Fremde, das einmal un-
entbehrlich iſt, Griechiſches und Römiſches ſein ſoll,
oder ob Franzöſiſches und Engliſches zureicht? Und
da ſcheint es, daß auch in dieſer Abſicht die alte
Litteratur für den eignen Charakter und die fei-
nere Bildung des originalen Guten, vortheilhafter
ſei, als die zu genaue Verwikkelung mit dem be-
ſtändig wechſelnden, ſich gewiß nicht mehr verbeſ-
ſernden, und wegen des unmittelbaren Einfluſſes
des Umganges der Nationen mit einander, den-
noch ſo lebhaft wirkendem Geſchmak unſrer leben-
den Nachbaren. Um eines oder des andern Schrift-
ſtellers willen, die Litteratur ſolcher Völker, die uns
ſo fremd ſind als Griechenland und Rom, zum
Hauptgegenſtande des allgemeinen Unterrichts zu
machen: würde immer ganz unzwekmäßig ſein,
und der Nachtheil eines ſolchen Plans der Stu-
dien würde auch durch die vortreflichſten einzel-
nen Schriftſteller ſchwerlich erſetzt werden. Hin-
gegen iſt es nicht allein ein oder andrer Schrift-
ſteller, der uns die alte Litteratur ſo intereſſant
macht, als vielmehr der ganze Geiſt der originalen
Bildung, der auf ihr ruhet. In Anſehung der
litterariſchen Kultur zwar nur auf der griechiſchen.
Aber auch in den Werken der Römer ſpricht we-
nigſtens der durch Verfaſſung und politiſche Wirk-
ſamkeit gebildete Charakter der Nation. Verfaſ-
ſung und Rechte der Stände jener alten Republi-
ken mögen in unſern monarchiſchen Staaten immer

fremd

fremd ſein: der Gerechte, edel denkende Bürger mag eben deswegen jezt und unter uns nicht mehr ſo handeln dürfen als damals; aber die großen Geſinnungen, die damals gute Handlungen hervorbrachten, ſind auch unter uns große Geſinnungen. Was damals einen edlen Charakter bildete, macht auch unter uns einen edlen Charakter; und Tugend nach den Verhältniſſen ſeiner Zeiten üben, lernt man bald durch Bekanntſchaft mit der Welt. Gegen einen, dem die frühe Beſchäftigung mit der alten Litteratur überſpannte Begriffe giebt, wird ſie zehn andre über den gewöhnlichen Kleinmuth erheben, den der Unterricht und die Beſchäftigung mit lauter Dingen, die ihm durch die Umſtände vorgeſchrieben ſind, erzeugt, wenn nichts dabei gegeben wird, das ſich über dieſe äußeren Verhältniſſe erheben, und ihnen gebieten lehrt. Die neuere Geſchichte enthält vielleicht eben ſo viel lehrreiches in dieſer Abſicht: aber wo finden ſich Begebenheiten und Charaktere ſo in eine Geſchichte zuſammengedrängt, als in der alten? Und wo iſt ſie zu dem Endzwek und in der Vollkommenheit bearbeitet, in der es ſich bei den alten findet? Um die alte Litteratur aus dem allgemeinen Unterrichte zu verbannen, müßte man wenigſtens etwas andres haben, was das erſezte, welches jene leiſtet. Freilich lieſet der Mann von gebildetem Geſchmakke, von ausgebreiteter Einſicht und Kenntniſſen, von Erfahrung, die vorzüglichſten Werke der Alten ganz anders als die Jugend; allein man muß ſie dieſer nicht deswegen entziehen, weil ſie nicht alles daraus ziehen kann, was darin liegt. Es iſt ein ganz falſcher Grundſaz, daß man ſich zu der Jugend herablaſſen müſſe, um ihr intereſſant und lehrreich zu werden. Umgekehrt, man muß ſie zu ſich her-

auf zu ziehen ſuchen, um ihre Begierde nach höherer Einſicht lebhaft zu unterhalten. In dieſem Alter, das ſo ſchnell fortſchreitet, reizt nicht ſowohl Genuß deſſen, was es vollkommen einſieht und verſteht, als vielmehr die Begierde immer mehr von dem zu faſſen, was es immer noch im Ganzen über ſich fühlt, wenn es nur genug auch ihm verſtändliches, vortrefliches darin findet, um die Kräfte nicht zu ſehr zu ermüden.

Nach dem was ich oben geſagt habe, werden alſo auch einzelne neuere Werke, die man den beſten alten entgegenſetzen, vielleicht über ſie erheben kann, gar nicht beweiſen, daß wir der alten Litteratur entbehren können. Eine Beurtheilung einzelner in dieſer Abſicht aufgeführter neuerer Schriftſteller, würde mich viel zu weit führen, und vielleicht diejenigen, die etwa die mir entgegengeſetzte Meinung vertheidigen, nur veranlaſſen den Geſichtspunkt zu verrükken, und die Streitfrage ganz ins weite zu ſpielen. Nur von dem einzigen Grandiſon ſehe ich mich genöthigt hier etwas zu ſagen, den Herr Trapp *) zum allgemeinen Leſebuche der Jugend ſo dringend empfielt: weil dieſes meinen Grundſätzen gar zu ſehr entgegen iſt, und auch nicht ein einziger unter allen, die ſeine Abhandlung mit Anmerkungen begleitet, etwas dagegen eingewandt.

Dieſer Roman enthält außerordentliche dichteriſche Schönheiten: viele Charaktere, vorzüglich von Nebenperſonen, ſind mit großer Kenntniß des menſchlichen Herzens ausgedacht, und bis in die feinſten Züge mit großer Wahrheit ausgeführt; aber gerade von der Seite der Sittlichkeit ſcheint

es

*) 11ten Bande der Reviſion des Erziehungsweſens.

es mir, daß er, und vorzüglich in der gewöhnlichen Vergleichung mit den Werken des berühmten Landsmanns des Verfaſſers, des Fielding, aus einem ganz falſchen Geſichtspunkte angeſehen und gewöhnlich ganz falſch beurtheilt werde. Der Grandiſon enthält nicht nur eben durch die vortrefliche Darſtellung menſchlicher Charaktere, Tugenden und Schwächen in natürlichen Miſchungen, eben ſo wie Fieldings Werke, ſehr lehrreiche Sittengemälde; auch einzelne ſittliche Wahrheiten ſind recht abſichtlich durch ſolche Gemälde auf eine ſehr treffende Art gelehrt: ich darf nur zum Beiſpiele die bewundrungswürdig ſchön ausgeführte Geſchichte des alten Grandiſon, und die Geſchichte des Lord W. anführen, in welchen die unglüklichen Folgen ungeſetzmäßiger Verbindungen mit Perſonen weiblichen Geſchlechts ſehr eindringend und ſehr wahr gezeigt ſind. Aber, wenn ich auch das übergehe, daß vieles zu ſehr in Abſicht auf moraliſche Lehren angelegt iſt, als daß es nicht als Lehrbuch der Sittlichkeit einſeitig und parteiiſch ſcheinen ſollte: ſo iſt unleugbar das Werk in Abſicht auf die Hauptcharaktere, die als Muſter aufgeſtellt werden, unbrauchbar, und der Endzwek, dadurch vorzügliche Menſchen zu bilden, dürfte ganz verfehlt werden. Es iſt überhaupt ein ganz verkehrter Weg, einen Menſchen durch Nachbildung nach einem vorgeſtellten Muſter zu bilden. Die unendlich mannichfaltigen natürlichen Anlagen der Menſchen ſchreiben jedem einzelnen eine andre Vollkommenheit vor, die er erreichen kann, und nach der er alſo ſtreben ſoll. Nicht nur eine jede Handlung, auch eine jede Neigung hat in jedem Menſchen nach dem Verhältniß ſeiner übrigen Miſchung, und ſeiner intellektuellen und moraliſchen

 ſchen

ſchen Fähigkeiten, einen ganz eignen Werth. Indem überhaupt ein Menſch dem andern als Muſter zur Nachahmung vorgeſtellt wird, bewegt man dieſen nur aus ſeiner eignen Natur herauszugehen, ſich ſelbſt zu verleugnen, und einen fremden Charakter anzunehmen, der bei allem möglichen guten Willen, und bei dem aufrichtigſten Beſtreben, wenig beſſeres als Maske bleibt. Alles was die größten Menſchenkenner jemals zu thun vermochten, iſt: junge Leute die ſie bilden wollten, anzuſpornen, die guten Anlagen ihres eignen Verſtandes und ihres eignen Herzens auszubilden, ihnen Gelegenheit zu geben, ſie zu entwikkeln, durch ihren Umgang nicht etwas fremdes aufzupropfen, ſondern die Gedanken die in dem jungen Kopfe, die Neigungen die in ſeinem Herzen ſchlieſen, aufzuwekken, und dadurch zu entwikkeln, daß ſie ihn auf das aufmerkſam machten, was ſeinem ſorgloſen und ohne Anſtrengung umherſchweifenden Blik entging. Mehr vermogte auch Sokrates nicht (der etwas ganz anders als ein Grandiſonirender Grieche, oder als ein griechiſcher Grandiſon war); und wenn Rouſſeau im Emile die Erziehung in einem Muſter lehrte, ſo konnte er dies bloß deswegen, weil er in dieſem Muſter nur lehrte, daß man die eigne Natur des jungen Menſchen wirken laſſen und ihrer Entwikkelung nur beförderlich ſein ſollte. Selbſt Richardſon hat dies gefühlt, und ſein Grandiſon, der viel ſchönes ſagt und thut, verfährt ſo mit ſeiner Schweſter, und mit ſeinem Vetter.

Und dennoch, wird man ſagen, wirkt das Beiſpiel ſo unendlich viel, und iſt alle moraliſche Lehre ſo ohnmächtig mit dieſer lebenden Lehre verglichen. Nicht das Beiſpiel, das zur Nachahmung aufgeſtellt

ſtellt wird: dies erzeugt immer nur elende Komödianten, denen am äuſſern Scheine genügt. Aber die Geſchichte andrer Menſchen enthält die trefflichſte Belehrung über die Wirkungen der Meinungen; und wenn die Erzählung einer groſſen Handlung in dem Herzen eines jungen Zuhörers eine gleichgeſtimmte Saite anſchlägt, ſo wird ſie ſeine Seele in Bewegung ſetzen, weil ſie ihm das darſtellt, was er ſelbſt ſuchte, aber nicht aus ſich ſelbſt ganz hervorzubringen vermogte.

Welches Gute kann aber vollends für die Bildung der Jugend, das Bild eines Menſchen ſtiften, der ſo vollkommen iſt, daß ihm auch nur ein einziger kleiner Zug fehlen darf, um das Ganze zu einem verächtlichen Geſchöpfe zu machen. Ein Grandiſon, der nicht körperliche Kräfte genug hat, ein paar ſtarke Kerle aus ſeinem Zimmer zu werfen, der nicht geſchikt genug im Fechten iſt, ſeine Gegner ſicher allemal zu entwafnen, iſt ein elender Groſſprecher. Den Grandiſon hat Richardſon vergeſſen zu malen, dem ſeine Kunſt oder ſeine Stärke einmal verſagt, und der geſchlagen oder verwundet wird. Iſt es möglich, daß ein Menſch von heftigem Temperamente ſich nie übereile? Daß Witz, Gegenwart des Geiſtes ſich nie verleugnen? Den Grandiſon hätte Richardſon malen müſſen, der Fehler wieder gut macht: eine ſchwerere Kunſt, als ſie zu vermeiden. Der Grandiſon den wir haben, wird die Jugend entweder verleiten, nach Vollkommenheiten zu ſtreben, die ſie nicht alle erreichen kann, und ſich alſo damit zu begnügen, die Mine davon anzunehmen, und damit alle guten Anlagen ganz zu verderben, Affektation und Gleisnerei befördern; oder verleiten, von ſich ſelbſt und von der ganzen Welt verächtlich zu denken, weil

ſich das vorgeſchriebne Muſter nirgends erreicht findet. Weit lehrreicher, wirkſamer und ſelbſt anziehender iſt die Schilderung menſchlicher vorzüglicher aber immer noch unvollkommner Charaktere! Daher denn auch Grandiſon ſo wenig Glück in England gemacht hat, wo ſo viele Gelegenheit iſt die Nationaltugenden zu bilden; und nur in Deutſchland, wo eine romanhafte unfruchtbare moraliſche Spekulation recht zu Hauſe zu ſein ſcheint, hat er als Sittenlehrer ſo viel Bewunderer. Die Helden der alten Dichter, denen ſo oft Götter beiſtehen, und die nur durch übernatürliche Hülfe ſich über die menſchliche Natur erheben, ſind lange nicht ſo gefährlich. Daß uns ſolche übernatürliche Mittel fehlen, lernt man bald; hingegen iſt die Täuſchung, als ob es auf dem natürlichen Wege reine Vollkommenheit geben könne, nur fähig, lebhafte Köpfe von feinem Gefühle fürs ſittlich Schöne zur Verzweiflung zu treiben. Ein gefährlicher Hang zum Wunderbaren aber, dürfte wohl mehr durch die Täuſchungen einer moraliſchen und religiöſen Ueberſpannung unterſtützt werden, als durch Feenmährchen, die zu wenig mit der wirklichen Welt gemein haben, als daß ſie ſo leicht verwirren ſollten.

Das weibliche Muſter der Vollkommenheit, Miß Byron ſcheint ganz allein darauf angelegt, falſche Begriffe vom Werthe, der Beſtimmung und Glückſeligkeit des weiblichen Geſchlechts, ganz falſche Erwartungen von der Welt zu erregen, und daher Unzufriedenheit mit der wirklichen Welt und Ekel dagegen zu erzeugen. Von dieſer Seite iſt es ein wahrer Roman; aber einer der ſchlimmſten, weil er alles Verführeriſche der gewöhnlichen Romane mit einem Scheine von ſittlicher Vollkommenheit ver-

verbindet. Das verliebte eigenſinnige Mädchen, das die ganze Welt von ſich ſtößt, wenn ihr die Erfüllung ihrer Wünſche verſagt zu werden ſcheint, iſt natürlich genug, und es mag wahr ſein, daß wenn ein Grandiſon erſchiene, eine Byron nicht anders denken und handeln könnte. Aber deswegen hätte nicht ein ſolches Weſen aufgeführt werden müſſen, wie es nie dem Mädchen erſcheinen wird, das ſich nur gern eine Byron zu ſein dünket. Weibliche Heldin, wie jene immer heißt, würde Richardſon beſſer in einem Mädchen gezeichnet haben, dem das Schikſal die Erfüllung des liebſten Wunſches verſagt, und die dennoch den Muth gehabt hätte, durch Bemühung in einer weniger reizenden aber einmal nothwendigen Lage, durch vernünftige Thätigkeit, durch Selbſtbeherrſchung und Liebe zu dem Guten, das ſie um ſich findet, ſobald ſie es ſucht, glüklich zu ſein. Aber der Roman würde nie das Lieblingsbuch junger Mädchen werden, die Romane leſen. Den Grandiſon hingegen halte ich aus dieſen Gründen für eines der gefährlichſten Bücher für junge Leute, beſonders für das weibliche Geſchlecht.

Ich komme zurük auf meinen Gegenſtand, nach einer Abſchweifung die allzulang ſein würde, und in welche ich mich nicht ſo weit hätte verleiten laſſen, wenn ſie mich nicht auf einige allgemeine Wahrheiten über die Erziehung geführt hätte, die ſehr vernachläßigt werden, und deren Erörterung hier nicht ganz fremd zu ſein ſchien, wo vom Unterrichte der Jugend die Rede iſt.

Es fehlt alſo überhaupt der Litteratur neuer Völker im Ganzen nicht nur an dem originalen Geiſte der alten; ſondern die mehrſten von den großen neuen Schriftſtellern ſind ohne einige Kenntniß

niß, der alten griechiſchen und römiſchen Litteratur gar nicht einmal vollkommen zu verſtehen.

Es glauben zwar viele, daß alle Vortheile, welche die Bekanntſchaft mit der alten Litteratur verſchaft, beibehalten, und dennoch dem groſ[illegible] Haufen in den höhern Ständen die mühſ[illegible] Erlernung der alten Sprachen erſpart we[illegible] könne, mit denen anitzt ein ſo beträchtlicher [illegible] der Jugendjahre zugebracht wird. Die Ueb[illegible] zungen, deren wir von den mehrſten der [illegible] lichen Werke der alten Litteratur ſogar me[illegible] eine haben, ſollen den Mangel dieſer Ke[illegible] erſetzen, und nur einige wenige Gelehrte [illegible] ſorgen, daß es nie an Ueberſetzungen fehle. [illegible] will aber nicht einmal erwähnen, wie weit ſ[illegible] die beſten Ueberſetzungen unter den Originalen ſind. Immer hängt ihnen ein gewiſſer fremder Geſchmak an, der treue Ueberſetzungen allemal hindern wird, allgemein geliebte Handbücher zu werden; dahingegen dieſelben Werke in ihrer eigenen Sprache den eigenthümlichen Reiz behalten, um deſſentwillen ſie geſucht und geliebt werden. Es wird immer Studium dazu gehören, ſich mit der Lektüre eines ſo ganz verſchiednen Volks bekannt zu machen; und wie viele werden dies der Mühe werth achten, um Ueberſetzungen zu leſen, die halb unſre Sprache und Begriffe, und halb ausländiſche Sitten und Gedanken enthalten, die uns nicht ſo intereſſiren wie etwa franzöſiſche oder engliſche gleichzeitige. Dagegen verſetzt die fremde Sprache mit einem male unter das fremde Volk. Es iſt daher ganz unleugbar, daß die Achtung für die alte Litteratur und Bekanntſchaft mit ihren Werken nicht durch die Ueberſetzungen verbreitet werden können, ſondern daß vielmehr Liebe zur

alten

ſten Litteratur die Ueberſetzungen beliebt macht. Dem, der die alten Sprachen und die Werke der Alten liebt, iſt es intereſſant, ſie in lebende Sprachen übertragen zu ſehen, den Reichthum beider Sprachen und den Werth ihrer Ausdrükke mit einander zu vergleichen, Begriffe dadurch berichtigt oder neu beſtimmt zu ſehen, daß ſie aus einem fremden Ausdrukke in einen neuen übertragen werden: das Gefühl des Eigenthümlichen, das ihnen in den alten Sprachen anklebt, bringt er aus jenen mit in die neuen hinüber; oder man hat auch dieſe oder ähnliche Werke ehemals in den alten Sprachen geleſen, den Genius derſelben überhaupt kennen gelernt, ſie ſind aber nicht mehr ſo geläufig, daß man mit eben dem Vergnügen leſen könnte, und man zieht daher die Ueberſetzung vor. Andre leſen dieſe Ueberſetzungen, aus alter Vorliebe und Hochachtung gegen dieſe Schriftſteller, die ſie in der Jugend bei der Erlernung alter Sprachen angenommen; und die Art der Vorſtellungen und Ausdrükke iſt ihnen im Ganzen noch durch dieſe ehemaligen Beſchäftigungen mit den Grundſprachen einigermaaßen geläufig. Sehr ſelten wird man hingegen finden, daß jemand an den Ueberſetzungen aus den Alten viel Gefallen finde, dem die Urſprache ganz fremd iſt. Und wenn auch dieſe Ueberſetzungen viel geleſen werden, ſo werden ſie doch nie ſo in den Unterricht verwebt werden können, als ſie es durch das Studium der Originale ſind. So lange alſo die alte Litteratur nicht entbehrt werden kann, ſo lange iſt es auch nicht wohl gethan, die alten Sprachen aus dem allgemeinen Unterrichte zu verbannen. Und da ich aus den oben angeführten Gründen das Studium der Sprache und der Schriftſteller, die man zur Litte-

ratur

ratur, im Gegenſatze mit Wiſſenſchaften, rechne, für den angemeſſenſten Gegenſtand des Unterrichts der Jugend halte: ſo ſcheint mir kein großer Schade daraus zu entſtehen, daß ſo viele Jahre der Jugend auf dieſe Beſchäftigung verwandt werden. Und wenn auch nicht jeder, der dieſe Jahre mit dieſen Studien zubringt, dazu beſtimmt iſt, ſie unmittelbar anzuwenden, ſo wird er die Zeit doch nicht verloren achten dürfen, welche er auf die Erlernung ausgebildeter Sprachen und das Leſen der vorzüglichſten Schriftſteller gewandt hat. Mögen ihm dieſe Kenntniſſe zu den Bedürfniſſen der ſinnlichen Welt nützlich oder überflüſſig ſeyn, — ſie haben zu einem höhern Zwekke gewirkt, zu dem höchſten Zwekke jedes vernünftigen Weſens: den Kopf und das Herz zu bilden. Ein ſehr auffallender Beweis der großen Achtung, welche die alte Litteratur in dieſer Rükſicht verdient, iſt dieſer: daß ſie nirgends mehr geſchätzt wird, als in England. Und dieſes iſt gerade das Land, welches zur politiſchen und ſittlichen Bildung die meiſten Veranlaſſungen in ſeiner eignen Verfaſſung enthält, die Kenntniß der alten Litteratur in Abſicht auf Anwendbarkeit, ſeiner eigenthümlichen Verfaſſung und Rechte wegen, am meiſten entbehren kann, und deſſen eigne Litteratur unter allen neuern die meiſte Originalität hat. Mancher Vornehme oder Reiche, der in ſeinem Leben gar keiner Kenntniſſe eigentlich bedarf, erhält durch die Beſchäftigung mit der alten Litteratur in ſeiner Jugend einige allgemeine Kenntniſſe und Bildung. Mancher Staatsbediente, ſelbſt in hohen und angeſehenen Poſten, braucht zu ſeinem Geſchäfte nur einen gemeinen Verſtand, und gar keine Kenntniſſe, oder nur ſolche, welche ſich allein durch Rou-

eine und im Amte ſelbſt erlernen laſſen. Wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ſind ihm überflüſſig, und die alte Litteratur völlig unbrauchbar. Mancher ſinkt durch dieſe Geſchäfte, und durch die Erholung von maſchinenmäßiger Arbeit vermittelſt eben ſo maſchinenmäßigen Zeitvertreibs, des Kartenſpiels, zu einer Maſchine herab. Mancher andre Geiſt aber erhält ſich in ſolcher Lage durch die frühere Bildung, die er einer gelehrten Erziehung und vorzüglich der Beſchäftigung mit der alten Literatur verdankt. Man verlacht häufig den alten Pedanten mit ſeinen lateiniſchen Sprüchen, die ſein Gedächtniß früh faßte und aufbehielt; aber unſer Zeitalter, das um einiger auffallenden Nachtheile willen ſo gern gleich verwirft, hat nichts an die Stelle zu ſetzen gewußt, und es kann auch dieſe Stelle nicht durch unſre eigne Litteratur erfüllt werden. Denn es iſt die allgemeine Achtung und die Vorzüge, welche eine gelehrte Erziehung bisher ziemlich allgemein genoſſen, für die Eltern, die nur zu leicht in ſpätern Jahren nur das dem Berufe unmittelbar nützliche ſchätzen lernen, und die allgemeine Nothwendigkeit (ohne Rükſicht auf künftige ſpezielle Beſtimmung) die alten Sprachen als Grundlagen aller gelehrten Kenntniſſe zu erlernen, iſt für die Jugend, ein Antrieb zur Beſchäftigung des Geiſtes den die zunehmende Gleichgültigkeit des Alters jenen, und die Bequemlichkeit, dieſen, unentbehrlich machen.

Dieſe letzte Bemerkung führt mich endlich noch auf einen neuen Geſichtspunkt, die vorliegende Frage zu betrachten. Iſt es uns überhaupt vortheilhaft, daß durch die gelehrte Erziehung die höhern Stände vom groſſen Haufen abgeſondert werden, daß durch die lateiniſchen Schulen der

Grund

Grund zu dieſer Abſonderung früh gelegt, und daß nächſtdem, das ganze Leben hindurch, ein allgemeines Vorurtheil den Stand der Studirten, alſo der lateiniſch Gelehrten, ſo weit über alle diejenigen erhebt, welche dieſes Vorzuges entbehren?

Beim erſten Anblik werden die meiſten Leſer vielleicht dagegen entſcheiden. Warum ſoll es nicht Männer geben können, die ohne dieſe Art von Kenntniſſen einen ſehr gebildeten Verſtand, und eine edle Denkungsart beſitzen, die zu Geſchäften durch natürliches Talent ausgezeichnet fähig ſind, und durch eigne Erfahrung eine beßre Bildung erhielten, als alle Bildung durch Lehre jemals ſein kann. Freilich, warum ſollte das nicht? und es giebt deren. Ein bekannter Miniſter, der ſelbſt bloß auf dieſem Wege ſo hoch geſtiegen, hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Büchergelehrten, und hätte lieber nur jene Art von Männern gebraucht. Aber weil es Einzelne giebt: iſt es deswegen der ſichere Weg, die große Menge zu bilden, die ſich zu den höhern Ständen rechnet? Und iſt es unrecht, den Weg zur Bildung des menſchlichen Geiſtes ſo hoch zu erheben, der am ſicherſten die mehreſten dahin führet? In den alten Staaten kannte man das freilich nicht; und doch auch in Rom mußte ſpäterhin, der Mann der auf Erziehung und Bildung des Geiſtes Anſpruch machte, griechiſch gelehrt ſein, weil Rom ſeine wiſſenſchaftliche Kultur den Griechen verdankte. In jenen alten Staaten aber lag in dem allgemeinen Berufe des Bürgers der Antrieb, ſich die Bildung zu verſchaffen, die wir durch andre Einrichtungen erkünſteln müſſen. Dort waren Geſchichte des Staats, Rechte, ſelbſt Kenntniß der Natur zum Behuf des Akkerbaues und andrer

Ge-

Gewerbe, Kenntniß der Sprache um ſich gut aus-zudrükken: allgemeines Intereſſe des Bürgers: weil jeder Bürger Veranlaſſung hätte, ſie zu brauchen oder bei ſeines Gleichen Veranlaſſung dazu bemerkte. Unter uns lernt man alles das, um ſich in einen höhern Stand zu heben. Dort lernte man ſo vieles, weil der allgemeine Beruf des Bürgers es mit ſich brachte, wenn er die Rechte ſeines Standes in ihrem ganzen Umfange genieſſen wollte. Unſre eignen Nationalkenntniſſe, unſre Geſchichte, alte und neue Rechte, intereſſiren nur den unter uns, der dieſe Kenntniſſe, in dem beſondern Berufe ſeines künftigen Standes zu nutzen denkt. Die Veranlaſſungen zu einer wiſſenſchaftlichen Bildung des Geiſtes, welche bei den Alten in den allgemeinen Verhältniſſen des Menſchen lagen, müſſen wir alſo durch die Ehre des gelehrten Standes erſetzen. Es werden auf der einen Seite eine Menge von Menſchen durch die gelehrte Erziehung in der Bildung und den Kenntniſſen zu den höhern Ständen hinauf gezogen, die den Vorzug einer eigentlich wiſſenſchaftlichen Bildung beſitzen: auf der andern Seite werden die Vornehmern und Reichern, die gar keiner wiſſenſchaftlichen Bildung bedürfen, und unter uns zu derſelben in ihrem Stande nicht die Veranlaſſung und Reitze finden, die der Grieche oder Römer hatte, durch den gemeinſchaftlichen Inhalt des erſten Unterrichts mit dem Stande der Gelehrten näher verbunden. Vorzüglich in Deutſchland ſetzt ſich der Adel ſo gern, ſo weit über alle andre Stände, und verachtet ſo gern alle, die er nicht kennt, und nicht brauchet; daß jedes Mittel der Achtung gegen andre Stände wichtig wird; und dieſes Mittel einer gemeinſchaftlichen Beſchäftigung in der Ju-

gend, iſt gewiß keines der geringſten, wenn es auch nur bei vielen eine unbeſtimmte Achtung gegen Männer erzeugt, die ſich in eben dem auszeichnen, was ſie ſelbſt gleichfalls lernen mußten. Es iſt alſo das Vorurtheil, das die Studirten über die Unſtudirten erhebt, an ſich ſehr gut gegründet, wenn gleich ein großer Haufen Studirter nicht verdient, an jener Ehre Theil zu nehmen. Ueberhaupt entſpringen dergleichen allgemeine Vorurtheile aus den allgemeinen auffallenden Verhältniſſen der Menſchen. Einzelne überleben ihre Veranlaſſungen, werden zu weit getrieben: ſie beruhen aber im Ganzen auf guten Gründen, und bedürfen mehrentheils nur einer richtigen Beſtimmung, ohne zu verdienen daß ſie ganz verworfen würden.

Es iſt ein einziger Stand in unſern Verfaſſungen, der ganz und gar neuen Urſprungs iſt, deſſen Beſtimmung nur Kenntniſſe der neuern Zeit nothwendig erfordert, und ſeinen Mitgliedern eine eigne Bildung giebt: der **Militärſtand**. Und in Anſehung dieſes Standes macht auch das allgemeine Urtheil eine ſehr richtige Ausnahme von dem allgemeinen Geſetze, welches Kenntniß der gelehrten Sprachen erfordert, um zu der Klaſſe von Menſchen gerechnet zu werden, die auf eine höhere Bildung Anſpruch machen. Dieſer Stand erfordert eigne Kenntniſſe, die der gelehrten Sprachen entbehren können, und den Grund zu einer eignen Bildung des Geiſtes ausmachen. Und da die Beſtimmung dieſes Standes verbietet, ihn allgemein mit der Erlernung vieler gelehrten Kenntniſſe anhaltend zu beſchäftigen; ſo erfordert er einen ganz andern Zuſchnitt in denſelben.

Für die übrigen Klaſſen von Menſchen hingegen, die ſich zu den höhern Ständen rechnen, glaube

glaube ich erwieſen zu haben: daß vorerſt wenigſtens das Studium der alten Litteratur nothwendig den Grund des allgemeinen Unterrichts ausmachen müſſe, daß die Bekanntſchaft mit den gelehrten Sprachen nicht eine Regel der Ausnahme für wenige gute Köpfe ſein, ſondern allgemeines Geſetz bleiben, und gegentheils, eine vorzügliche Bildung des Geiſtes ohne dieſelbe, nur Ausnahme für wenige gute Köpfe ſein könne; daß folglich der allgemeine Plan des Unterrichts, er mag auch noch ſo vieler Verbeſſerungen und Abänderungen bedürftig ſein, keiner allgemeinen Reform unterworfen werden dürfe; daß unſre Bemühungen darauf gerichtet ſein müſſen, den allgemeinen Unterricht in der alten Litteratur nutzbarer zu machen, nicht aber ihn abzuſchaffen; daß es vielmehr zur Beförderung der allgemeinen Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe und guter Geſinnungen gar ſehr zu wünſchen ſei, daß das Studium der alten Sprachen, vorzüglich des Griechiſchen, noch weit eifriger in Deutſchland möge getrieben werden, als bis itzt geſchiehet.

Hannover. Rehberg.

6.

Nachrichten aus Portugal.

Es muß für jeden menſchenfreundlichen Beobachter des Zuſtandes von Europa angenehm ſein, zu erfahren: daß auch in ſolchen Ländern, von deren Fortſchritten in der Aufklärung und der Denkfreiheit man nicht ſo, wie von andern hoch kultivirten Staa-

Staaten, öffentliche Beweiſe und umſtändliche Nachrichten hat, dennoch der menſchliche Geiſt auch die beſſere freie Bahn betritt, und ſich von den Vorurtheilen, womit der Eigennutz der Kirche die gedultigen Völker band, muthig losreißet. Zwar iſt der in neuern Zeiten ſehr verbeſſerte Zuſtand des geſammten Schulweſens und der Bildung zu Wiſſenſchaften in Portugal nicht ganz unbekannt; man weiß, daß der Miniſter Pombal die Univerſität zu Koimbra nach dem Muſter der beſten hohen Schulen in Frankreich, England, und Deutſchland eingerichtet hat *). Ich habe einen Portugieſiſchen Staatskalender **) vor mir, woraus ich kurz das Hauptſächlichſte, was das Studienweſen betrifft, ausziehen will. In Koimbra ſind 1) für das kanoniſche Recht 9 Profeſſoren, einer derſelben lieſt auch über Natur- und Völkerrecht. 2) für die Philoſophie drei, nemlich für Naturgeſchichte und Chemie; Experimentalphyſik; und Logik, Ethik und Metaphyſik. 3) Jurisprudenz 8, darunter auch Profeſſur der Verordnungen und Geſetze des Königreichs, auch der Geſchichte des Portugieſiſchen Volks und deſſen Rechtes. 4) Mathematik 4. 5) Arzeneikunde 6. 6) Theologie 8, darunter eine Profeſſur für das

Alte

*) Er ſtiftete zwei neue Profeſſuren: Naturgeſchichte, und Mathematik, führte ein Gebäude auf zum Naturalienkabinett, ein anderes zur Chemie und Medizin, ein drittes zur Sternwarte; u. ſ. w. Man ſ. Briefe über Portugal, herausgegeben von Sp…engel (Leipzig, 1782), S. 43. f.

**) Erſcheint alljährlich, ſehr ſauber gedrukt, in Duodez, ungefähr 300 Seiten ſtark, unter dem Titel: Almanach de Lisboa, para o anno de — —. Lisboa, na Officina da Academia das Sciencias.

Alte Teſtament, und eine für das Neue. 7) Philologie (Alterthümer, Rhetorik, Griechiſch, Hebräiſch, Latein) 7. In jeder Fakultät ſind mehrere Regentes Subſtituti, für den Fall, daß ein Profeſſor verhindert wird. — In Liſſabon iſt eine Akademie der Wiſſenſchaften; eine Akademie der Portugieſiſchen Geſchichte; eine Akademie der Schiffahrtkunſt. Ferner: eine Ritterakademie (wo auch Griechiſch gelehrt wird); auch in Mafra ein Königl. Kollegium für Sprachen und Wiſſenſchaften. Endlich, außer den Schreib- und Leſeſchulen in allen Vierteln der Hauptſtadt, noch daſelbſt 24 Königl. beſoldete Profeſſoren in mehrern öffentlichen Gebäuden, vorzüglich Klöſtern: zum Unterricht der Jugend, in Latein, Griechiſch, Rhetorik, Logik und Moral, Zeichenkunſt, Baukunſt.

Indeß bleibt es noch immer unerwartet, daß in dieſem Lande, wo die Macht des Papſtes von jeher ſo groß war, und wo die Regenten den von Rom aus erhaltenen Titel: Reges *Fideliſſimi*, führen; daß hier öffentlich, und mit Genehmigung der Regierung Sätze vertheidiget werden, die geradezu den Anmaßungen der römiſchen Kurie widerſprechen. Und dies iſt im vorigen Jahre geſchehen. Es wurden juriſtiſche Theſes zu Koimbra unter dem Schutze des Thronfolgers, des Prinzen von Braſilien, vertheidigt, worin geradezu behauptet wird: der Regent könne die der Kirche gemachten Schenkungen zurüknehmen; könne, ohne Gottloſigkeit, jede Religion, wobei der Staat ſicher iſt, dulden und ſogar einrichten; könne durch bürgerliche Geſetze Ehen trennen; könne den Unterthanen verbieten, ſich an den Papſt zu wenden, und ſtatt deſſen die Biſchöfe im Lande bevollmächtigen; könne die päpſtlichen Nunzien aus dem Lande

weiſen, der Regent ſei ruhmwürdig, welcher das königl. Anſehn von der Herrſchſucht der römiſchen Kurie befreie; u. ſ. w. *)

Ein

*) Wir laſſen hier die Theſes im lateiniſchen Originale abdrucken. Sie ſind, außer in Spanien und Portugal, wenig bekannt; und uns von des Staatsminiſters Herrn Grafen von Herzberg Excell. mitgetheilet worden.

Theſes ex univerſa Iurisprudentia, in Gymnaſio Academico Colimbricenſi publice defenſae ſub auſpiciis *Joſephi Braſiliarum Principis* etc. Ao. 1787.

Danda eſt opera, ne quemadmodum Religioſi Ordines, ita Coetus litterarii, litteratorumque numerus in Reipublicae detrimentum plus nimis augeantur.

Omnia quae Eccleſia in Republica poſſidet, ex Imperantium voluntate poſſidet; igitur donationes, quae Eccleſiae ab Imperantibus fiunt, ſi ex re fuerit, etiam Eccleſiaſtica auctoritate non interveniente, pro arbitrio revocari poſſunt.

Cujuscunque religionis cultus, Reipublicae ſecuritate integra, non modo intra civitatem tolerari, ſed ſi e Republica fuerit, ſine ulla impietatis labe, legibus dirigi poteſt.

Eccleſia quoque aliquando tolerantia utitur, dum errantes pro temporum circumſtantiis mita quadam charitate patitur, quin eos, ne res in pejus ruant, interim e Chriſtiana ſocietate ejiciat.

Matrimonia non ſolum civilibus legibus impediri, ſed ſi iisdem refragrantibus contrahantur, dirimi poſſunt.

Cum Imperantes pro Reipublicae bono ad Romanum Pontificem recurrere prohibent, Epiſcoporum eſt, in rebus omnibus quae moram non patiuntur, diſpenſationes proprio jure largiri.

Fideles ab Eccleſia non aliis poenis quam ſpiritualibus affici poſſunt.

Incredulus, an fanaticus, plus Religioni noceat, contentio eſt; nos utrumque inviſum habemus; incre-

Ein groſſer und wichtiger Schritt, der eine mächtige Revolution in der Denkart des Volkes bewirken muß, und der, wie man vermuthen kann, die gröſte Senſation zu Rom verurſacht hat! Und zugleich eine merkwürdige Anzeige von den Grundſätzen der künftigen Regierung, da der Thronfolger öffentlich ſolche freie Meinungen vertheidigen läßt! — Derſelbe Prinz hat mit edlem lehrbegierigen Eifer die wichtigen akademiſchen Vorleſungen unſers verehrungswürdigen Staatsminiſters Grafen von Herzberg, worin Derſelbe Nachrichten von dem glüklichen Zuſtande des hieſigen Landes und von deſſelben täglichen Verbeſſerungen durch die ungewöhnliche Freigebigkeit und Thätigkeit des vorigen und jetzigen Königes ertheilet, geleſen. Seine Aufmerkſamkeit beſchäftigte ſich mit dieſer genauen Darſtellung des

credulum tamen Religionem magis in diſcrimen adducere judicamus.

Joſephus I. omnibus ſaeculis memorandus Princeps, litteras Pontificias *in Cœna Domini*, *Indices*que *Expurgatorios*, in Luſitaniam callide invectos, funditus delevit; quorum altero Regiam auctoritatem ex Romanae Curiae faucibus eripuit, altero vero animos noſtros ab immaniſſima quadam ſervitute liberavit, Lege lata quarto ante Nonas Aprilis 1768.

Imperantibus noſtris integrum eſt, quemadmodum reliquos Legatos ita quoque Apoſtolicos Nuncios ex Luſitaniae finibus ejicere; et ſi ex re fuerit, cujuscunque ordinis et dignitatis Luſitanos inter et Romanae Curiae ſubditos communicationem ſine Religionis detrimento prohibere.

Cenſurae eccleſiaſticae, quibus temere Regii Adminiſtri absque Regia auctoritate afficiuntur, legibus priſtinisque Regni moribus adverſantur: idcirco nullius momenti eſſe affirmamus.

Preuſſiſchen Staates; und Er ließ den Herrn Grafen ausdrüklich erſuchen, ihm Erläuterungen darüber mitzutheilen: wie man es hieſelbſt möglich mache, auf einen Bevölkerungsſtand von ſechs Millionen Menſchen ein beſtändiges Kriegsheer von 200,000 Mann zu halten?

Ueber dieſe lehrreichen Schriften des großen Staatsmannes ſei es erlaubt, noch folgendes hinzuzufügen. Die acht Abhandlungen, welche Derſelbe in den Jahren 1780 — 1787 in den öffentlichen Verſammlungen der Akademie der Wiſſenſchaften zur Jahresfeier Friedrichs des Großen vorgeleſen, ſind izt in einer Sammlung gedrukt *). Sie müſſen das Handbuch eines jeden werden, der den wichtigen Preußiſchen Staat will kennen lernen; obgleich ſie, wegen anderweitiger überhäufter Geſchäfte des Herrn Verfaſſers, in großer Eile und Kürze, gleichſam nur mehr entworfen als ausgeführt, ſind. Mit patriotiſcher Freude kann man bemerken: daß aus dieſen Schriften die meiſten Regenten und Staatsmänner Europas die innere Kraft und Selbſtſtändigkeit der Preußiſchen Monarchie erſehen haben; und daß vornemlich durch dieſe Schriften das Vorurtheil iſt zerſtört worden, welches man im Auslande hegte: als ſei der mächtige Zuſtand Preuſſens ein erzwungenes Werk gewaltſamer Anſtrengung, das bloß auf dem

Kopf

*) Huit Dissertations, que Mr. le Comte de Hertzberg — a lues — etc. Berlin, 1787, 316 Seiten in gr. 8. Höchſt wichtig iſt die Nachricht am Schluſſe der Vorrede: daß izt auch eine Sammlung aller Traktaten, Manifeſten, Deduktionen, und Staatsſchriften des Preußiſchen Hofes, an welchen der Herr Graf ſeit dem J. 1756 bis izt Antheil gehabt, veranſtaltet wird.

Kopf eines Friedrich II. beruhe, und könne daher nicht von langer Dauer ſein. Dieſe offene Darſtellung der wohlgetroffenen Einrichtungen, der auf Induſtrie gegründeten Kraft, der wohl genuzten natürlichen Lage, und des erworbenen großen Vermögenszuſtandes unſers glüklichen Landes muß allen nachdenkenden Ausländern daurende Achtung für das Land und deſſen Regenten und deſſen oberſte Staatsbediente einflößen. Auch hat ſie dieſe Wirkung bei den höchſten Perſonen in Europa allgemein gehabt. Die Könige von England, Frankreich, Schweden, Polen, Sardinien, und Neapel, und die Thronfolger von Rußland, Dännemark, Portugal, und Toskana, haben die erwähnten akademiſchen Abhandlungen mit Intereſſe geleſen, und ihren großen Beifall darüber bezeugen laſſen, wovon die Beweiſe vorgezeiget werden können. Auch ſind ſie in die Engliſche, Italiäniſche, Polniſche, und auf Befehl des Kronprinzen von Dännemark in die Däniſche Sprache überſezt und gedrukt worden. — Wohl dem Lande, von dem die weiſen Staatseinrichtungen der Regenten *) auf ſolche Art ganz Europa können zum Muſter vorgelegt werden! und wo große Staatsmänner leben, die ſich unter den Schriftſtellern und Gelehrten den erſten und wichtigſten Plaz bereiten, an welchem die verdiente Innſchrift ſteht: Erudiebam Reges!

*) Es iſt bekannt, daß des Herrn Grafen von Herzberg Excellenz izt in Seinen akademiſchen Vorleſungen die Jahrbücher der Staatshandlungen unſers jezigen vielgeliebten Königes liefert; und damit bereits am 24 Jänner dieſes Jahres den Anfang gemacht hat.

7.

Ueber Herrn Schloſſers Vertheidigung des berüchtigten Caglioſtro.

Es iſt über dieſen ränkevollen Abenteurer ſo vieles bekannt geworden; namentlich hat eine der ſchönſten und verehrungswehrteſten Seelen des weiblichen Geſchlechts, Frau von der Recke, ſo edel freimüthig und dabei ſo genau und umſtändlich über den Betrug ſeiner in Mitau mit Ihr und Ihren Freunden geſpielten magiſchen Operationen dem Publikum Bericht abgeſtattet; auch hat die Kayſerinn von Rußland, deren Zeugniß doch etwas gelten muß, da der angebliche Herr Graf auch in Petersburg war, ſich ſo öffentlich gegen denſelben erklärt (ſ. oben S. 210): daß alle wohlgeſinnten und vernünftigen Menſchen von Unwillen gegen dieſen Scharlatan ergriffen wurden. Mehrere Perſonen von Geiſt und Einſicht, welche den Unhold ſelbſt perſönlich kannten, haben ihre völlige Zufriedenheit mit den Schilderungen in der B. Monatsſchrift von ihm (1784 Decbr. u. 1787 Nov.) bezeugt. Kurz, wenn von ihm noch die Rede war, ſo bemühte man ſich theils, den edlen Perſonen, welche zu ſeiner Entlarvung beigetragen hatten, Dank abzuſtatten, theils zu erklären, durch welche unregelmäßige Seelenſtimmung gutmüthige Menſchen konnten bewogen ſein, ſich von ihm bethören zu laſſen.

Einen ſo ſimpeln, der Natur der Sache und der Vernunft (der Vernunft! über die man ja itzt ſpotten muß, um klüger wie andre zu ſcheinen!) angemeſſenen Gang geht die neumodiſche paradoxe

dore Philoſophie dieſes Jahrzehendes nicht. Ein rüſtiger Held derſelben, Herr Geheime Hofrath Schloſſer, tritt vor, und — vertheidigt den Ehrenmann *)! zeigt, wie wir, nach den erwähnten umſtändlichen Berichten, dennoch nicht im Stande ſind, dieſen verlarvten Scharlatan zu beurtheilen! giebt ſehr erfinderiſch an, welche Rechtfertigungen ihm noch offen ſtehen! entblödet ſich nicht, ihn mit Rouſſeau und Sülly, ja mit Oſiris, Orpheus, und Numa zu vergleichen! nicht, gegen die Glaubwürdigkeit der Edlen Seele, welche frei und unſchuldsvoll gegen den Betrüger auftrat, Zweifel zu erregen! nicht, mit bakchantiſcher Wuth über eine Schrift, die immer Wahrheit zum Zwek hatte, herzufallen! entblödet ſich nicht zu ſagen: „daß er noch immer mehr an Caglioſtro glaube, „obgleich er ihn nicht genau kenne, als an die B. „Monatsſchrift, welche er kenne. — Wahrlich ein trauriges Beiſpiel, wohin Rechthaberei und Eigendünkel einen ſonſt verſtändigen Mann führen können!

Die mit Giftigkeit ausgeſtoßenen Beſchimpfungen des Hrn. Schloſſer gegen die B. Monatsſchrift verdienen in der That nur Achſelzukken. Es iſt läppiſch, wenn Jemand, der ſelbſt Aufſätze in Journalen drukken läßt, ſo über Journale ſprechen will, als könne geziemenderweiſe kein ehrliebender Mann ſich damit befaſſen. Es iſt kindiſche Aufgeblaſenheit, wenn Hr. Schloſſer in witzelnden Bildern und Antitheſen ſich und ſeines Gleichen den Verfaſſern der Monatsſchrift mit vornehmer Mine entgegen ſtellen will: da — man ſchlage jeden Jahrgang der Monatsſchrift auf — die Männer,

*) Im deutſchen Muſeum, Jänner 1788. S. 51, f.

Männer, deren Aufſätze unſre Hefte liefern, doch wohl weder am Stande, noch an Gelehrſamkeit, noch an Geiſt, noch an Herz, dem Herrn Geheimen Hofrath nachſtehn? obgleich die Philoſophie dieſer Männer nicht ſo neumodiſch ſein mag, und ſie in der That zuweilen den Verſtand der Menſchen, den Hr. Schloſſer nicht bitter genug perſiffliren kann, zu vertheidigen übernommen haben! *)

Wich-

*) Sollte man von einem geſitteten Manne ſolche hohnnekkenden Witzeleien, ja ſolche Schändlichkeiten erwarten, als Hr. Schloſſer, indem er einen Betrüger vertheidigt, gegen ehrliche Menſchen ausſtößt? S. 52. „— um die guten Herren, „welche unſre deutſche Publizität ſo großmüthig „in die Hand genommen haben, höflich zu bitten, „daß ſie dieſe Publizität nicht zum Kommerage „machen; und daß ſie, da wir freilich nicht lauter „reine Thiere aus dem Füllhorn, welches ſie monatlich auf uns ausgießen, erwarten können, „uns doch wenigſtens mit den giftigen verſchonen „mögten, die jeden Keim von Genie" (das wohlthätige Genie eines Kaglioſtro!) „mit ihrem unreinen Saite überſpinnen. — S. 53. Es iſt ein „himmelweiter Unterſchied zwiſchen uns Volontärs „in der Schriftſtellerei und der regulirten Miliz „der Monatsſchriften. Dieſe muß immer auf „litterariſches Leben und Tod ſchießen, u. ſ. w. — „Die B. Monatsſchrift hat einmal übernommen, „den allesſehenden, alleswiſſenden, allesbegreifen„den, uneingeſchränkten, allmächtigen Verſtand „der Menſchen zu vertheidigen." (Alſo muß der noch erſt vertheidigt werden! und ein Philoſoph nimmt deſſen Vertheidigung übel!) — „S. 55. „Die Bekken der B. Monatsſchrift müſſen am „Eichbaume ſchallen, ſo oft ein zirkelnder Monat „vorüber iſt, wenn ihr ganzes Dodona nicht un-

„ter-

Wichtiger und lehrreicher iſt die Art, wie Hr. Schloſſer ſeinen Helden vertheidigt. — Cagliostro ward auch in Petersburg als Betrüger erkannt; und die Kaiſerin ſchrieb, um ſein Anſehen durch Spott ganz zu ſtürzen, das Schauſpiel der Betrüger, und ließ die von Ihr für wichtig erkannte Schrift der Frau von der Recke ins Ruſſiſche überſetzen. Hr. Schloſſer ſagt dagegen S. 54: „die „Petersburger Geſchichten ſind von ungültigen „Zeugen angegeben.“ — Ferner: auch in Warſchau ward der Held ſo entdekt. Die Schrift: Cagliostro in Warſchau, iſt ein Auszug aus dem Tagebuche des Grafen Muſchinski, und wird von der Frau v. der Recke (Nachricht von Cagl. S. 9), als glaubwürdig und durch mündliche Erzählung des Grafen P. aus Polen beſtätigt, angeführt. Was übereinſtimmende Augenzeugen ſagen, die ſich durch nichts verdächtig gemacht haben, und deren Erzählung mit den Nachrichten von andern Orten gleich lautet, iſt dennoch wiederum für Hrn. Schloſſer unglaubwürdig. —

Frau

„tergehen ſoll. Widerlegungen geben ihnen Stof „zu neuen Heften; u. ſ. w.“ Hat ſchon je die Monatsſchrift ſolche Dürftigkeit gezeigt? Hat es ihr je an intereſſanten Aufſätzen gefehlt? So lange es übrigens noch philoſophiſche Queerköpfe, ſo lange es noch Schloſſers giebt, die in unregulirter Münz mit den wahren Klapperbekken ihrer Orakelſprüche den Verſtand angreifen; kann es den Freunden der Wahrheit nie an Gelegenheit fehlen, zu deſſen Vertheidigung wichtige Beiträge zu liefern. Wohl unſerm Zeitalter, wenn dieſe Gelegenheit der Monatsſchrift bald fehlte! — S. 58. „Auch die Verfaſſer der B. Monatsſchrift „haben ihre Mazze ſpielen laſſen.“ — Doch, wer kann alle Unwürdigkeiten abſchreiben?

Frau v. d. Recke ſchreibt (S. 146): „Se. Exc. „Herr Oberburggraf v. d. Howen ſagt mir itzt, „daß Cagl. durch ein gutes ſavoir faire von ihm „800 Dukaten und einen ſehr ſchönen brillantnen „Ring erhalten habe.“ Hr. Schloſſer dagegen: „Die armſelige Extrokerie von etlichen hundert „Thalern iſt zu unvollſtändig erzählt. — Frau v. d. Recke erzählt S. 7: nachdem Caglioſtro ihren Vater und Oheim und Hrn. v. d. Howen und H. v. Korf für ſich eingenommen, habe auch ſie nebſt zwei Verwandtinnen ſich dieſem Geheimnißprieſter zu nähern geſucht. Hr. Schloſſer dagegen läßt ihn keine bedenklichen Schritte an irgend einem Orte der Welt thun, keine vorher in Mitau gethan haben (o hiſtoriſche Wahrheit!), ſondern läßt ihn bloß gegen Frau v. d. Recke ein Spiel treiben, das ſonſt (S. 54) gegen gewöhnliche Seelen Betrug geweſen wäre, gegen eine ſo ſchöne Weiberſeele aber kein Betrug war, ſondern ſogar (o Menſchenverſtand!) einen ſchönen Zwek hatte.

Wir alle haben uns nehmlich die Sache bis itzt falſch vorgeſtellt. Doch, was ſage ich: wir alle? Selbſt Eliſa hat es. Man ſ. Hrn. Schloſſer, S. 56: „Mich dünkt ſehr wahrſcheinlich, daß „Fr. v. d. R. ihn nicht verſtanden hat. Oder — denn es iſt luſtig zu ſehen, wie der Vertheidiger von einer Hypotheſe zur andern ſpringt, weil ihm das, was er andern Leuten als wahrſcheinlich aufheften will, den Augenblik nachher im Herzen ſelbſt nicht mehr wahrſcheinlich iſt — Oder ſie verſtand ihn wohl damals, als er vor ihren Augen wandelte; itzt aber nicht mehr, da er weg iſt.“ — Genug, Caglioſtro hatte einen ganz andern Zwek, als wir alle wahnen: einen ſehr ſchönen, erhabnen Zwek! Er wollte nemlich (S. 55) Eliſa nicht bethören,

ſtören, ſondern „heilen“! Nun wahrlich, wenn das der Fall iſt, ſo verſtand er meiſterlich ſeine Zwecke zu verbergen! und Hr. Schloſſer iſt faſt eben ein ſo künſtlicher Hexenmeiſter, als Caglioſtro ſelbſt, daß er ſo tief verborgne Abſichten aufzufinden weiß! — Doch, man höre den Enträthſeler weiter. Was uns bei Caglioſtro in Eliſens Erzählung ſo auffällt, waren nicht ſeine Poſſen, ſondern „ihre Träume“! (Auch das Hagion Melion Tetragrammaton? auch der ſchändliche Betrug mit dem Kinde? den er in Warſchau und Paris gleichfalls — zu weſſen Heilung? — ſpielte?) Er „wollte ſich in ihre ſüßen Träume ſchicken, um, wenn es Zeit wäre, ſie zu heilen! Sie ließ ihm aber keine Zeit dazu!“ Das iſt in der That ein wenig ſtark!! Wie ſollte es Eliſa dann machen? Sollte ſie wirklich mit dem Abenteurer nach Petersburg reiſen? Man ſ. in ihrer Erzählung S. 140, wie ſehr er dazu in ſie drang, und wie er, da ſie durchaus es abſchlug, zwar (mit Hrn. Schl. zu reden) keine Zeit hatte, ſie zu heilen, und dieſe auch nachher nie fand, ſondern bloß Zeit behielt, ihr noch zum Abſchiede einen wichtigen Aufſchluß über das Dreieck und den Zirkel zu geben. — Doch man höre weiter. S. 57. „Er wollte Eliſen „wichtige Sachen von der Seite einprägen, wo er „ſie am weichſten, am zugänglichſten fand.“ Dazu kömt, „daß ſie ihm auf halbem Wege entgegen ging. „Ihr Irrthum von der körperlichen Einwirkung der „Geiſter, bethörte vielleicht beide.“ Vielleicht beide! alſo auch ihn? Auch er war nur ein Bethörter? Und aus Bethörung bloß trieb er den tief angelegten Betrug mit dem Kinde? Aus Irrthum bloß nahm er die 800 Dukaten und den brillantnen Ring? — S. 58. „Ihre Freunde wollten die

höhere

„höhere Weisheit haben; ſie ſelbſt brauchte Wun-
„der, brauchte etwas Auſſerordentliches. Iſt es
„ein Wunder, iſt es eine Todſünde, wenn er in
„einem ſolchen Zirkel ſich fortreißen ließ?“ Sich
fortreißen ließ! Alſo am Ende — wie man ſich
doch irren kann! — iſt Caglioſtro der Bethörte,
der zu ſeltſamen Schritten Veranlaßte! Er kam,
von Medina und von den Piramiden her, mit
aller arabiſchen und ägyptiſchen Weisheit ausgerü-
ſtet, um unſerm Welttheile, wie ein andrer Oſiris
(ſ. Hrn. Schloſſer, S. 55) zu leuchten, damit wir
nicht ewig Kaliſornier und Patagonier (ebendaſ.)
blieben. Er wollte uns (ſ. ebendaſ.) polirter und
kultivirter machen, wollte durch weiſen Betrug
auf die rohen Menſchen wirken und die Verirrten
auf den beſſern Weg leiten. Aber ach! er kam
nach Norden, in den Zirkel einiger Freunde,
welche Wunder und übernatürliche Dinge ſuchten.
Hier ſcheiterte ſeine Weisheit; er ließ ſich durch
dieſen Irrthum mit bethören, er ließ ſich von dem
Zirkel, worin er war, fortreißen. So verſchwan-
den alle wohlthätigen Folgen für uns; und ſelbſt
ſeine Ehre litt: keiner konnte ſie bis itzt retten.
Heil dem Philoſophen von Baden, der den
Schlüſſel zu dieſen Geheimniſſen fand! „Was
Wunder, fährt derſelbe mit tiefer Seelenkenntniß
fort: „Was Wunder, wenn er für wahr aus-
„gab, was er vielleicht ſelbſt als unwahr er-
„kannte, wenn er Thatſachen nachmachte,
„um ſeiner Fantaſie Freunde zu erwerben?“
Freilich machen es, wie man ſagt, die Betrüger
ſo; und ein Wunder iſt es freilich nicht, daß ſie
dies da am liebſten thun, wo man ihnen glaubt.

Man wird die Delikateſſe nicht überſehn, mit
welcher Hr. Schloſſer hier ſeine Ausdrücke wählt

(ganz

ganz anders, als wenn er oben gegen die Berl. Monatsſchrift deklamirt). Für wahr ausgeben! Thatſachen nachmachen! Es iſt in der That ſo allerliebſt, ſo fein; ganz dem Gegenſtande angemeſſen, ganz aus dem glüklich nachgeahmten Dialekte der Gauner und falſchen Spieler. Cagliostro könnte zu den Andersredenden ſagen, was Ricault de la Marliniere in Minna von Barnhelm ſagt: „O was iſt die deutſch Sprak für ein plump Sprak!“ Wir andern nennen Lügen und Betrug: Lügen und Betrug; wir nennen Unſinn, er mag aus den ägyptiſchen Piramiden kommen (Caglioſtros Unſinn in Eliſens Nachricht), oder aus dem Neuen Jeruſalem (Monatsſchrift Jänner 1788), oder aus dem Munde des Geiſtes Gablidone (Febr.): Unſinn. Aber dafür ſind wir auch plumpe Menſchen, und jene feineren haben nicht gern mit uns zu thun. Hr. Schloſſer ſagt, S. 57, ſehr naiv: „Gewiß, die Leſer, die Zuhörer, und Schrift„ſteller, die alles ſo plump, ſo wörtlich verſtehen „wie es geſagt wird, ſind beſchwerliche Leute.“ Freilich wohl! — — Noch finden ſich mehrere ſchöne Winke zur Theorie des Betruges in dieſem Aufſatze.

Herr Schloſſer verwirft S. 54 **Morande** und die la **Motte**, als nicht ehrenwerthe Zeugen gegen Caglioſtro. Sollten ſie wirklich weniger Ehre haben als dieſer? — Aber, was ſagt Herr Schloſſer denn zu den eignen Schriften des Ehrenmannes? Aus dem Mémoire, welches er in der Baſtille ſchrieb, leuchtet etwa eine ſolche edle Beſcheidenheit hervor, ſolche offene Wahrheitsliebe, ſolche in die Augen fallende Richtigkeit der angegebenen Thatſachen, kurz überhaupt ſo ein großer ſchöner edler Sinn, daß ein Philoſoph

ihm mehr als der Frau von der Recke trauen mußte, und daß er nicht anders als ihm die erhabenſten Abſichten eines der weiſeſten Menſchenfreunde leihen konnte? — Eine andre Schrift, die weniger bekannt geworden iſt, ſchrieb der Abenteurer 1787 zu London: „Lettre au Comte de „Cagliostro au Peuple Anglois; pour ſervir de „Suite à ſes Mémoires." (5 Bogen in gr. 8.) Sie iſt voll von ſeiner gewöhnlichen Großpralerei, von hingeworfenen Winken über ſeine geheimen Künſte; über den ganz beſondern Schutz der Vorſehung, unter dem er ſtehe, indem ſie ſeine Feinde mit dem Tode beſtrafe, u. ſ. w. Sehr achtungswürdige Perſonen, welche ehemals noch zweifelten, wurden durch dieſe ſeinſollende Vertheidigungsſchrift völlig überzeugt, daß dieſer Abenteurer — kein edler Mann ſei, wozu ihn Herr Schloſſer machen will. Von S. 11. an erzählt er, daß er ein Manuſkript beſaß, worin durch kabbaliſtiſche Rechnungen gelehrt wird, voraus zu wiſſen, welche Nummern aus den Lotterieen werden gezogen werden. Zwar glaube er ſelbſt nicht daran (wie edel und aufgeklärt! wird Hr. Schloſſer ausrufen); indeß habe er doch Leuten, die in Noth geweſen, Nummern geſagt, worauf ſie ſetzen ſollten, und die hätten jedesmal damit gewonnen. Aber dies Manuſkript, und ein unſchätzbares Pulver zu chemiſchen Arbeiten, ſind ihm durch ſeine Feinde und Neider (denn deren hat, wie Herr Schloſſer ſagt, jedes wohlthätige Genie eine ganze Menge) entwandt worden. Indeß haben dieſe keinen Gewinn davon; nur Er verſteht beide Schätze zu gebrauchen, in Anderer Händen ſind ſie unnütz. — Zufolge S. 31 haben die Leſer bei ſeinem erſten Memoire geweint (auch Hr. Schloſ-

ſer?)

ſer *), haben ihn bedauert, und ſeine Verfolger verabſcheut. — S. 56, 57: „Ich geſtehe, daß „ich mich auch für einen Preußiſchen Obriſten „ausgegeben habe, und ich geſtehe, daß ich nicht „Obriſter bin. Ob aber mein wahrer Stand „unter oder über dem von mir angenommenen Ti„tel iſt, wird das Publikum vielleicht dereinſt er„fahren; und bis dahin mich nicht tadeln, daß ich „etwas that, was alle Reiſende thun, die das „Inkognito beobachten wollen.“ Eine ſeltſame Art, ſich über eine Unwahrheit zu rechtfertigen! — Vollends erbaulich und edel iſt der Schluß von S. 73 an. „Ich übergebe meine Rache in die Hände „des Höchſten Weſens, ſie wird vielleicht langſa„mer, aber nicht weniger gewiß (als ſeine eigene) „ſeyn. Mein Vertrauen auf Ihn iſt nie getäuſcht „worden; ich habe die Böſen *) kläglich endigen „geſehn. Die Dame Blevari hat — mir das und „das gethan. Sie iſt todt. Demoiſ. Fry — Hr. „Broad — u. ſ. w. u. ſ. w. Sie iſt todt. Er „iſt todt.“ So rechnet er 10 ſeiner Feinde her; und ſchließt: „Ein Theil meiner Leſer wird hierin „nur zufällige Verbindung ſehen; für mich, ich „erkenne die Göttliche Providenz darin, die zu„weilen erlaubt hat, daß ich den Pfeilen der Gott„loſen bloßgeſtellt wäre, aber am Ende immer die „Werkzeuge zerbrochen hat, deren ſie ſich zu „meiner Prüfung bediente. Izt halten meine „Feinde mich für unterdrükt; aber ſie wiſſen nicht, „daß

T 2

*) Das heißt, ſeine Feinde. Man leſe in Eiſens Nachricht S. 144, f. wie dieſer Niederträchtige einer ehrwürdigen Matrone, von der er ſich beleidigt glaubte, plözlichen Tod drohte. Aber ſie lebt noch! — Solch einen Menſchen konnte ein Schloſſer vertheidigen wollen!

„daſs ich nach geendigter Prüfungszeit mich trium-
„phirend wieder erheben werde. Die Raſen-
„den ſehen in ihrer thörichten Freude über meinen
„Unfall die Wolke nicht über ihrem Haupte
„ſchweben, aus welcher der Schlag kommen
„wird. Möchte das wahrhaft ſchrekliche Beiſpiel,
„welches ich ihnen hier vorlege (das Verzeichniſs
„der 10 geſtorbenen Feinde) in ihnen eine heil-
„ſame Reue bewirken, damit ſie mir den Schmerz
„erſparten, über ihr Schikſal ſeufzen zu müſ-
„ſen!“ — Der Heuchler!

Nach den neueſten Nachrichten ſcheint ſeine Prüfung immer ernſtlicher zu werden. Indeſs muſs man freilich, wie er ſelbſt und wie Hr. Schloſſer ſagt, die Zeit abwarten. Am Ende wird mans doch ganz anders finden. Ja, ja! „Man muſs „nicht gleich alles Böſe glauben; ehrliche Leute „haben viele Feinde; die Verläumdung iſt groſs; „der erſte Schein betrügt; man kann alles Gute „böſe auslegen; man muſs nicht gleich glauben, was „man ſieht, ſondern warten, wie's ſich entwikkele“. Geiſt Moliere's! Dieſe Gemeinſprüche zur Entſchuldigung bei den überführten Bübereien eines ſcheinheiligen Heuchlers legteſt du der alten Groſsmutter Pernelle in den Mund *); ach, wie ſind wir geſunken! Kämeſt du wieder zu uns: nicht eine alte Pernelle, einen neumodiſchen deutſchen Philoſophen müſsteſt du ſo reden laſſen!! einen Philoſophen, der ſich der plumpſten Gaukler annimmt, um, in der Bitterkeit ſeines Herzens gegen verſtändige Menſchen, den Wunderglauben durch die Kunſt paradoxer Sophismen und erträumter Hypotheſen empor zu halten!!

Für

*) Im Tartüffe, 5ter Akt, 3te Scene.

Für uns andere, die wir glauben, daß Frau von der Recke den Abenteurer wirklich entlarvet hat, ſetze ich folgendes hinzu. Er ſagt in dem angeführten Briefe an die engliſche Nation, S. 5: „Ich habe in meinem Mémoire mich auf angeſehene Perſonen in Europa berufen. Keiner hat „mir widerſprochen; und mehrere haben öffentlich „der Wahrheit gehuldigt". (Wer?) „Ihre Zuſtimmung, ſie ſei öffentlich oder ſtillſchweigend, „iſt ein untrügliches Beweis von der Reinheit „meiner Geſinnungen und der Regelmäßigkeit meines Betragens". So, ſieht man, bauen Abenteurer darauf, daß man ihnen nicht gleich öffentlich widerſpricht. Indeſſen veranlaßte gerade dieſe Aufforderung die erſte Erklärung der Frau von der Recke in der Monatsſchrift Mai 1786. Dieſe iſt auch in England bekannt geworden, und Caglioſtro ſagt folgendes darüber (S. 65): „Wenn ein ſolcher Brief der Frau v. d. Recke wirklich in der „Berl. Monatsſchrift exiſtirt" (man ſieht, er verſteht, alle möglichen Ausflüchte zu benutzen); „ſo iſt er ſicherlich (très-certainement) untergeſchoben, und von einigen Falſarien unter dem „Namen dieſer achtungswürdigen Dame geſchmiedet. Ich beſitze einen Brief von ihr, den ſie mir „nach meiner Abreiſe aus Kurland ſchrieb, der voll „rührender und untrüglicher Zeichen ihres Wohlwollens, ihrer Achtung, ja ſelbſt ihres Reſpektes „gegen mich iſt. Ich werde dieſen Brief öffentlich „bekannt machen, wenn entweder Frau v. d. R. „es erlaubt, oder wenn ſie, durch ein Ableugnen, „welches ich von ihr gar nicht vermuthen kann, „mich dazu zwingt". Er konnte freilich nicht wiſſen, und ſich es nicht denken, daß die edel freimüthige, die unſchuldvolle offene Seele Eliſens ſich ſo ſehr

in den Vortheil der Wahrheit geſetzt hat, daß keine ihrer ehemaligen Briefe, welche den Widerſpruch ihrer Denkart zeigen ſollen, ihr itziges Zeugniß umſtoßen können. Wir kennen durch ſie ſelbſt ihre ganze vorige Stimmung; aber wir bewundern um deſtomehr den geraden Sinn, das ächte Gefühl von Recht und Unſchuld, welches ſie ſelbſt unter der ſtärkſten Bethörung des Wunderglaubens beibehielt *); und ehren den großen Schritt, den ſie bloß aus Liebe zur Wahrheit und zum allgemeinen Beſten, durch die Darſtellung ihrer eignen ehemaligen Schwächen that.

*) Wie konnte Hr. Schloſſer die trefliche Scene in Eliſens Buch, S. 82 leſen, wo ſie ſo voll Unſchuld und zugleich ſo voll Verſtand und Entſchloſſenheit ſich aus der Verlegenheit hilft, da Cagl. fordert, daß ſie ihm ein einem Dritten nachtheiliges Geheimniß erzählen ſoll; wie konnte er das leſen, und doch (Muſeum, S. 56) hinſchreiben: Cagl. ſei ein ganz andrer Mann, als er wohl ſcheine, man müſſe ſeine Worte überſetzen, Frau v. d. R. verſtehe ihn itzt nicht mehr, u. ſ. w.?

82

Der ſechszehnte Februar.

Willkommen Freund! geliebt von allen, die Dich
kennen!
Willkommen tauſendmal in Deinem Februar!
Dein Feſt iſt Aller Feſt: o feir' es ſo viel Jahr',
Als alle Redlichen im Lande Dir es gönnen.
Allein wie kömmſt Du denn zum kalten Februar?
Wie haſt Du Dich in dieſe Welt begeben
Recht zwiſchen Waſſermann und Fiſch?
Ja, ja! Du liebſt an Deinem Tiſch
Nur Waſſer, keinen Wein; und wirſt es kaum vergeben,
Daß wir auf Dein beglüktes langes Leben
Die Gläſer voll vom Saft der Reben
Zum Himmel in die Höhe heben,
Und Dir es nachzuthun ein Beiſpiel geben.
Denn Du, mein S[illegible]r! alle wiſſen es,
Biſt ſtrenger gegen Dich, als ſelbſt Diogenes.
Dir würde dies ſind keine Lügen —
Zum Hauſ' ein Faß, zum Pfühl ein Stein,
Zum Trinken Deine hohle Hand genügen,
Und Brot und Zwiebel Dir ein Fürſteneſſen ſein.
Doch zürne nicht, daß wir zu Deiner Ehre,
Nach Deines Gegners Ariſtippus Lehre,
An Deinem Feſt mit edlem Wein
Bei zarten Speiſen uns erfreun.
Nimm gütig Theil daran, und laß Dichs nicht gereuen!
Du kannſt im ganzen Jahr Dich noch genug kaſteien.
Dafür empfängſt Du, nach der Mahlzeit Schluß,
Von jedem Mann den wärmſten Kuß;
Allein von keinem ſchönen Weibe:
Die blieben Dir ja ſtets vom Leibe,
O Du, noch keuſcher als Hippolytus!

X.

9.

Berliniſche Populations- und Mortalitätstabelle.

Viertes Quartal. 1787.	Geboren: Männl. Geſchl.	Geboren: Weibl. Geſchl.	Geſtorben: Männer.	Geſtorben: Frauen.	Geſtorben: Kinder. Männl. Geſchl.	Geſtorben: Kinder. Weibl. Geſchl.
Vom 24. Aug. bis den 31. Aug. 1787.	57	43	15	19	37	29
v. 31. ejsd. bis d. 7. Sept.	50	45	18	16	21	32
v. 7. — — d. 14. ejd.	45	42	19	17	20	24
v. 14. — — d. 21. —	58	67	31	15	26	21
v. 21. — — d. 28. —	53	44	20	20	25	20
v. 28. — — d. 5. Oct.	67	59	12	22	18	25
v. 5. Oct. — d. 12. —	54	44	17	24	20	21
v. 12. — — d. 19. —	61	45	21	13	13	16
v. 19. — — d. 26. —	51	70	27	21	35	21
v. 26. — — d. 2. Nov.	60	40	22	20	26	18
v. 2. Nov. — d. 9. —	54	43	18	23	28	15
v. 9. — — d. 16. —	49	41	22	23	28	18
v. 16. — — d. 23. —	53	53	19	24	22	21
	712	636	261	257	319	281
	1348		1118			

Unehelich geboren ſind 76 Söhne und 61 Töchter. Zuſammen 137 uneheliche Kinder.

Geboren ſind 1348 und geſtorben 1118, alſo 230 mehr geboren als geſtorben.

Druckfehler.

Im Februar, S. 99, Z. 1. ſtatt Die Picener Oliven, lies: Dir Picener Oliven.

S. 128. Z. 21. für wirklich lies: willkührlich.

S. 129. Z. 15. für angedeutet lies: bezeichnet.

Berliniſche Monatsſchrift.

1 7 8 8.

Viertes Stük. April.

1.

An den Ariſtius Fuscus.

(Horazens zwey und zwanzigſte Ode des erſten Buches.)

— v — v — vv — v — v
— v — v — vv — v — v
— v — v — vv — v — v
— vv — v

Wer unſträflich lebet, von Laſtern rein iſt,
Der bedarf des Mauren Geſchoß und Bogen
Nicht, verſchmäht den Köcher voll giftgetränkter
Pfeile, mein Fuscus!

Ob er durch die brennenden Syrten wandert,
An des fabelhaften Hydaſpes Ufern
Irret, oder Kaukaſus ungaſtfreye
Höhen hinanklimmt.

Denn ein Wolf im ſtillen Sabiner Haine,
Als ich meine Lalage ſang, und ſorglos
Ueber meine Gränze geſchweift war, ſah mich
Wehrlos, — und wich mir.

Ungeheurer hat ihn das wälderreiche
Kriegeriſche Daunien nie genähret,
Noch des Juba Wüſte gezeugt, die dürre
Heimath der Löwen.

Setze mich nun hin auf erſtorbne Fluren,
Wo kein Baum den Odem der Frühlingslüfte
Fühlt, an jene Seite der Welt, auf welcher
Nebel und Nacht liegt;

Hin, wo Titans näherer Wagen glühet,
In ein Land, den Sterblichen unbewohnbar:
Dort noch lieb' ich Lalagen, die ſo freundlich
Lächelt, ſo ſüß ſpricht.

Anmerkungen.

An den Fuscus Ariſtius.) Weil der Dichter in dieſer Ode den berühmten Kunſtrichter Ariſtius anredet, ſo haben einige Ausleger geglaubt, unter dem erdichteten Nahmen Lalage müſſe die Geliebte deſſelben verborgen liegen: allein Horaz pflegt ſehr oft einen Mann, den er ehren will, oder deſſen Freundſchaft ihm ſelbſt Ehre bringt, in einer ſeiner Oden anzureden und ihm ſolche dadurch zuzueignen. Sich ſo von einem Dichter, deſſen Werke die Hoffnung haben, auf die Nachwelt zu kommen, ſeinen übrigen Bekannten vorgezogen zu ſehen, iſt in der That ſchmeichelhaft genug. Beſtändige Lobeserhebungen ſind nur ein Mittel, ſchlechte Poeſien ehrgeizigen Freunden oder Gönnern angenehm zu machen.

V. 2. Des Mauren Geſchoß) Das Geſchoß der Einwohner in Mauretanien, einem Königreiche in Africa, Spanien gegenüber.

Hier wird, nach Gewohnheit der Dichter, das Beſondre ſtatt des Allgemeinen, das Mauriſche Geſchoß für das Geſchoß überhaupt geſetzt, und dieſes deſto ſchicklicher, weil die Mauren oder Mauretanier der wilden Thiere wegen beſtändig mit Pfeilen oder Wurfſpießen verſehen waren, wenn ſie über Feld gingen.

V. 5. Durch die brennenden Syrten.) Durch den heißen Sandſtrich in Libyen. Syrten ſind ſandige Oerter, nicht allein im Meere, ſondern auch auf dem Lande. Daher Prudentius ſagt:

> Ammon in den Libyſchen Syrten ertheilte nicht Antwort.

V. 6. An des fabelhaften Hydaspes Ufern.) Der Dichter nennet den Strom und meinet das Land, wodurch er fließt, nehmlich Indien, wovon ſeit Alexanders Zeiten die Griechen viele übertriebene und fabelhafte Dinge erzählt hatten. Arrianus in ſeiner Indiſchen Geſchichte führt dergleichen aus dem Nearchus und Megaſthenes an, zwey bewährten Schriftſtellern,

wie er ſie nennt. Dieſe erzählen, daß unter einem einzigen Baume dieſes Landes zehn tauſend Mann im Schatten ſtehen könnten; daß gewiſſe Ameiſen, die größer als Füchſe wären, Gold aus der Erde wühlten; daß ein gewiſſer Fluß ſo flüchtig und geiſtig ſey, daß nichts auf ihm ſchwimmen könne, ſondern alles ſogleich zu Boden ſinken müſſe; daß die Muſcheln, ſo wie die Bienen, ihren König hätten, und wenn man dieſen fienge, ſich ſogleich der übrige Schwarm an ihn anhängte, wenn man ſich aber den König entwiſchen ließe, man auch die andern nicht fangen könnte.

Auch Plinius führt mancherley Wunderkräfte an, welche von den Magiern (die er aber als Betrieger ſchildert) einigen Steinen dieſer Länder zugeſchrieben werden. Mit einem gewiſſen Steine kann man, wenn er auf Kohlen gelegt wird, alle giftigen Thiere zuſammenlocken. Ein anderer dient wider den Biß der Spinnen und Skorpionen. Ein anderer bändigt den Jachzorn. Eine gewiſſe Jaſpisart iſt denen nützlich, welche Reden halten wollen. Ein gewiſſer Stein, auf die Zunge gelegt, ertheilt die Kraft künftige Dinge zu errathen. Ein anderer, unter den Kopf gelegt, giebt wahrſagende Träume ein. Ein dritter ſtillt die Sturmwinde, beſänftigt das Meer und widerſteht dem Blitze. Ein vierter, wenn ein gewiſſes Kraut unter gewiſſen Gebetsformeln hinzugethan wird, macht unſichtbar. Naturgeſch. XXXVII. 9. 10. Am Fluſſe Indus (ſchreibt er im ſechs und neunzigſten Kapitel des zweyten Buchs) ſind zwey Berge, deren einer alles Eiſen feſt hält, und der andere es zurückſtößt: hat man alſo Nägel an den Schuhen, ſo kann man von dem einen den Fuß nicht wieder abziehen, auf den andern ihn nicht hinſetzen. — Von den Thieren ſagt er im fünfzehnten Kapitel des neunten Buchs: im Ganges lebten gewiſſe blaue Würmer, welche, nach Statius Seboſus Bericht, in ihren zwey Kiefern von ſechzig Ellen ſolche Stärke hätten, daß ſie die Elephanten, wenn ſie zur Tränke kämen, bey dem Rüſſel faßten und zu ſich hinunter zögen. Und Pauſanias (IX. 21.) führt aus Kteſias Geſchichte von

Indien

ndien ein Thier an, welches die Indier Martichora [Mantichora] und die Griechen Menſchenfreſſer nennen. Dieſes Thier, ſagt er, hat in jedem Kinnbacken drey Reihen Zähne und Stacheln am Ende des Schwanzes, mit welchen es ſich nicht allein in der Nähe wehren kann, ſondern ſie auch, gleich einem Bogenſchützen, als Pfeile in die Ferne ſchießen ſoll.

Von den wunderbaren Menſchen in Indien ſchreibt Plinius im zweyten Kapitel des ſiebenten Buchs: Einige hätten Hundsköpfe und belleten, wie Hunde. Einige hätten rückwärts gekehrte Plattfüße, und an dem Fuß acht Zehen. Andre hätten nur Einen Fuß, mit welchem ſie aber wunderbar ſchnell ſpringen könnten, und den ſie, wenn ſie ſich in der Mittagshitze auf die Erde legten, ſtatt eines Sonnenſchirmes über den Kopf hielten. Einige hätten ſtatt der Naſe nur Löcher, und einen ſchlangenartigen gekrümmten Fuß. Einige lange Ohren, daß ſie ſich den ganzen Leib damit bedeckten. An der Quelle des Ganges lebe ein Volk ohne Maul, das ſich bloß durch die Naſe von dem Geruch der Wurzeln, Blumen und wilden Aepfel nähre. — Dieſe und mehr dergleichen Erzählungen der Griechen berechtigten den Horaz den Hydaſpes, das heißt, das Land, wodurch er fließt, fabelhaft zu nennen.

V. 7. Kaukaſus ungaſtfreye Höhen) Kaukaſus, ein weit ausgedehntes Gebirge in dem mitternächtlichen Aſien im Lande der Scythen, welche, wie Plinius ſagt, dieſes Gebirge, das von Schnee weiß iſt, Kraukaſus genannt haben. Naturgeſch. VI. 17.

Ungaſtfrey, keinen Gaſt bewirthend, iſt ein neues Wort, aber leicht zu verſtehen, weil es nach der Analogie vieler andern Wörter gebildet iſt, die ihre Verneinungspartikel un erſt bekommen, wenn ſie zu Beywörtern gemacht werden, ſolche aber als Hauptwörter noch nicht beſitzen. Niemand ſagt Unbuße, eben ſo wenig als Undienſt, Unkörper, Ungewiſſen, aber die Beywörter unbußfertig, undienſtfertig, unkörperlich, ungewiſſenhaft ſind überall eingeführt. Das Horaziſche Wort inhoſpitalis

 hat

hat man bereits in unſerer Sprache durch ein anderes, nehmlich durch unwirthbar auszudrücken verſucht; allein da das Wort wirthen, mit Wohnung und Nahrung verſorgen, nur noch in dem zuſammengeſetzten Worte bewirthen verſtändlich und üblich iſt, und überdieß ein unbewirthbarer, nach der bekannteſten Bedeutung der Nachſylbe bar eigentlich ſo viel heißen würde, als einer, der nicht bewirthet werden kann: ſo ſcheint das neu gemachte Wort unwirthbar nicht allzuglücklich erfunden zu ſeyn, ob es gleich bey unſern Poeten bereits in einigen Umlauf gekommen iſt.

V. 14. Ungeheurer hat ihn das wälderreiche kriegeriſche Daunien nie genähret.) Dieſer fürchterliche Wolf, oder die Wölfe überhaupt, mochten zu der Zeit in Apulien (Daunien) eben ſo großen Schaden angerichtet haben, als zu unſern Zeiten eine gewiſſe Hyäne in Frankreich. Der lyriſche Dichter bedient ſich dieſer Gelegenheit, ſich des Schutzes der Muſen zu rühmen und einer würdigen Freundin ein Loblied zu ſingen.

Das hier eingeſchaltete Beywort kriegeriſch wird von dem patriotiſchen Dichter als ein ſogenanntes beſtändiges Beywort, als ein eigenthümlicher Nahme, ſeinem Vaterlande gegeben: ein Lob, welches auf Wahrheit gegründet war, und ihm eben ſo wenig für eine Eitelkeit ausgelegt werden konnte, als man es irgend einem unſrer einheimiſchen Dichter verargen würde, wenn er die Preußen tapfer nennen wollte.

V. 15. Noch des Juba Wüſte gezeugt.) Mauretanien: ein Theil von Afrika, anſtatt Afrika überhaupt. Juba, ein König in dieſem Welttheile, war allen Römern bekannt. Von einem Striche dieſes Landes ſagte man, daß er alle Tage ein neues Ungeheuer hervorbrächte.

Der Dichter redet in dieſer Ode dreymal von Afrika, ohne es zu nennen und ohne ſeinen Ausdruk zu wiederholen.

V. 17 – 24. Setze mich nun hin auf erſtorbene Fluren ꝛc. dort noch lieb' ich Lalagen.) Mit La-
g

gens Liebe iſt der Dichter des göttlichen Schutzes gewiß. Er gehe, wohin er wolle, oder, mit einem beſtimmtern Ausdrukke: er gehe in die beiden kalten oder in die heiße Zone, (Weltgegenden, wo, nach der Meinung der Alten, gar keine Menſchen wohnten), ſo werde er auch dort noch leben können, ſo werden ihn auch dort die Götter ſchützen, weil er Lalagen liebt.

Hiebei bemerke man, daß der Römiſche Dichter an ſeiner Freundin mit eigentlichen Worten nichts lobt, als ihr ſüßes Lächeln und ihr ſüßes Geſpräch. Wir Neuern machen ein weit längeres Regiſter von den Tugenden unſrer Schönen, und doch iſt unſer Lob weder größer noch empfindungsvoller, als dieſes.

Ramler.

2.

Aufſchlüſſe über eine Geiſtererſcheinungsgeſchichte von Swedenborg.

1. Brief eines angeſehenen Kavaliers an die Herausgeber.

Meine Herren! In der Berl. Monatsſchrift vom Januar 1788 iſt, in dem Aufſatze über das Neue Jeruſalem, die Rede von Swedenborg, deſſen Meinungen und vorgeblichem Geiſterſehen, und von der Wärme, mit welcher man itzt hier und da dergleichen Alfanzereien eifrig zu befolgen ſich bemühet. Ich gehöre zu keiner dieſem berühmten Viſionär anhängenden Geſellſchaft,

 noch

noch zu deren Feinden; nur zu letztern, in ſo fern ich jede ſchwärmeriſche Grille und deren Beförderer als ſchädlich anſehe, und es für Pflicht halte, wo Irrthümer irgend eine thörigte Meinung nähren, die Wahrheit zu ſagen, um ſo viel möglich den Einfluß jener zu unterdrükken. Dieſes als Pflicht vorausgeſetzt, wage ich es, M. H., Ihnen eine Swedenborg betreffende Anekdote mitzutheilen, die wenigſtens den Leitfaden zur Aufklärung ſeiner Mirakel geben kann.

Im J. 1771 lieh mir ein gewiſſer Mann, nach eifriger Vertheidigung und Empfehlung der in dieſen Büchern enthaltenen Meinungen, einen deutſch überſetzten Auszug von Swedenborgs Werken in 4 Bänden; und das iſt alles, was ich, außer einem kleinen franzöſiſchen Werkchen Delices de l'amour Conjugal, von ihm geleſen, oder zu leſen gewünſcht habe. Von Natur habe ich keine Neigung zu dergleichen Unſinn, und ich ſehe weiter nichts in jenem ſchwärmeriſchen Gewebe, als was vielleicht jeder darin geſehen hat, ehe man es zu andern Abſichten gebrauchte: nemlich überſpannte Gedanken, die auf geſunde Köpfe ohne Nebenabſichten nie wirken. — Ob der Mann, der mir Swedenborgs Werke anpries, ſchon andere Abſichten hatte, oder zu irgend einer ſolchen Verbindung gehörte: vermag ich nicht zu beurtheilen, weil er ſich mir nicht entdekte; indeß iſt es mir aus verſchiedenen vereinigten Umſtänden ſehr wahrſcheinlich, weil der

nehm-

nehmliche Mann in andern Gelegenheiten einen ſolchen Verdacht zu verdienen ſcheinet.

In der Vorrede nun zu dem gedachten Auszuge aus Swedenborgs bandreichen Schriften, fand ich unter andern eines ſeiner Wunder angerühmet; und das war dieſes: „Die itzt verſtorbene Köni„gin Luiſe Ulrike habe einmal Swedenborg auf„getragen, Ihren damals ſchon verſtorbenen Bru„der, den Prinzen von Preuſſen, zu fragen, warum „er Ihr auf einen gewiſſen Brief nicht geantwor„tet habe. Swedenborg habe hierauf nach 24ſtün„digem Zeitraum der Königinn in einer geheimen „Audienz die Antwort des Prinzen ſolchergeſtalt „hinterbracht, daß die Königinn, die völlig über„zeugt war, niemand kenne den Inhalt jenes „Briefs, als Sie und Ihr verſtorbener Bruder „allein, in die größte Beſtürzung gerathen, und „des großen Mannes Wunderkraft erkannt habe." — Auf Thatſachen, zumal wenn man ſich auf lebende Zeugen beruft, und das war hier der Fall, läßt ſich ſo gerade heraus ohne Beweis nichts antworten. Ich las dieſes Swedenborgiſche Wunderkreditiv; ſchwieg, und reiſte kurz nachher nach Stokholm.

Hier hörte ich wenig von dem großen Mann; wenigſtens was man mir von ihm ſagte, bewies nicht, daß ſeine Grillen viele Anhänger gefunden, und beſtand meiſtens in kleinen Zügen und Wundergeſchichten, die als Thorheiten citirt wurden.

Dennoch habe ich aus mehr als einem Grunde Urſache zu glauben, daß damals ſchon die itzige Philantropiſche und Exegetiſche Geſellſchaft in Geheim exiſtirte, und an dem fiat lux arbeitete. Aber im beſtändigen Gewühle des Hofes und der großen Welt, bekümmerte ich mich nicht viel um myſtiſche Verſammlungen, und war ganz gleichgültig bei der etwanigen Exiſtenz ſolcher Geſellſchaften. — Unterdeß fand ich Gelegenheit mit der nunmehr verſtorbenen Königinn Frau Mutter über Swedenborg zu ſprechen; und Sie erzählte mir Selbſt die Ihren Herrn Bruder und Sie betreffende oben angeführte Anekdote, mit einer Ueberzeugung, die mir ſeltſam vorkam. Jeder, der dieſe wirklich aufgeklärte Schweſter des Großen Friederichs gekannt hat, wird mir Recht geben, daß ſie nichts weniger als ſchwärmeriſch, und daß Ihre ganze Geiſtesſtimmung völlig von dergleichen Einfällen frei war. Dennoch ſchien ſie mir von den übernatürlichen Swedenborgiſchen Geiſterkonferenzen ſo überzeugt, daß ich es kaum wagen durfte, einige Zweifel und meinen Verdacht von geheimen Intrigen zu äußern; und ein königliches: je ne ſuis pas facilement dupe, endigte alle Widerlegungen.

Ich mußte alſo ſchweigen, und auf Gelegenheit warten. Sie fand ſich bald, ſchon des andern Tages, da ich eben den alten nun verewigten würdigen Ritter Beylon *), ehmaligen Lektör der

Königin

*) Ein Schweizer von Gebürt.

Königin Mutter, beſuchte, und bei ihm einen der edelſten aufgeklärteſten und rechtſchaffenſten Schweden den Grafen F** fand. Die Unterredung fiel auf Swedenborg; und ich erzählte, was mir die Königin des Tages zuvor geſagt hatte. Der alte Ritter ſah den Grafen F** an, und beide lächelten ſo, als wenn ſie die geheimen Triebfedern der Geſchichte wüßten. Das machte mich aufmerkſam; und da ich begierig war, mehr davon zu wiſſen, erzählte mir der Ritter folgende Aufklärung.

„Von der im Jahr 1756 intendirten Revolution „in Schweden, die dem Grafen Brahe und dem „Hofmarſchall Horn das Leben koſtete, ward die „Königin als eine der Haupturheber angeſehn; „und es fehlte nicht viel, daß die damals triumphi„renden Hüte ihr das vergoſſene Blut angerechnet „hätten. In dieſer ſo bedenklichen Lage ſchrieb ſie „ihrem Bruder, dem Prinzen von Preußen, um „ſich Rath und Hülfe bei ihm zu erbitten. Die „Königin erhielt keine Antwort; und da der Prinz „bald nachher ſtarb, ſo erfuhr ſie nie, warum er „nicht geantwortet hatte; ſie trug deshalb Swe„denborg auf, ihn darnach zu fragen. Eben als „ſie ihm dieſen Auftrag ertheilte, waren die Reichs„räthe Grafen T** und H** zugegen. Letzte„rer, der den Brief untergeſchlagen hatte, wußte „ſowohl wie Gr. T** warum keine Antwort er„folgt war; und beide beſchloſſen, dieſen ſonderba„ren Umſtand zu benutzen, um der Königin ihre

„Mei-

„Meinung über manches zu ſagen, was ſie ihr fühl-
„bar zu machen hoften. Sie gingen alſo des Nachts
„zum Geiſterſeher, und legten ihm die Worte in
„den Mund, die er ſagen mußte. Swedenborg,
„froh in Ermangelung übernatürlicher Einflößun-
„gen, dieſe zu erhalten, eilte des andern Tages zur
„Königin; und dort in der Stille ihres Kabinettes
„ſagte er ihr: „Der Geiſt des Prinzen ſei ihm er-
„ſchienen, und habe ihm aufgetragen, ihr zu ſagen:
„Er hätte desfalls nicht geantwortet, weil er das
„Betragen ſeiner Schweſter zu ſehr gemißbilligt
„hätte, da ſie vor Gott Schuld an dem ihrer un-
„vorſichtigen Staatsklugheit und ihres Ehrgeizes
„wegen vergoſſenen Bluts wäre, und dafür büßen
„müſſe. Er bäte ſie daher, ſich nie wieder in
„Staatshändel zu miſchen, die Regierung ſich nicht
„anzumaßen, und keine Unruhen anzuſtiften, wo-
„von ſie über kurz oder lang das Opfer ſein würde.“—
Die Königin, äußerſt verwundert über dieſe Erklä-
rung, und in der feſten Ueberzeugung: niemand
als ihr verſtorbener Bruder könnte geheime Um-
ſtände und Briefe wiſſen, die ſie nur ihm entdekt
hätte, glaubte ſeit dieſem Augenblik an Sweden-
borg, und ward ſeine eifrige Vertheidigerin, ohne
ſich jedoch auf den Inhalt ſeines Berichts einzulaſ-
ſen. Und man kann leicht denken, daß die beiden
Herren, die der Königin dieſe moraliſch-politiſche
Arzenei verſchrieben hatten, ſich wohl hüteten, da-
von zu ſprechen; weil ſie auch ſelbſt nach der glük-
lichen

lichen Revolution von 1772 ſicher ſein konnten, durch deren Entdekkung es auf immer mit ihr zu verderben. Nur ſehr wenige in Schweden wußten, ſo lange die Königin lebte, dieſe Anekdote. Der alte Ritter Beylon, der von ungefähr Morgens um 3 Uhr durch den Südermalm ging, wo Swedenborg wohnte, ſah die beiden Staatsmänner aus deſſen Hauſe ſchleichen; und da er auch zugegen war, wie die Königin ihm den Auftrag gegeben hatte, ſo errieth er bald den ganzen Plan, den er nicht verrieth, weil er der Königin gern einige Ermahnungen gönnte.

Dieſes iſt der Schlüſſel zu einer Geſchichte, die vielleicht den ganzen Glauben manches Mitgliedes der theoſophiſchen oder exegetiſchen Geſellſchaft gründet. Ich bürge für die Wahrheit der Erzählung, die mir nachher von hoher Hand beſtätigt ward, und nicht dem geringſten Zweifel unterworfen iſt. Der Ritter Beylon, der Swedenborg ſehr gut gekannt hatte, erzählte mir viele Anekdoten von ihm, die ich aber theils vergeſſen habe, theils für unbedeutend halte, theils ſchon faſt allgemein bekannt weiß.

Ich gebe Ihnen, meine Herren, freie Macht, meinen Brief, wenn Sie die darin enthaltene Anekdoten des Druks werth halten, in Ihre vortrefliche Monatsſchrift einzurükken; und, wenn jemand dieſer Erzählung widerſprechen ſollte, meinen Namen zu nennen. Bis dahin aber behalte

ich

ich mit Ihrer Erlaubniß das Inkognito. In der Einſamkeit, worin ich lebe, möchte ich nicht gern mit den zukünftigen Bewohnern des Neuen Jeruſalems eine Lanze brechen; und ehe ich mich zu ihnen geſelle, erwarte ich, daß die ſchöne Stadt mit Mauren von Jaſpis gefunden, und man mir einen Theil des Goldpflaſters zum Handgelde ſchikket. Ich — u. ſ. w. Den 9. Febr. 1788.

* * *

Die Geſchichte der angeführten Geiſtererſcheinung iſt ſo oft, obgleich immer unverbürgt, erzählt worden, daß ein Aufſchluß darüber wünſchenswerth blieb. Zwar hat niemand den Geiſt ſelbſt geſehen, außer dem Propheten, welcher ſagte: er habe ihn geſehen und geſprochen; er machte es alſo gerade wie die Hexe von Endor es mit Samuels Geiſte machte. Zwar konnten vorurtheilsfreie Perſonen wohl vermuthen, daß es natürlich mit der Sache zugegangen ſei; indeß da das Unnatürliche und Geheimnißvolle noch immer ſo viele Liebhaber hat, ſo muß eine Aufklärung dieſer Geſchichte höchſt willkommen ſein. Der ungenannte Herr Verfaſſer des vorſtehenden Briefs hat ſo beſtimmte und genaue Umſtände angegeben, daß, auch ohne ſeinen Namen, ſeine Glaubwürdigkeit wohl wenigem Zweifel unterworfen ſein kann. — Indeß, um völlig unpartheiiſch zu ſein, müſſen wir ſelbſt anführen: daß ſchon vor geraumer Zeit uns ein gleichfalls höchſt glaub-

glaubwürdiger Mann die Sache, gleichfalls aus dem Munde der Königin, mit einem andern Schlüſſel erzählte, als wir ſie in dem nachher uns zugekommenen oben abgedrukten Schreiben finden: nemlich, ſo daß die Geſchichte ſelbſt nicht wahr ſei. Wir halten es für unſre Pflicht, auch dieſe Erzählung hier zu liefern, da der vortrefliche Mann itzt die Gefälligkeit für uns gehabt hat, ſie ſchriftlich zu dieſem Endzwekke zu entwerfen.

II. Eine andere Erzählung über die nehmliche Geſchichte.

Ich fand in Stokholm ſelbſt das Gerücht faſt durchgängig geglaubt: Swedenborg hätte der verwittweten Königinn Luiſe Ulrike beſondere Nachrichten von ihrem verſtorbenen Bruder, dem hochſeligen Prinzen von Preußen, mitgetheilt; Nachrichten, welche unmittelbaren Bezug auf Umſtände hätten, die keinem Menſchen als der Königinn und dem Prinzen bekannt geweſen wären. Verſchiedene behaupteten ſogar: die Königinn, welche Swedenborgen, um die Wahrheit ſeiner Geiſterſeherei zu prüfen, den Auftrag gegeben, den Geiſt ihres Bruders darüber zu befragen, habe ſichtbare Kennzeichen des größten Schrekkens von ſich gegeben, als ihr nun der Prophet, den ſie zur Unterredung bei der öffentlichen Hoftafel der königlichen Familie herbeigerufen, dieſe Nachrichten mitgetheilt hätte. — Da mir die Königinn den freien

Zu-

Zutritt zu ihrer Perſon erlaubte, ſo ergriff ich einſt die Gelegenheit, Sie um die Wahrheit des Gerüchtes zu befragen. Sie antwortete mir lächelnd; daß ihr die Sage ſelbſt eben ſo gut bekannt ſei, als die Gründe mancher Perſonen, welche dieſe Sage gegen ihre eigene beſſere Ueberzeugung im Glauben zu erhalten geſucht hätten. Es habe mit der Sache folgende Bewandniß:

Swedenborg habe ſich in einer Unterredung, in welcher Sie (die Königinn) ihm allerhand Einwendungen gegen die Möglichkeit ſeiner Viſionen gemacht, erboten: ihr die Wahrheit derſelben durch Thatſachen anſchaulich zu machen. Hierauf habe ſie ihm aufgegeben: den Geiſt ihres ſeligen Bruders über den Sinn einiger Ausdrücke zu befragen, die ihr bei einer mit ihm gehabten und durch Zufall abgebrochenen Unterredung dunkel geblieben wären; ſie habe ihm hierzu einige unterſcheidende Umſtände dieſer Unterredung, als des Orts, der Materie, näher bezeichnet; und Swedenborg ſei mit der Verſicherung von ihr gegangen, ihr über lang oder kurz Nachricht von dem Erfolge ſeines Auftrages zu bringen. Dieſe Nachricht aber ſei ihr niemals geworden. Swedenborg habe ſichtbar die Gelegenheiten zu einer Unterredung mit ihr vermieden; und ihr zu zweienmalen, da er es nicht vermeiden können, geſagt: er könne den Herrn (nehmlich den Geiſt des Prinzen) noch nicht zum Spruch bringen. Wobei er Ihr zugleich zu erkennen

nen gegeben: daß es nicht von ihm abhinge, beſtimmte Geiſter zu ſprechen, wann und wie er wolle; und es könnten Jahre darüber hingehen, bevor der Herr ſich bei ihm einfände. Einladen könne er zwar, aber die Auswahl der Gäſte hinge nicht von ihm ab; und er müſſe es ſich gefallen laſſen, ob ihn ein Geiſt mit ſeinem Zuſpruch beehren wolle, wer es thun wolle, und wo er es wolle. Sie mögte ſich alſo noch gedulden. Dieſe Geduld aber iſt durch keinen Erfolg gekrönt worden. — Swedenborg iſt geſtorben, ohne den Herrn zum Spruch zu bekommen; und die Königinn iſt geſtorben, ohne mit einem Senfkorn Glauben an ſeinen Viſionen zu hängen. Wer nur ein wenig mit den Verſtandes- und Herzenseigenſchaften dieſer Fürſtin bekannt geweſen iſt, wird dieſes ohne Gewährleiſtung glauben. Sie war zu aufgeklärt, um im Reiche des Uebernatürlichen etwas auf eines Menſchen Wort zu glauben, was ihr nicht durch eigne Sinne zugekommen wäre: und dabei zu wenig zur Verſtellung geſchikt, um ſo von der Sache zu ſprechen, als ſie ſprach, wenn ſie eine innere Ueberzeugung vom Gegentheil gehabt hätte.

Ich muß indeß noch hinzuſetzen: daß die Königinn für Swedenborgs übrige Eigenſchaften einige Achtung äußerte. Sie nennte ihn zwar fou und viſionaire; ſagte aber dabei: qu'à ce point près il n'avoit pas manqué ni de talents ni d'honnêteté, et qu'entre autres il avoit eu celle, de ſe refuſer

aux vues de quelques perſonnes qui avoient voulu abuſer de lui et de ſes viſions du temps des partis *). — Dieſe meine Unterredung mit der Königinn geſchah im Jahre 1779.

* * *

Leicht zu heben iſt der kleine Unterſchied: daß es nach dem Herrn von ** ein Brief, und nach der letztern Erzählung eine Unterredung der Königinn mit Ihrem Herrn Bruder war, worüber ſie Swedenborg befragte. Herr von ** hatte von einem Briefe erzählen hören und geleſen, und — da man bei ſolchen Unterredungen nicht frageweiſe nach Artikeln vernimmt — ſo erkundigte er ſich wohl, als er bei der Königinn das Geſpräch auf dieſe Sache brachte, nur im Allgemeinen: ob der Geiſterſeher Ihr geheime Nachrichten von dem Prinzen gebracht habe? ohne das Wort Brief zu gebrauchen. Und hierauf antwortete ſie mit Ja! ohne vielleicht beſtimmt eine Unterredung zu nennen. — — Aber wichtiger iſt die Verſchiedenheit bei der Antwort der Königinn ſelbſt. Man ſieht auch

*) Er war ein Thor und ein Schwärmer; übrigens aber fehlte es ihm nicht an Verſtande, auch war er ein ehrlicher Mann. Unter andern war er ehrlich genug, ſich nicht von gewiſſen Perſonen misleiten zu laſſen, die zu der Zeit der Parteien ihn und ſeine Schwärmereien zu ihren Abſichten gebrauchen wollten.

auch aus dieſem Beiſpiele wiederum, wie mißlich es mit der Glaubwürdigkeit aller Wundergeſchichten ſteht, wenn ſie nicht den Augenblik öffentlich averirt werden. Gewöhnlich pflegen ſolche Begebenheiten von den Wundermännern mit großem Fleiße hohen Perſonen beigelegt zu werden, bei welchen das Unterſuchen und Befragen größere Schwierigkeiten hat. Man ſollte nichts, am wenigſten etwas Unglaubliches, ohne Beſtätigung, feſt glauben. Aber ſo ſind wir Menſchen! Wie manche Fabel von einer Wunderkur, einer Geiſtererſcheinung, einer Vorherverkündigung, einer Ahndung wird auf dieſe Art fortgepflanzt: wird anfangs, vielleicht nur zu irgend einem beſtimmten Zwekke, erdichtet, wird von einigen wenigen geglaubt, wird dann aber immer weiter erzählt, wird durch fleißige Kreisſchreiben verbreitet, wird ſogar öffentlich gedrukt und wieder gedrukt: — wird nicht widerlegt, weil vielleicht nur ein paar Menſchen ſie widerlegen könnten, welche gerade nicht Luſt dazu haben; und wird, bloß auf dieſes Erzählen, ohne alle Beſtätigung, geglaubt. Am Ende treten wohl wahrheitsliebende Männer auf, um die Fabel für eine Fabel zu erklären. Nur dann läßt ſich oft, wegen Entfernung der Perſonen, der Zeiten und der Umſtände, nicht alles mehr genau nachforſchen; manches muß unbeſtimmt und unausgemacht bleiben; ja man verwikkelt ſich wohl gar bei Aufdekkung einer Unwahrheit in anſchei-

nende Widerſprüche, welche der Wahrheit ſelbſt nachtheilig werden können.

Man mag nun von obigen beiden Entſtehlungen annehmen, welche man will; ſo ſteht der angebliche Neue Prophet immer, wie man auch vernünftigerweiſe vermuthen konnte, in armſeliger Blöße da. Nach der erſtern Erzählung aber iſt er ein Betrüger, nach der zweiten ein bloßer Lügner. — Es iſt, da die Hauptperſonen verſtorben ſind, izt unmöglich, mit Gewißheit auszumachen, wie ſo verſchiedene Erzählungen, nach glaubwürdiger Männer Bericht, aus Einem Munde kommen konnten. Indeß, geben gewiſſe Ausdrükke in der leztern Erzählung hierüber einiges Licht. Die Königinn ſprach von den Urſachen, welche gewiſſe Perſonen hätten, die lügenhaften Swedenborgiſchen Geiſtergeſchichten für wahr auszugeben. Sie ſprach von geheimen Planen, nach welchen man dieſe himmliſche Wundergaben zu ſehr irdiſchen Abſichten in jenen unruhigen Zeiten hätte anwenden wollen. Dies ſtimmt ſehr mit dem Inhalte der erſtern Erzählung überein, wo der Geiſterbanner ſich zum Sprachrohre einer Staatspartei gebrauchen ließ. Wie, wenn die Königinn wirklich, in einem Augenblik der erſten Ueberraſchung, etwas Uebernatürliches in dem Berichte des Geiſterſehers zu hören geglaubt hätte? bis ihre Scharfſichtigkeit bald darauf den ganzen Plan durchgeſehen hätte. Wie, wenn ſie ſich noch länger das Uebernatürliche

darin

darin zu finden geſtellt hätte, um ihren Verdacht nicht ganz zu zeigen? Wie, wenn Swedenborg am Ende ſelbſt Ihr die Sache entdekt hätte? Dann, und vielleicht noch auf andere Art, wäre es erklärlich, wie ſie, gegen verſchiedene Perſonen, und zu verſchiedenen Zeiten, verſchieden über die Sache hätte reden können.

III. Herr Abt Pernety erzählt in ſeiner Vorrede zu Swedenborgs Werken *), worin er alles zum Lobe dieſes von ihm ſogenannten Neuen von Gott geſandten Propheten häuft, auch dieſe Wundergeſchichte, aber wiederum, wie es bei ſolchen Geſchichten gewöhnlich iſt, auf etwas verſchiedene Weiſe. Die Königin befragt den Geiſterbanner (S. 81) nicht über eine Unterredung, nicht über die Urſachen einer ausgebliebenen Antwort, ſondern bloß, um ihn zu prüfen, über den Inhalt eines von Ihr an Ihren Herrn Bruder geſchriebenen Briefes. Er entdekt ihn Ihr vollſtändig, worüber Sie heftig erſchrikt. — Hierbei erzählt Hr. P. noch folgendes: „Die Königinn hatte, bei ihrem letzten Beſuche in Berlin, einſt einige Mitglieder der Akademie an ihrer Tafel. Dieſe befragten ſie um die Wahrheit dieſer allgemein bekannt gewordenen Geſchichte. Sie aber vermied, hierauf zu antworten, und ſagte bloß: O was die Geſchichte der Gräfin Martefeld betrifft, die iſt zuverläßig.“

*) Les merveilles du Ciel & de l'Enfer. Tome I. Berlin, 1782, gr. 8.

Dieſe letztere Geſchichte erzählt Hr. Pernetty kurz zuvor (S. 80.); auch iſt ſie bekannt genug. Die Wittwe des Grafen von Martefeld ward um eine anſehnliche Summe gemahnet, die ihr ſel. Mann, wie ſie wohl wußte, ſchon bezahlt hatte; doch konnte ſie die von ihm verlegte Quittung nicht finden. Sie klagt Swedenborg ihre Verlegenheit; der ſagt ihr den andern Tag: er habe mit ihrem verſtorbenen Manne geſprochen, und dieſer ihm den Ort, wo die Quittung liege, genannt. Man ſah nach, und ſie fand ſich. — Aber wiederum ein angeſehener glaubwürdiger Mann, der in einer Staatsbedienung in Stokholm geſtanden, erzählte ſchon vor geraumer Zeit: daß dies Wunder ſehr natürlich zugegangen. Es war in Schweden nicht ungewöhnlich, daß man ein kleines verbargenes Schränkchen zu Büchern hatte, welche man aus mancherlei Urſachen eben nicht öffentlich wollte ſehen laſſen. Eines ſolcher geheimern Bücher hatte auch Sw. einſt von dem Grafen von M. geliehen gehabt, und darin die (nachher vermißte) Quitung, wahrſcheinlich als ein hineingelegtes Zeichen geſehen. Statt nun nachher der Wittwe aus ſeinem Gedächtniſſe zu ſagen: der Zettel werde in dem und dem Schranke in dem und dem Buche liegen; bemüht er, wenigſtens in ſeiner Erzählung, erſt einen Geiſt, der ihm dieſe Nachricht hinterbringen muß. — — Daß die Wittwe wirklich, nach Swedenborgs Angabe, den Zettel

richtig

richtig fand, iſt ausgemacht; und mehr als die Wahrheit dieſes Faktums hat die Königinn auch wohl nicht angeben wollen, ohne einem der gelehrten Männer, die Sie an Ihrer Tafel hatte, in Erklärung der möglichen und natürlichen Urſachen dieſer ſehr ſimpeln Begebenheit vorgreifen zu wollen.

3.

Herr Oberhofprediger Stark.

Es mögte auch wohl den geduldigſten Leſer ermüden, aus dem ungeheuren Geſchreibe des Herrn Oberhofpredigers das herauszuſuchen, oder beim ſorgfältigſten Durchleſen im Gedächtniſſe zu behalten, was eigentlich die Streitſache betrift, und wodurch er ſich von allem ſelbſterregten Verdachte reinigen will. Er hat bekanntlich hierzu ſchon öfter die unrechten Maaßregeln ergriffen, und ſo ſcheint es ihm auch bei Abfaſſung ſeines korpulenten Buches gegangen zu ſein. Anfangs fing er ganz unſchiklicher Weiſe einen Injurienprozeß (voll der heftigſten und nicht einmal hingehörigen Beſchuldigungen) über eine Sache an, die ihrer Natur nach nichts mit gerichtlichen Unterſuchungen zu thun haben konnte. Zugleich ließ er aber auch, weil er ſelbſt über ſeine Maaßregeln

ſchwankte] höchſt bittere Zeitungsartikel voll Schimpfreden gegen uns *) drukken; und kündigte zugleich ein Buch gegen uns an. Er verlor den Prozeß, wie er ihn wohl auch in keinem unparteiiſchen und aufgeklärten Gerichtshofe gewinnen konnte **); und nun ſollte man glauben, würde er

---

*) Wir ließen dieſe Artikel, zu beſſerer Bekanntwerdung, gewöhnlich ſelbſt wieder abdrukken. Man ſ. Berl. Monatsſchrift 1787 Januar, S. 87; April, S. 395. Was wir zu unſerer Vertheidigung darauf antworteten, pflegte er dann, nach ſeiner beſondern Manier, eine widerrechtliche Präokkupation unſrer Richter, eine von uns beim Publikum eingegebne Exception über die anhängige Klage, zu nennen. (Man ſ. unſern gedrukten Prozeß Berlin bei Unger, S. 110, 117, 241.) Er durch ſeine Zeitungsartikel präokkupirte nicht; wir aber durch unſere Antworten! Er durch ſeine Zeitungsanklagen ging nicht vom gerichtlichen Forum zum Forum des Publikums über; wir aber durch unſre Antworten! Es möchte ſchwer halten, noch einen Schriftſteller zu finden, der ſo dreiſt Worte und Sachen verdreht — Hrn. Geh. Rath Schloſſer etwa ausgenommen.

**) Es iſt erbaulich zu leſen, wie der Herr Oberhofprediger, nach verlornem Prozeſſe, allen Menſchen, die nicht mit ihm in ſeinen greulichen Schimpfreden gegen uns einſtimmen wollen, an unzähligen Orten ſeines monſtröſen Werkes den Text lieſet. Z. B. Band II. Abſch. 2, S. 367: „Wenn man nun alles „dies in Erwägung zieht, wer hat ſo wenig Sinn „für Wahrheit und Ueberzeugung, um nicht ein„zuſehn, daß man mich aufs ſchändlichſte verläumdet, und die ſchwärzeſten Lügen gegen mich aus„gegoſſen hat?" Dieſen Sinn hat doch einer der

er bloß mit ſchimpfenden Zeitungsartikeln oder Büchern gegen uns fechten wollen. Aber nein! er, der in keinem Stük Unrecht haben wollte, beſchloß zugleich, ſeinen Prozeß fortzuſetzen. Zwar hatte er ſelbſt vor Gericht aller Privatſatisfaktion entſagt (Prozeß, S. 243); zwar ließ er den geſetzlichen Termin vorbeigehen. Indeß appellirte er dennoch. Aber durch zwei Dekrete vom 13 und 20 Septmb.

der erſten Gerichtshöfe in Europa nicht gehabt, den er doch ehemals ſelbſt für gerechtigkeitsliebend und aufgeklärt anerkannte, ja zu deſſen „chriſtlicher Aufklärung“ — (ſollte dies etwa eine Beſtechungsformel gegen uns ſein?) — „er ein unbeſchränktes Vertrauen zu haben“ verſicherte (Prozeß, S. 118). Sieht er denn aber nicht ein, daß ſeine itzigen Deklamationen von wenig Sinn für Wahrheit, u. d. gl. wahre Beleidigungen gegen dieſen Gerichtshof ſind? wenn er anders beleidigen könnte! — — Noch ſeltſamer iſt, daß er itzt, nachdem wir den Prozeß gewonnen, erzählt, B. II, S. 366: „wir hätten noch während des „Ganges des (uns günſtigen) Prozeſſes gehoft, „uns dem Arm der Juſtiz entwinden zu können“. Freilich iſt dieſe Hofnung uns durchaus vereitelt worden: der Arm der Juſtiz hat uns, aller unſrer gegenſeitigen Hoffnung ungeachtet, ereilt, und — uns völlig freigeſprochen, ihn aber ſogar in alle Koſten kondemnirt! Welchen Schritt aber hatten wir denn gethan, wodurch wir dieſe Hoffnung zeigten, wodurch wir uns auf irgend eine Weiſe unſerm rechtmäßigen Forum zu entziehen ſuchten? Ein gelehrter Mann ſollte doch nicht ſolche Abſurditäten, und ein Oberhofprediger nicht ſolche Unwahrheiten ſchreiben!!

1787 ward vom K. Kammergerichte die Appellation für unzuläſſig erklärt. Nun waren denn ſeine Geſuche vor den Augen aller Welt, als unſtatthaft, abgewieſen? Nein! er ließ in die Frankfurter Gel. Anzeigen, unter dem 15 Okt., ſetzen: „er habe in Gedanken ſchon ſelbſt die Appellation „früher zurük genommen, als ihm die Abweiſung „bekannt gemacht wäre; ſein eigener Entſchluß „habe ihn ſchon beſtimmt gehabt, lieber im freien „Felde der Publizität, als in den engen Schranken des Gerichts, zu ſtreiten." Alſo traf ihn freilich dieſe Abweiſung nicht. Das iſt doch der wahre Infallible!

Indeß ruhen nun doch der Prozeß, und, wie es ſcheint, auch die Zeitungsartikel: — abgerechnet, was etwa Hr. Schloſſer und Hr. Jakobi thun mögen. Das ungeheure Buch hingegen iſt da. Ein wahres Monſtrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum! Die Scheußlichkeit dieſes Monſtrums können wir freilich nicht beſſern: die Abſcheulichkeit der wüthigen Schimpfreden und der bitterſten Rachſucht ſteht nun einmal, in dieſer ausführlichen Schrift des Herrn Oberhofpredigers, zu deutlich da, und zeuget in unverſchönbarer Geſtalt, laut gegen den Charakter des Mannes, der ſoviel von Wahrheitsliebe und Chriſtenthum ſpricht. Aber, ſoviel es ſchwache menſchliche Kräfte gegen kyklopiſche Wildheit geſtatten, wollen wir in die Unförmlichkeit etwas

Ord-

Ordnung zu bringen ſuchen, wollen einen Ueberblik der ungeheuren Rieſengeſtalt durch beſtimmtere Eintheilung möglich zu machen, und mit etwas Licht dieſe gefliſſentliche chaotiſche Nacht aufzuhellen uns bemühen. So abſchrekkend es auch iſt, mit dieſem Manne zu thun zu haben, ſo unangenehm es jedem werden muß, dieſes weitſchweifige Geſchreibe voll Wiederholungen, voll gar nicht hingehöriger Dinge, voll Unwahrheiten und Verdrehungen, voll der plumpſten Schmähungen und Ergüſſe von giftiger keuchender Wuth, durchzuarbeiten; ſo haben wir doch dieſe Arbeit an dieſem Augiasſtall, wobei wohl ein Herkules ermüden möchte, nicht geſcheuet. Wir haben verſprochen, der Wahrheit zu Ehren, unparteiiſch anzuzeigen, in wie weit Hr. Stark ſich wirklich gerechtfertigt habe oder nicht (Jänner, 1788); und das wollen wir halten.

Er hat offenbar bei dieſer ſeiner Rechtfertigung nicht die beſten Maaßregeln ergriffen, und ſich bei unparteiiſchen Leuten *) ſelbſt dadurch äußerſt geſchadet.

*) Gegen dieſe allgemeine Stimme aller beſſern Menſchen erhebt Hr. Geheimerath Jacobi in Düſſeldorf die ſeinige: er findet in einem Briefe an ſeinen Freund Schloſſer (Deutſch. Muſ. Febr. 1788) die Vertheidigung des Herrn Stark bündig und vortreflich; gerade ſo wie Hr. Schloſſer einen Monat vorher Caglioſtro gegen ſeine Ankläger in Schutz nahm. Indeß, dies war, wie Hr. Jacobi berichtet, nur Ironie von Schloſſern, um die

Berl.

ſchadet. Er hat, ſtatt ſich zu rechtfertigen, Andere angeklagt; er hat Sachen, wovon gegen ihn gar nicht die Rede war, in weitſchweifige Unterſuchung gezogen; er hat ſich über Dinge vertheidigt, die ihm nie zur Laſt gelegt waren; und hat über andere Hauptpunkte geſchwiegen. Alles dieſes muß abgeſondert werden, um eine richtige freie Ueberſicht des Streites zu bekommen, und um den Kampfplatz genau abzuſtekken. Das Publikum kann nur der einzige wahre Richter in dieſer Sache ſein; dieſes haben wir von Anfang an zum Richter gewählt; und da Hr. Stark nun ſelbſt darauf zurükkömmt, ſo wollen wir ſehr gerne unter deſſen Auge die Sache führen. Es mag entſcheiden, wo gerades Verfahren und wo Winkelzüge, wo Wahrheitsliebe und wo Unwahrheit, wo Bemühen wichtige Sachen zu erörtern und wo bloße Animoſität iſt.

1) Der Herr Oberhofprediger will ſeine Rechtfertigung ſchreiben, und füllt ganze Bände mit

Aus-

Berl. Monatsſchrift, gegen die alles erlaubt iſt, zu nekken. Und ſo iſt denn dies auch wohl der der Fall mit H. Jacobi. Denn unmöglich kann er Hrn. Stark im Ernſt vertheidigen wollen. Man mögte ja ſonſt gar auf den Gedanken kommen: dieſer tiefſinnige Philoſoph hätte ſich ganz unphiloſophiſch durch Hrn. Starks plumpe Lobſprüche, die er im 2ten Bande dem Hrn. Geh. Rath an den Kopf wirft, beſtechen laſſen. Durch Starks Lobſprüche beſtechen! Er lobt faſt noch ekelhafter, als er ſchimpft!

Ausfällen — und o mit welchen! — auf den Charakter ſeiner Gegner an. Es iſt in die Augen fallend, daß dieſes nichts beweiſt; niemlich nichts anders als den böſen Willen des Mannes. Denn geſetzt auch, die Herausgeber wären ſolche Menſchen, wie er ſie ſchildert; worin läge denn die Unmöglichkeit, daß ſie wahre Thatſachen gegen den Herrn Oberhofprediger ans Licht bringen könnten? — Was unſern moraliſchen Charakter überhaupt betrift, ſo gehört der nicht für die Entſcheidung des Publikums; wir beruhigen uns bei dem Zeugniſſe derer die uns kennen. Wenn er aber in unendlichen Wendungen wiederholt: die ihn betreffenden Aufſätze in der Monatsſchrift zeigten uns als „Pasquillanten, Injurianten, Kalumnianten, Böſewichter, Buben, „Gott- und Ehrvergeſſene Menſchen, Lügner, „Betrüger, Verläumder, Läſterer, Verfälſcher, „Ehrenſchänder, Rabuliſten, Nachkommen des „Vaters der Lügen, Stiefbrüder vom Orden des „H. Dominikus, engliſche Highwaymen, Wölfe „in Schaafskleidern", und wie die unverſiegende Beredſamkeit dieſes Oberhofpredigers weiter lautet *), — ſo bedarf es keiner andern Antwort als:

*) Hr. Jacobi — es iſt ja wohl genug, ſeiner in Noten zu erwähnen — nennt (Muſ. Febr. 154, unten) mit vieler Delikateſſe dieſe raſenden immer und immer wiederkommenden Schimpfwörter „einige lebhafte, hart und widrig klingende Stellen"!

als: daß unſere Richter (denen wir ſogar, wie Hr. Stark oben ſagt, uns hätten entziehen wol- len) dieſe Anſchuldigungen gegen uns nach der Form Rechtens angehört und unterſucht haben, und uns durch die Sentenz völlig von aller Schuld des Injuriirens, Kalumniirens u. ſ. w. freigeſprochen, den Kläger aber mit ſeiner un- gegründeten Injurienklage abgewieſen und in die Koſten des Prozeſſes verurtheilet haben. Was iſt aber von dem Kalumniiren, Injuriiren u. ſ. w. des Mannes zu urtheilen, der es wagt, ſeine Schmähungen gegen ſchuldloſe Männer, mit denen er vom Richter abgewieſen und wofür er ſo- gar durch Verurtheilung in die Koſten beſtraft wor- den, nach verlorenem Rechtsſtreite, noch wieder- um auszuſtoßen?

2) Der Herr Oberhofprediger führt, ohne Zweifel aus ſehr chriſtlicher Abſicht, weitläuftig und wiederholentlich aus, als gehörte es zu ſeiner Vertheidigung: daß wir wegen erdichteter Ge- rüchte in Betref fürſtlicher Perſonen ſtraffällig wären. Aber dies iſt wiederum keine der ſtärkſten Stützen ſeiner Rechtfertigung. Was bloße aus der Luft gegriffene Vermuthungen ſind, verdient keine weitere Antwort. Was er aber als That-

ſache

„len"! und ſetzt gleich darauf, eben wegen dieſer Stellen, den Herrn Oberhofprediger mit „De- moſthenes, Cicero, und Odoardo" in Parallel!! Hier iſt wirklich die Ironie faſt zu durchſcheinend.

ſache in Betref des Gerüchtes von der Fürſtinn von Deſſau anzuführen wagte, iſt, ohne unſer Zuthun, von dem berühmten Manne ſelbſt, welcher die öffentliche Erklärung im Namen der Fürſtinn gegen jenes Gerücht gethan hat, für unwahr erklärt worden. Man ſ. den Jänner 1788, S. 68.

3) Er beſchuldigt uns ferner — um ſich zu entſchuldigen — tauſendmal böſer Abſichten gegen das Chriſtenthum *), und erklärt zugleich dabei, in

*) Dieſe abſcheuliche Beſchuldigung nennt Hr. Jacobi (Muſ. Febr. S. 179; nachdem er vorher S. 157 ſogar geſagt hatte: „Stark trete in der „theologiſchen Beſtreitung ſeiner Gegner in Leſ„ſings Fußſtapfen!"): „einen neuen ſtarken Be„weis, daß Hr. St. recht fern von allem Jeſui„tismus ſei". (Alſo Verkätzerung und Verfolgungsſucht iſt anti-jeſuitiſch?) „Denn es ſei „unpolitiſch, ja unüberlegt, die Deiſten bei den „Chriſten, die ecclesiam triumphantem bei der „ecclesia pressa, zu verklagen"! Wir können nicht wiſſen, wie es in Düſſeldorf ſteht; ſoviel wir aber das ganze übrige Deutſchland kennen, iſt (allgemein geredet) der Name Unchriſt das Loſungswort der allgemeinen Verachtung, und nirgends ein Kreditiv zu Achtung, Anſehn, und Beförderung. Wo ſind denn die unchriſtlichen Staaten, die unchriſtlichen Regenten, die unchriſtlichen Bürger; von denen der Lavaterſche Anhang ſeit einiger Zeit ſo viel geredet hat? Im Gegentheil ſcheinen ja manche unſrer Herren Gegner doch wohl nicht auch aus Unpolitik, und Unüberlegtheit? — itzt viel mehr vom Chriſtenthum zu reden, als ehemals. Und Hr. Stark iſt ja ſeit einiger Zeit ganz orthodox geworden, was er ſonſt nie war. Wenn

in einem weitläuftigen Glaubensbekenntniſſe, welche Artikel er für weſentlich zum Chriſtenthum halte. Natürlich hat jeder die Freiheit, ſein Credo ſo vollſtändig und weitläuftig abzufaſſen, wie er will. Indeſſen fällt es doch auf, wenn man mit der itzigen Hyperorthodoxie des Herrn Oberhofpredigers ſeine ehemalige Heterodoxie vergleicht, ſo wie ſie ſich in ſeinem Hephäſtion, ſeiner Kir-

chen

Wenn H. Jacobi deſſen frühere theologiſche Bücher nicht geleſen hat, wie ſehr wahrſcheinlich iſt; ſo ſollte er lieber von der Sache nicht mitreden. — Uebrigens haben wir ein für allemal unſre Gegner, und auch namentlich Hrn. Jacobi, deutlich genug aufgefordert (Monatsſchr. 1787, April, S. 380—384), anzugeben: welche feindſelige Schritte, welche Komplotte wir gegen das Chriſtenthum machen? So lange hierauf nicht beſtimmt geantwortet wird, können wir alle allgemeine gehäſſige Beſchuldigungen verachten. Lächerlich aber iſt es, wenn Hr. Jacobi itzt auf die leeren von ihm zwar gerühmten, ja mit Leſſings Unterſuchungen verglichenen, dennoch aber ganz leeren und unbedeutenden Deklamationen des Hrn. Stark verweiſet; Hr. Stark aber ſelbſt wiederum mit vielen Komplimenten auf den künftigen Beweis des Hrn. J. in dieſer Sache verweiſet. Band II, Abſch. 3. S. 50: „Die beiden Herausgeber der Monatsſchr. haben „die Frechheit gehabt, Hrn. Geh. R. Jacobi, „einen gelehrten und edeldenkenden Mann, „aufzufordern, öffentlich anzugeben, welche gefährliche Zwekke von ihnen zu befürchten ſeien? „Und ich glaube ſicherlich, daß ihnen H. Jacobi „die Antwort keinesweges ſchuldig bleiben werde". Man muß alſo die Zeit abwarten!

chengeſchichte des erſten Jahrhunderts, und noch in der neuen Auflage von 1782 ſeiner Freimüthigen Betrachtungen über das Chriſtenthum findet. Natürlich iſt es gleichfalls jedem erlaubt, ſeine Meinung auch in dieſer wichtigſten Sache zu äußern, und ſich jedesmal ſeiner Ueberzeugung gemäß zu beſtimmen. Aber auffallend iſt es, daß der Herr Oberhofprediger, der durchaus und in allem, und immer und zu allen Zeiten, Recht haben will und Recht gehabt haben will, beide noch ſo weit von einander abſtehende Meinungen zu gleicher Zeit vertheidigt, beide als die ſeinigen anführt, ſich auf beide etwas zu Gute thut. Ganz nur dem Kitzel eines jungen neologiſchen Magiſters führt er Band II, Abſchn. 2, S. 2—7 ſeine früheren heterodoxen Schriften an, und erzählt mit Wohlgefallen; wie er deshalb von alten Orthodoxen für einen Socinianer, Arianer, Naturaliſten u. ſ. w. gehalten worden. Und von S. 374 an, wird er nun, mit aller Heftigkeit des ſtrengſten altgläubigen Theologen, mit einemmale ganz Orthodox. Der Unterſchied iſt in der That etwas ſtark, wenn es in den genannten Freim. Betrachtungen noch S. 43, f. S. 198, 225, u. ſ. w. heißt: (mit Ausſchließung der Lehre von der Gottheit Chriſti und des heil. Geiſtes) „wir wiſſen nur, daß der Herr Chr. „uns von Gott zur Erlöſung gemacht iſt, daß er „der Sohn Gottes iſt, daß wir ihn ehren ſollen, „wie den Vater, und daß wir auf den Namen

„des Vaters Sohnes und Geiſtes getauft ſind“; mit ausdrüklicher Verſpottung derer, welche Fundamentalſäze daraus machen wollen: wie der Sohn gezeuget iſt, wie der Geiſt ausgehet. „Dieſe „Meinungen gehören gewiß nicht zur wahren „Chriſtusreligion, und tragen nichts zur ſittlichen „Verbeſſerung und der ewigen Glükſeligkeit bei.— „Da keine Vorſtellungsart eine ſolche Gewißheit „hat, daß gar nichts dagegen eingewandt werden „könne, wird es unchriſtlich ſein, darum daß „einer dieſer ein andrer jener Meinung den Vor„zug giebt, die Bande der Liebe mit denen zu zer„reißen, die nach der Natur und Gnade unſere „Brüder ſind.“ Gegen dieſe laxe Beſtimmung ſticht es ſehr ab, wenn man die izigen ſtrengern Begriffe des Herrn Oberhofpredigers von der Inſpiration, der Dreieinigkeit, u. ſ. w. lieſet; wobei denn die, nach ſeiner eigenen Angabe: unchriſtlichen, Epiphonemata nicht mangeln: „Ich „gehöre nicht zu der neuern Sadducäergilde, die „mit Hülfe ihrer ſaubern Philoſophie und Exege„tik, worüber Lucifer das Kollegium geleſen, „alles rein wegräſonnirt hat. Mein Glaube iſt „nicht der Glaube der neuern Volksaufklärer, u. „ſ. w.“ Indeß, wir treiben keine Polemik; unſertwegen mag Herr Stark ſeinem Gewiſſen und ſeiner Ueberzeugung folgen, wie er will. Nur wenn er vorſpiegeln will: ſeine izigen und ehemaligen Religionsbegriffe ſeien dieſelben; ſo darf

man

man ihm widerſprechen, weil dies ungegründet iſt. Izt zum erſtenmale hat er ſich ſo ſtreng erklärt, ſonſt nie. Die Danziger theologiſchen Berichte haben öfter aus ſeinen Schriften gezeigt, welche plumpe und unanſtändige Ausfälle er ehemals auf die Orthodoxen gethan. — Er iſt doch aber izt nicht etwa bloß darum altrechtgläubig geworden, um ſeine Gegner deſto nachdrüklicher des Unglaubens beſchuldigen zu können? Er macht es doch nicht, wie der fromme Herr von Bliſil, der fleißig in der Bibel las, damit der gutmüthige Tom Jones Schläge bekäme?

4). Er hat ferner, um ſich zu vertheidigen, den eben nicht kurzen noch ſchiklichen Weg gewählt: alle Aufſäze der Berl. Monatsſchrift, welche vom Katholizismus handeln, durchzugehen, und — ſtatt ſie zu widerlegen, eine Menge Schimpfwörter darüber auszugießen. Es iſt ſeltſam, wie ein Mann in des Herrn Oberhofpredigers Lage, der den bewußten Verdacht auf ſich hat, dazu kömmt, den Katholizismus, Jeſuitismus, die Proſelytenmacherei, und andere verdächtige Dinge, theils zu vertheidigen, theils zu entſchuldigen, theils zu läugnen. Es iſt ſeltſam, mit welcher wüthigen Heftigkeit er hierbei verfährt, die man ſonſt von einem bei der Sache nicht ſelbſt intereſſirten Manne kaum erwarten ſollte. Es iſt vollends ſeltſam, mit welcher Art er die vorgebrachten Beweiſe in dieſer Sache abfertigt. Sind die

Sachen ſo wahr und zum Theil bekannt, daß weder er noch ſonſt ein Menſch ſie leugnen kann; ſo ruft er aus: „Es ſind Ignoranten, A B C- „ſchützen, alte Waſchweiber u. ſ. w., daß ſie längſt „bekannte Dinge als neu vorbringen." Sind die Fakta neuer und unbekannter; ſo ſchreit er: „Es „ſind Lügen, und die ſie vorbringen, ſind Lügner, „Zeichendeuter, Verrückte, Wahnſinnige." Man ſieht, dieſe Art zu ſtreiten iſt, wenn gleich nicht bündig, doch ſehr bequem; und es iſt ſchwer, mit einem ſolchen Manne auszukommen. Indeß kümmert uns auch dieſer Mann, und ſein ſehr unmaaßgebliches Bedenken über einen der wichtigſten, nützlichſten, und mühſamſten Theile unſrer Monatsſchrift, nicht das allermindeſte. Wir ſchreiben nicht für ihn, und brauchen nicht uns gegen ihn zu rechtfertigen. Das unparteiiſche Publikum mag die Sache überlegen und ſelbſt entſcheiden; mehrere in andern Schriften bekannt gewordene Dinge ſcheinen doch die Proſelytenmacherei für kein bloßes Geſpenſt zu erklären; und mehrere Perſonen von der beſſern Denkungsart haben die in der Monatsſchr. gegebenen Warnungen und Vorſchriftsregeln theils angeprieſen, theils wiederholt. — Es iſt begreiflich, daß wir bei einigen Faktis die Erzähler nicht immer nennen dürfen. Dann glaubt Hr. Stark gleich Lügen ſchelten zu können. Z.B. in der Monatsſchrift Auguſt 1784 wird S. 187 erzählt, was Kardinal Paſſionei in

Holland

Holland ſelbſt, über die Plane Roms zur Verbreitung der katholiſchen Religion, in vertrauter Geſellſchaft geſagt hat. Dies ſoll nun nach Herrn Starks Belieben, man ſieht nicht recht warum, durchaus nicht wahr ſein; er widerlegt es daher a priori, B. I, S. 114, f. Erſtlich ſoll der Kardinal betrunken geweſen ſein; und freilich würde in dieſem Zuſtande, wenn Hr. Stark ihn nur beweiſen könnte, ſein Zeugniß ungültig ſein. Hernach aber ſoll dieſe Geſchichte ganz erdichtet, und zwar izt erſt erdichtet ſein. Da der Erzählende durchaus nicht genannt ſein will, und zwar, wie er ausdrüklich ſagt: um den rüſtigen Hr. Stark nicht auf den Hals zu bekommen; — ſo können wir nur ſo viel verſichern: daß Er ein Mann in einem angeſehenen öffentlichen Amte, nemlich ein Hofprediger, iſt, ein unbeſcholtener Mann von Gelehrſamkeit, Weltkenntniß, und redlichem Charakter. Er hat, wie er Kandidat war, in Holland verſchiedene Jahre im Hauſe eines vornehmen Mannes als Hofmeiſter geſtanden, iſt mit den bei dieſer Geſchichte genannten Gelehrten in freundſchaftlicher Verbindung geweſen, hat damals die Geſchichte von den gültigſten Augen- und Ohrenzeugen, Schultens, und Weſſeling ſelbſt, gehört, hat ſie gleich nach ſeiner Zurükkunft dem ſel. Sack in Berlin und nachher mehreren erzählt, und hat ſie 1784 ſchriftlich aufgeſezt. — Iſt es Hr. Stark wohl werth, daß wir ſo Schritt vor Schritt ihn

widerlegen, und die von ihm geradezu ohne Grund abgeleugneten Thatſachen erhärten ſollten? Nimmermehr! und daher mag es auch an dieſem einen Beiſpiele genug ſein. — Nur das wollen wir noch anführen, daß er ſehr oft (denn er iſt ſehr angenehm in ſeinen Wiederholungen) behauptet: die Jeſuiten beſtänden, als Jeſuiten, noch außer Weißrußland auch im Preußiſchen, nemlich zu Emmerich in Kleve (B. I, S. 93, S. 434, und auch im 2ten Bande einigemal). Man ſieht nicht recht, warum er ſo heftig hierauf dringet; doch nicht etwa, um uns zum Stillſchweigen zu zwingen, weil unſre Regierung ſelbſt noch den Jeſuiterorden erhalte? Wir können indeß behaupten: daß wir die glaubwürdigſten und angeſehenſten Departementsmänner hierüber befragt, und die einſtimmige Antwort erhalten haben: es ſei nichts an dieſem Starkiſchen Vorgeben. Es wäre doch ſeltſam, wenn gerade der Herr Oberhofprediger mehr von der Sache wüßte, als die Regierung ſelbſt.

5) So wie er, ſtatt ſich zu vertheidigen, zugleich die Vertheidigung einer Menge anderer Perſonen und ganzer Geſellſchaften übernimmt, obgleich er wahrlich mit der ſeinigen genug zu thun hätte; eben ſo hat er, ſtatt (dem Titel ſeiner Schrift *) gemäß) die Berl. Monatsſchrift zu wider-

*) „Joh. Aug. Stark, Plen. Tit. über Kryptokatho„liziſmus, Proſelytenmacherei, Jeſuitiſmus, Ge„heime

widerlegen, oder nach Belieben zu beſtreiten, eine **Menge** anderer, zum Theil ſelbſt geſchaffener, **Gegner** auf eine höchſt ekelhafte Weiſe mit in dieſen Streit gezogen: obgleich er hinlänglich mit Hinwegräumung der im Anti St. Nikäſe und in der Monatsſchrift angeführten Verdachtsgründe aus ſeinen eignen Schriften, zu thun haben mögte. Durch dieſes Hineinmiſchen wird die Sache noch immer verwirrter, dunkler, und zugleich gehäſſiger. Denn er erdichtet auf die lächerlichſte Art eine Verbindung zwiſchen uns und allen andern Menſchen die je über ihn geſchrieben. Z. B. Band I, S. 18: „Eine Unwahrheit im 89ſten Stük „der Gothaiſchen gel. Zeitung, die wahrſchein„lich aus einer und eben derſelben Quelle, wie „alle übrigen, fließt. S. 24: Von einem der „heimlichen Anhänger der B. Monatsſchrift„ſteller ſchreibt ſich unſtreitig die im 88 und 89 „Stük der Goth. Gel. Zeit. geſtandene Nachricht „her. S. 178: Als nun durch die Monatsſchrift„ſteller ſelbſt oder ihre Affiliirte in das 88 Stük „der Goth. Zeitung die falſche Nachricht gebracht „wird — u. ſ. w.“ Man hat hier zugleich eine Probe von ſeiner angenehmen Wiederholung, von

 ſeiner

„heime Geſellſchaften, und beſonders die ihm „ſelbſt von den Verfaſſern der Berliner Monats„ſchrift gemachten Beſchuldigungen. Mit Akten„ſtükken belegt. 2 Theile. Frankfurt u. Leipzig, „bei J. G. Fleiſcher, 1787.

ſeiner Gradation und Abänderung in eigener Erdichtung, und überhaupt von ſeiner Glaubwürdigkeit. Denn man wird uns wohl auf unſer Wort trauen, daß wir nicht das mindeſte von dem Verfaſſer jenes ihm ſo ſehr am Herzen liegenden Artikels wiſſen. Hat er doch höchſt lächerlich, nachdem er, obgleich ganz unwahr, doch höchſt zuverſichtlich, viel von unſerm Komplottiren geredet hatte, am Ende uns durch eine Eidesdelation ſelbſt befragen wollen: ob wir nicht komplottiret hätten? (Man ſ. unſern Prozeß, S. 86, 200, 280.)

Alle dieſe und noch mehrere ganz und gar nicht hingehörige Dinge, die er mit großer Weitſchweifigkeit ausführt, wobei aber, wie man geſehen hat, weder der Edelmuth noch die Wahrhaftigkeit des Herrn Oberhofpredigers im ſchönſten Glanze leuchten, müſſen abgeſondert werden, um endlich auf den Hauptpunkt der ſtreitigen Sache ſtoßen zu können. Es mag wohl ſchwerlich noch ein Beiſpiel geben, wo ein Mann, der ſich vertheidigen will, und der (wie er behauptet) ſich ſo leicht vertheidigen kann, doch ſelbſt die Hauptfrage ſo in Dunkelheit ſetzt, mit fremden Dingen überladet und untermiſcht, ſo deſultoriſch bald das eine bald das andere berührt und zuſammen gehörige Punkte weit aus einander trennt, ſo weitſchweifig bei Nebenſachen, ſo unbefriedigend bei den wichtigſten Punkten iſt, dabei ſo leidenſchaftlich und in einem der ruhigen Unſchuld und dem

guten

guten Bewuſstſeyn ſo ganz zuwiderlaufenden Tone redet, als Herr Stark es in dieſer ſeiner ſeinſollenden Vertheidigungsſchrift *) thut. Iſt dieſer verwirrte dunkle und weitſchweifige Vortrag ganz ohne ſeinen Vorſatz in ſein Werk gefloſſen, ſo iſt er in der That zu bedauren; denn faſt alle Leſer, etwa Hr. G. R. Jacobi ausgenommen, haben nicht ohne gegründete Veranlaſſung geſchloſſen; daß, wenn ein ſich vertheidigender Mann ſelbſt ein ganz ſimples Ding in chaotiſcher Verwirrung und eine ganz kurz abzumachende Frage in unüberſehbarer Weitſchweifigkeit vorträgt, daß es alsdann, auf das gelindeſte zu reden, dieſem Manne nicht leicht werden muß, ſich zu vertheidigen, und daß er daher es auch ſeinen Leſern nicht leicht machen will am Ende zu ſehen, ob er ſich wirklich vertheidigt hat oder nicht. Sonſt pflegt wohl ein Ankläger, um den Unſchuldigen zu verwirren und zu ermüden, die Sachen unordentlich und gedehnt vorzutragen; der ſich Vertheidigende aber, beſtimmt und genau zu reden. Hier iſt dies nicht der Fall. Die Monatsſchrift hat ohne Anklage

Y 5 immer

*) Sie kann unmöglich beſſer charakteriſirt werden, als durch die unſerm gedrukten Proceſſe, zum Motto vorgeſetzten Worte des Apulejus: Nunquam fertæ os ſuum niſi maledictis et calumniis aperit. Oratio ejus rebus flaccet, ſtrepitu viget. En illa accuſatio, jurgiis inita, verbis aucta, argumentis defecta! u. ſ. w.

immer beſtimmt angegeben: welches die gegen H. St. bekannt gewordenen Punkte ſind, woraus man Verdacht ſchöpfen könne; hat beſtimmt angegeben, über welche Punkte ſich H. Stark zu erklären habe, um allen Verdacht zu entfernen. Man höre Wundershalber, wie der Herr Definitor, der ſich nun doch einmal vertheidigen will, ſtatt dieſer Beſtimmung zu folgen, ſich darüber ausläßt! (Es iſt zugleich eine Probe von den einigen lebhaften Stellen des Starkiſchen Buches, die ſie H. G. R. Jacobi nennt.)

„B. II, Abſchn. 2, S. 84: Wer giebt dieſem Ehrvergeſſenen das Recht, mich aufzufordern, um mich vor das von ihm und Bieſtern und Gedike, und wie die Zionswächter weiter heißen mögen, von ihnen eigenmächtig errichtete Inquiſitionstribunal zu ziehen? Den Pranger, das Brandmal an der Stirne, und die Ruthe des Büttels auf den Rükken verdienen ehrloſe Pasquillanten, die den Namen *) rechtſchaffener Leute zu ſchänden ſuchen; aber keine Antwort. — S. 154. Was ich zu dieſer Schurkenmäßigen Aufforderung, u. ſ. w. — S. 157. Um nun aber das Maaß ſeiner Schändlichkeiten voll zu machen, zeigt ſich dieſer Menſch

in

*) Man merke, daß in der Stelle, von welcher hier die Rede iſt, gar kein Namen, und alſo auch nicht der Namen des Herrn Oberhofpredigers genannt worden. Sie ging ihn nichts an, wenn er ſie nicht ſelbſt auf ſich deuten wollte. Nicht, was über einen ungenannten proteſtantiſchen Gottesgelehrten, ſondern was über Hrn. Stark namentlich nach Maaßgabe ſeiner eigenen Schriften geſagt iſt, das erwartet man von ihm aufgeklärt.

in der wahren Geſtalt eines Dominikanermäßigen Inquiſitors, und legt mir Fragen vor, um ſie ihm zu beantworten. Welchen deutſchen Mann von Gefühl müſſen nicht dieſe Frechheiten äußerſt indigniren? Nur meiner Obrigkeit bin ich Rede und Antwort ſchuldig, nicht aber einem elenden Jurnaliſten, der zu allen Schändlichkeiten noch die Frechheit mit ſchamloſer Stirne hinzufüget, mich vor ſein Inquiſitorstribunal zur Rechenſchaft zu ziehen. Mit edlem Unwillen und tiefer Verachtung kehre ich dieſem Nichtswürdigen den Rükken. — So antworte ich auch dieſem Elenden nicht darauf, daß er ſagt, mir müſſe bekannt ſein, ob die Superiores Incogniti u. ſ. w. — Zulezt ſagt Bieſter: Wie umſtändlich, deutlich, beſtimmt, und ohne Vorbehalt ſeine Erklärung ſein müſſe, um ſeine Ehre auf immer zu retten, brauche ich wohl nicht hinzuzuſetzen. Wohlan! meine umſtändliche deutliche und beſtimmte Erklärung ohne Vorbehalt iſt dieſe: daß ich ihn als einen gefliſſentlichen Lügner, Verſtümmler und Verfälſcher ihm zugeſchikter Briefe *), für einen ehrloſen Menſchen erkläre. — S. 226. Weder das eine noch das andere, worauf mich der boshafte Pasquillant hinwerfen will: die Falſchheit dieſer (im Anti St. Nikaiſe

*) Er hat nemlich mit entſezlich vielen Worten, von S. 117. bis 158, beweiſen wollen, daß ich den Brief eines ſeiner ungenannten Freunde verfälſcht hätte. Ich hoffe, daß jeder der hierüber urtheilen will, ſo billig ſein wird, meine Vertheidigung in unſerm Prozeß S. 212, f. erſt nachzuſehen: eine Billigkeit, die freilich, wie ich merke, Hr. Jacobi (Deutſch. Muſ. Febr. S. 155) nicht geübt hat. B.

käſe abgedrukten) Briefe zu beweiſen, oder zu zeigen, daß ich die Perſon nicht ſei die ſie geſchrieben (im Jul. 1786 der Monatsſchr.); weder das eine noch das andere habe ich nöthig. Ein frecher Epitomator hat die Briefe in jenen Zuſammenhang gebracht. Ein ehrloſer Verläumder hat ſie interpretirt. Und ein Ehrenſchänder ſchlug dies infame Pasquil in der Monatsſchrift wider mich an. Ob ich nun noch alle die Fragen zu beantworten nöthig habe, die dieſer Nichtswürdige aufwirft? Wo die außerhalb Deutſchland befindliche Loge war? Ein Schurke ſetzt ſie nach Frankreich. Wer mein Certifikat unterſchrieben? Ein Zigeuner und Zeichendeuter macht ihn zum kathol. Geiſtlichen. Ob der groſe Meiſter der Papſt ſei? Ein Narr hat ihn dafür erklärt. Was es für ein Orden ſei? Nur ein verworfener Ketzerjäger kann u. ſ. w. Der Endzwek dieſes Ordens? Nur ein proteſtantiſcher Dominikaner könnte Endzwekke der römiſchen Propaganda darunter ſuchen. Das iſt meine Erklärung."

Dieſe Worte des gelehrten und geiſtlichen Herrn ſind wirklich, wie es H. Jacobi ausdrükt, etwas lebhaft, klingen wirklich etwas hart und widrig. — Doch dem ſei, wie ihm wolle. Es kömmt nun einmal darauf an (denn wozu hätte der Herr Oberhofprediger ſonſt alle ſeine tauſend Seiten geſchrieben?), es kömmt darauf an, nachzuſehen: worüber er ſich zu erklären hatte? und ob er ſich darüber erklärt hat? Dies muß, um die Wahrheit bei dieſer wichtigen Sache ans Licht zu bringen, unterſucht werden; ſollte dieſe Unterſuchung

ſtechung auch aufs neue die heftigſten Symptome ſeiner zornigen Raſerei erregen. Die einzige Hauptfrage iſt nur und kann nur dieſe ſein:

„Hat Herr Oberhofprediger Stark ſich „nicht ſelbſt verdächtig gemacht? nemlich „durch ſeine eigenen Briefe und Schriften „ſich verdächtig gemacht, daß er in geheimen „Ordensſachen, in einer höchſt bedenklichen „und wohl gar der proteſtantiſchen Religion „nachtheiligen Verbindung mit einer ſehr ge„ſchäftigen Partei der katholiſchen Geiſtlich„keit ſtehe?“

Dieſe Frage ward in der Monatsſchrift aufgeworfen, bei Gelegenheit der wichtigen und auch von Andern ſchon ventilirten Unterſuchung: Ob nicht der Eifer Proſelyten zu machen noch bei einigen katholiſchen Geiſtlichen ſehr thätig ſei? und ob dieſe nicht, zur Gewinnung von Proſelyten, allerhand ſehr ſeltſame Mittel, beſonders auch das Mittel gewiſſer Innerer Orden und geheimer Geſellſchaften, anwendeten? Dieſe Frage ward bei uns aufgeworfen: 1) zufolge anderer öffentlicher Bücher, welche bedenkliche Schritte des Herrn Oberhofpredigers erzählten, und bedenkliche Briefe von ihm lieferten, und 2) zufolge ſeiner eigenen auch bis itzt noch nicht von ihm abgeleugneten Schriften. Und dieſe Frage ward bejahet. Das heißt: es ward in der Monatsſchrift geſagt: Herr Stark hat ſich in der That verdächtig gemacht,

macht, in ſehr bedenklicher Verbindung mit katho-
liſchen Geiſtlichen zu ſtehen. Aber mehr als das, ward
auch nicht geſagt. Nie ward ihm die Sache ſelbſt,
nie ward ihm etwas mehr als Verdacht, beige-
meſſen. Oft und vielfach haben wir verſichert:
daß es allerdings möglich ſei, dieſen Verdacht zu
zernichten; wir haben dies gewünſcht, gehoft, ihn
darum gebeten, ihn dazu aufgefordert. Nie haben
wir ihn geradezu beſchuldiget, noch vielweniger
verurtheilt; nie haben wir dieſes gewollt, und
wir wiſſen auch ſehr wohl: daß wir es nicht konn-
ten, daß wir es auch noch izt nicht können: nach
unſerm gewonnenen Prozeſſe, und nach ſeiner
ſchlechten Vertheidigungsſchrift. Wir wiſſen, und
wußten, daß auch der günſtigſte Urtheilsſpruch in
unſrer Rechtsſache (ſo völlig günſtig, als wir ihn
am 16 Aug. 1787 erhielten) uns hierzu kein Recht
geben kann *); auch haben wir dies nie verlangt:
nur

*) Das ſagten wir ſchon im April 1787. „Ein für
„Herrn Stark ungünſtiges Urtheil kann bloß das
„Recht der Herausgeber zeigen, öffentlich über
„öffentliche Sachen zu urtheilen, kann höchſtens
„nur den Verdacht beſtätigen, aber über Herrn
„Starks wirkliche Schuld nichts entſcheiden.
„Nur von ihm ſelbſt muß man ſeine Rechtfer-
„tigung erwarten; und es iſt angenehm: izt von
„ihm zu erfahren, daß er in ſeiner ausführlichen
„Schrift die Wahrheit umſtändlich erörtern und
„deutlich darſtellen wird. Je ausführlicher, je
„umſtändlicher, je deutlicher; deſto beſſer! Die-
„ſes muß jedem Wahrheitsfreunde lieb und an-
„genehm

nur für das Recht des Verdachtes haben wir geſtritten, und werden ſtets freimüthig und unverdroſſen es in allen ähnlichen Fällen behaupten. Jedem, dem Wahrheit und freies Denken wehrt iſt, muß auch dieſes Recht heilig ſein: nach den Regeln der geſunden Logik und nach den ihm einleuchtenden Wahrſcheinlichkeiten ſein Urtheil beſtimmen zu dürfen; jedem, dem an Aufrechthaltung der Vernunft und der proteſtantiſchen Religion etwas liegt, muß das Recht heilig ſein: öffentlich ſeinen Verdacht äußern zu dürfen, wenn öffentlich ſolche verdächtige Schritte (wie hier der Fall war) gegen dieſe beiden unſchätzbaren Gottesgaben bekannt werden.

Und warum empört ſich denn der Herr Oberhofprediger ſo gewaltig gegen dieſe Aeußerung unſers Verdachtes? warum ſucht er höchſt gehäſſig, die Sache ſo vorzuſtellen, in ſeiner Klagſchrift und in ſeinem dikken Buche: als hätten wir, bei der gegründeten Aeußerung dieſes von ihm ſelbſt erregten Verdachtes keine andere Abſicht gehabt, nichts anders dadurch zu erreichen geſucht, als: ihn (wie er ſich öfter ausdrükt) um Ehre und Amt, ja ſelbſt um Geſundheit und Leben zu bringen?

„genehm ſein; und ſo iſt es, wie geſagt, auch „uns. Wir ſelbſt haben ihn ja laut dazu aufgefordert, haben es dringend von ihm gewünſcht.“ Man ſ. den Prozeß, S. 122.

gen? Wie, und warum hätte uns ſo etwas einfallen können? Wir forderten ja nur, daß er dieſe verwirrte aber wichtige Sache aufklären ſollte. Nur um die Sache war es uns zu thun, nicht um ſeine Perſon, die uns ja auf keine Weiſe im Wege ſtehen kann. Hätte eine gerade Aufklärung von ſeiner Seite auch ein noch ſo nachtheiliges Licht über ſeine damaligen Verbindungen, die er wenigſtens ſeit 1777 ganz verlaſſen zu haben oft verſichert, verbreitet; ſo mußte ſie im Gegentheil eben deswegen ſeine izige Denkungsart bei dieſer Aufdekkung in ein ſehr vortheilhaftes Licht ſtellen. Die edle Eliſa, welche, freilich unaufgefordert, kurz zuvor in der Monatsſchr. (Mai 1786) ſich über ihren frühern Hang zu Schwärmereien ſo unbefangen erklärt hatte, gab ihm ja dazu ein vortrefliches Beiſpiel. Auch ſieht er dies ſelbſt ein. Er ſagt ja ſelbſt, B. II, Abſchn. 2. S. 861 „Wäre ich in ſolchen Konnexionen geweſen, ſo würde ich mir gar „kein Bedenken daraus machen, es gerade heraus „zu ſagen. Denn, was iſt darin großes ſchrekliches und unerhörtes, daß ein junger Menſch von „einigen 20 Jahren in ſchlimme Hände fällt und „mißgeführt wird? Dreiſt würde ich alſo izt in „meinem 46ſten Jahre ſagen: Ja ich habe auch „das Unglük gehabt, u. ſ. w. Ja ich würde mir „kein Bedenken machen, diejenigen Verführer, „die meiner unerfahrnen Jugend gemißbraucht, „namentlich bekannt zu machen.“ — Und — denn

es

es iſt ihm nun einmal nicht möglich, eine Sache bloß einmal zu ſagen *) — S. 217: „Es wäre „gar kein Wunder, und für einen jungen Men„ſchen von 24 bis 25 Jahren ein ſehr verzeihlicher „Enthuſiasmus geweſen.“ Auch vorher S. 181 unten; und nachher S. 324, f. Wenn dieſe Sache alſo ſo unbedenklich war, wie ſie es wirklich iſt; warum ſtellt er ſie denn anderswo ſo bedenklich und ſchrecklich vor? — Nein, dieſes Recht: über öffentlich bekannt gewordene gefährliche Dinge öffentlich ſeinen Verdacht zu äußern, muß (was auch die Schloſſers dagegen ſophiſtiren mögen) ſtets ungekränkt bleiben! muß weder durch gehäſſige Anſchuldigungen, noch durch die verkehrt angewandte Stimme des Mitleids dem Wahrheitsfreunde entriſſen werden!

Dieſes Recht übten auch wir. Der Verdacht gegen Hrn. Stark ward bei uns im Julius 1786 geäußert, und mit Belägen aus ſeinen Handlungen, ſeinen Briefen, ſeinen Büchern, beſtätigt. Aber alles dies, was zum Beweiſe angeführt ward, ſoll, wie er darauf ſagte, anders gedeutet wer-

*) Es iſt gar poſſirlich, wenn dieſer ewige Wiederholer, der ſich ſelbſt belügt, um uns nur zu ſchmähen, S. 239 ſagt: „Ich will das ſchon oben be„wieſene nicht wiederholen. Ich ſchreibe, um „Unſchuld und Wahrheit ins Licht zu ſtellen; „nicht aber, wie die Monatsſchriftſteller, um „mich mit einigen Hellern zu bereichern, und „um die Bogenzahl durch einige Wiederholun„gen unnöthig zu vermehren.“

werden. Hierauf können wir nicht bündiger antworten, als mit der gewiß unverwerflichen Autorität, die folgende höchſt gerechte Entſcheidungsworte ausſprach:

„Daß dies, wofür es der Kläger itzt ausgiebt, „ein Spiel geweſen, daß alle dieſe Worte in „einem ganz andern Sinn verſtanden wer„den müſſen: kann wahr ſein. Allein, dies „folgt nicht aus dem äußern Schein; und „hiernach ſind die Beklagten zu beurtheilen *)."

Wir

*) Worte der Entſcheidungsgründe der Sentenz. Man ſ. die letzte Seite unſers Prozeſſes. — Ich möchte den Sophiſten ſehen, der dieſen höchſt gerechten Hauptgrund der Entſcheidung umzuſtoßen vermöchte. Hr. Geh. Rath Schloſſer zwar glaubt (D. Muſeum März 1788, S. 254) daß an unſrer Freiſprechung nur die gute Laune der Richter gegen uns Schuld geweſen. Ach ja! es iſt ein trefliches Ding um die gute Laune der Unparteilichkeit! Und die böſe Laune, die grämlich, ärgerlich, miſanthropiſch, zänkiſch, grillenhaft, und am Ende gar Vernunft- und Gründehaſſend (μισολογος, wie Platon im Gegenſatz von μισανθρωπος ſagt), Paradoxienjagend und ſophiſtiſch macht, dieſe böſe Laune, welche Hrn Schloſſer baß plaget als ehemals der böſe Geiſt den König Saul, dieſe macht freilich nicht ſehr fähig zur Unparteilichkeit. — Indeß, möchten wir doch einmal ſehn, wenn wir nun von unſrer Seite Hrn Stark injuriarum verklagen wollten, wegen der obigen und einiger andern Stellen, ob, wenn H. Schloſſer Richter in der Sache wäre, ob er bei aller ſeiner bekannten böſen Laune gegen uns ſich wohl getrauete, uns hierin Unrecht zuzuerkennen!

Wir ſtützen uns mit Recht auf dieſen höchſt gerechten Ausſpruch, um zu begründen, daß nach dem äußern vorliegenden Schein H. Stark damals allerdings verdächtig war, und daß wir das Recht hatten, unſern Verdacht zu äußern. Zernichtet er itzt, durch andere Erklärungen, durch offene Erzählungen, u. ſ. w. völlig dieſen Verdacht; ſo wirft dies gar kein nachtheiliges Licht auf uns. Wir hatten ja ſelbſt die Möglichkeit ſeiner völligen Ehrenrettung immer zugegeben; damals aber konnten wir nicht anders als nach den damals bekannt gewordenen Umſtänden urtheilen. Werden wir itzt eines beſſern belehret, ſo nehmen wir gern unſere, damals gegründete, Meinung itzt zurük. Wir ſind alſo in der That völlig unparteiiſch bei der Sache. Und mit dieſer Unparteilichkeit wollen wir nun ſehen, und den Leſern unſerer Pflicht gemäß berichten: wie er dieſen Verdacht von ſich abwälzt? — Er unternimmt es im zweiten Bande ſeines dikken Werkes, 1 Abſchnitt Nr. 7, von S. 174—268; und 2 Abſchn., S. 1—384. Wäre doch ſein ungeheures Werk auf dieſe einzig intereſſanten 4 bis 500 Seiten zuſammengeſchrumpfet! Aber ſelbſt, wie viel iſt hier auch noch auszumerzen; und vorzüglich wie vieles beſſer zu ordnen, deutlicher anzugeben, beſtimmter auszudrükken! — So viel ſieht wohl ein Jeder: daß weder Lebenslauf, noch Glaubensbekenntniß, weder Beſchuldigung anderer Orden noch einzelner

Glieder (welches alles der Herr Oberhofprediger hier unnöthig angebracht hat), das geringſte beweiſet. Sondern, um ſich zu rechtfertigen, muß er darthun (nicht mit Machtſprüchen oder gar mit Schimpfreden verſichern): daß keiner ſeiner Ausdrükke und Schritte, die man in Anſpruch genommen hat, nach den Regeln der Logik als verdächtig angeſehen werden könne. Kann er dieſes darthun; gut! ſo hat er ſein Thema erwieſen. Kann er dieſes nicht, ſo muß er einräumen, daß er ſich damals wirklich in verdächtige Dinge eingelaſſen hat. Will er aber dieſen entſchuldigenden Unterſchied nicht annehmen, will er ſeine damaligen und itzigen Schritte alle gleich vertheidigen; ſo bleibt in dieſem Falle der Verdacht auch itzt noch auf ihm liegen: aber auch weiter nichts als der Verdacht, denn die ſchlechteſte Beſchaffenheit ſeiner Vertheidigungsſchrift erhebt den Verdacht gegen ihn nie zur Schuld. Läßt er ſich aber gar wiſſentliche Unwahrheiten zu Schulden kommen, dann — ja dann ſetzte er ſich freilich ſelbſt in eine ſehr ſchlimme Lage.

Nach dieſen, wie uns dünkt, richtigen, und dabei ſehr billigen Grundſätzen werden wir nun — zum Beſten der Leſer, die das ungeheure Werk nicht durchleſen können, und zum Beſten der Wahrheit, welche durch dieſe Unterſuchung doch etwas mehr wird ins Licht geſtellt werden — die Gründe des Herrn Oberhofpredigers durchgehen, womit er

er den von ihm ſelbſt gegen ſich erregten Verdacht abwälzen will. Wir werden unparteiiſch anzeigen, welche Punkte er wirklich genugthuend von ſich abgelehnt hat; aber dabei auch freimüthig erklären, welche ihn troz aller ſeiner Bemühung noch immer drükken. — Es iſt bekannt, daß der Verdacht wegen der Ordensgeheimniſſe des Herrn Stark ſich gründet:

1) auf ſeine das Klerikat betreffende Briefe, die im 2ten Bande des Anti St. Nikaſe abgedrukt, und im Jul. 1786 der Monatsſchrift excerpirt waren;
2) auf ſeine Korreſpondenz mit Schröpfern, ſ. gleichfalls Jul. 1786 *);
3) auf ſeine maureriſche Schriften.

Dieſe Stükke müſſen und wollen wir durchgehen, um zu ſehen wie der Herr Oberhofprediger ſich darüber erkläret hat. Die Sache iſt freilich zu weitläuftig, als daß ſie in einem Aufſatze könnte zu Ende gebracht werden. — Wir wollen ſie einzeln, in der umgekehrten Ordnung, vornehmen.

I Herrn Starks maureriſche Schriften.

Es kömmt hierbei

1) auf die Zeit an: wann er dieſe Schriften geſchrieben?

Z 3 Die

*) Dieſer Aufſatz der Monatsſchrift, und alle übrigen, welche Hrn Stark betreffen, ſind mit abgedrukt in unſerm Prozeß.

Note; und S. 248); und die alten und neuen Myſterien (S. 250, unten). — Was folgt nun aus allen dem? Dieſe zwei Bücher gab er alſo, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, gewiß 1781 und 1782 heraus; und die beiden andern auch höchſt wahrſcheinlich 1780 und 1785! Und dennoch konnte dieſer Mann ſich und die Wahrheit ſo ganz vergeſſen, daß er noch S. 83 ſchrieb: „Schon „ſeit 1777 habe ich an allen maureriſchen Ver„bindungen weiter keinen Antheil genommen; „und es iſt mir ſehr gleichgültig geweſen, was „unter den Freimaurern vorgehn mogte: daß „ich auch manchen meiner vormaligen Freunde, „wenn ſie mir von dergleichen Sachen ſchrie„ben, nicht einmal antworten mögen.“ Wer Bücher, die in der maureriſchen Welt wirken ſollen, ſchreibt, wer ſich den Zwek des Ordens zu beſtimmen bemühet, wer vor einigen Syſtemen warnet, und auf andere dunkel hinweiſet: der nimmt doch gewiß noch wohl Antheil am Orden, nimmt wohl mehr Antheil daran als wer täglich die Logen beſucht und ſich öffentlich für ein Mitglied ausgiebt. — Wir lernen aus dieſem Umſtande demnach zweierlei: erſtlich, daß der Herr Oberhofprediger wirklich noch ſeit 1777 ſehr thätig im Orden geweſen, und es alſo vielleicht itzt, ungeachtet aller ſeiner Betheurungen, noch iſt; und zweitens: daß er folglich, über dieſen Punkt die Unwahrheit geſagt hat, welches uns kein

großes

groſſes Zutrauen zu ſeinen Erzählungen von ſich ſelbſt, worauf wir hernach ſtoßen werden, einflößen kann.

Doch wir kommen 2) zu dem Inhalt der Schriften ſelbſt.

A. Apologie des Freimaurerordens.

Dieſes Buch erkennt Herr Stark völlig für das ſeinige an. Wir können es, wie man leicht denken kann, ſo wenig, wie ſeine ſpätern zum Theil noch bedenklichern maureriſchen Schriften, ganz durchgehn; doch müſſen wir ein Paar ſehr ſeltſame Stellen, die er hat vertheidigen wollen, genauer anſehn. — Nichts kann wohl gefährlicher werden, als wenn die Mitglieder dieſes Ordens, der nur Tugend und Religion zum Zwek haben kann, ſtatt hierzu angefeuert zu werden, von weit entfernten wichtigen Geheimniſſen hören, die wohl gar in der Fremde zu ſuchen ſind, wohl gar in dem ausſchließenden Beſitze einer ungenannten Geſellſchaft ſich befinden ſollen, und die in unbeſtimmten myſtiſchen Ausdrükken angegeben werden, welche die Imagination anflammen und den gutmüthig ſuchenden jungen Bruder der Gaukelei eines Betrügers wohl vorbereitet zuführen. Dies hat ſich auch der Herr Oberhofprediger zu Schulden kommen laſſen; und ſeine Ausdrükke werden noch verdächtiger, wenn man bedenkt, daß er dem betrügeriſchen Schröpfer ſchrieb: er werde aus dieſer Apologie und zwar aus dieſen Stellen derſel-

ben erkennen, was er für ein Mann (wer) der Verf. ſei, er werde daraus ſehen, daß er (der betrügeriſche Schröpfer) Herz zu ihm (dem H. Oberhofprediger) haben und frei mit ihm reden könne; und wenn man damit ähnliche Stellen in deſſen frühern Briefen über die Klerikatsſache vergleicht. Es heißt in der Apologie S. 23: „Ich beſuchte „Logen in Deutſchland, Frankreich und unterſchie„denen andern Ländern, die ich hier zu nennen Bedenken trage.“ (Ein anſpornender geheimnißvoller Wink!) „Ich fand endlich“ (nach langem Suchen und Reiſen) „die Erfüllung meiner „Wünſche: ich erkannte die ſo tief verſtekte Wahrheit.“ (Giebt es eine objektive iſolirte Wahrheit? und die iſt verſtekt? wer hat ſie verſtekt? und man kann ſie am Ende mit Suchen in den Logen finden!) „Ich lernte mich ſelbſt, was um „mich war, und den auf der natürlichen und ge„heiligten Einheit gegründeten dreifachen „Grund näher erkennen.“ (Sich ſelbſt, und was um uns iſt, zu kennen, wird man nicht auf Vernunft, auf Studium, auf Bibel, ſondern auf geheimnißvoll angedeutete Logen gewieſen! Und zu dieſer allerwichtigſten Kenntniß wird die Kenntniß eines unbeſchreiblich beſchriebenen gegründeten Grundes gefügt! Iſt dies lezte bloß ein heiliges Dunkel des ſublimen Unſinns? oder iſt ein bedenklicher Sinn dahinter? In dem Briefe an den Gaukler Schröpfer verſichert der Herr Oberhofprediger

prediger auch, das dreifach gekrönte Heilig=thum zu kennen. Und in den Briefen über das Klerikat redet er von dem dreimal geſegneten Vater, zu welchem Eifer und Geduld nur wenige Ordensglieder durch einen glüklichen Führer bringen.) „Für nachdenkende Leſer habe ich hiermit genug geſagt‘ (nun! wenn das genug iſt!) „und iſt es eben ſo viel, als wenn ich ſagte: ich erkannte, was der Orden war, und womit ſich „ſeine Geweiheten eigentlich beſchäftigen.“ — Hiergegen ſtechen die itzigen Betheurungen des H. Oberhofpredigers ſeltſam ab: daß er und Schwärmerei himmelweit von einander ſtänden; daß man ihn nie werde beſchuldigen können, myſtiſche Winke gegeben zu haben, u. ſ. w. Ueber die Stelle ſelbſt erklärt er ſich S. 331 ſo: „es ſeien bekannte „Allegorien, die in mehrern Freimaurerreden und „Schriften vorkämen.“. Allein, dies iſt fürs erſte nicht ganz der Fall; und fürs zweite iſt es nicht einerlei, was einmal ein Bruder Redner thut, und was ein Mann, vor welchem ein ſo großer Ruf der Gelehrſamkeit und ein noch größerer Ruf wichtiger Ordenskenntniſſe vorherging, in einer ausführlichen Apologie, welche ſo viel Aufſehn gemacht hat, ſagt.

Merkwürdiger noch iſt die Stelle S. 120. „Ich „vermuthe aus verſchiedenen Gründeu, daß diejenigen, bei denen zu einer gewiſſen Zeit der Frei„maurerorden ſeinen Urſprung genommen, und

„ bei

„bei denen ſich auch noch wahrhaftig“ (alſo „hier iſt keine bloße Vermuthung) „die authenti„ſchen Stükke aus dem entfernteſten Alter„thum befinden, eiferſüchtig oder vielmehr vor„ſichtig in Mittheilung ihrer Kenntniſſe gewe„ſen ſind. Denen, an welche ſie ſich nicht ver„trauen konnten, gaben ſie hie und da einen klei„nen Brokken hin; das Wahre behielten ſie für ſich!“ — Wer wird nicht begierig ſein, dieſes Wahre auch mitgetheilt zu erhalten. Aber wo findet man es? Der Freimaurerorden hat es nicht. Dieſer beſitzt nicht einmal die authentiſchen älteſten Aktenſtükke. (Wahrlich eine feine Apologie des Ordens!) Das Wahre, die ächten Kenntniſſe, die authentiſchen Stükke beſitzt eine ungenannte Geſellſchaft, bei welcher der Fr. M. Orden entſtanden iſt, und die ihm ihre Kenntniſſe mitgetheilt hat. Es iſt, als wenn der Verf. mit ſeinen Leſern Ball ſpielet: nun wird man wieder aus dem Fr. M. Orden herausgeſchlagen, und zu einer unbekannten Geſellſchaft hingeworfen. Noch verdächtiger aber wird die Sache, wenn man bedenkt: daß der Herr Oberhofprediger hier ſo ungewöhnlich poſitiv: wahrhaftig! ſpricht, daß man nothwendig annehmen muß, er kenne dieſe Geſellſchaft. Noch verdächtiger, wenn man dazu nimmt, daß er 1767 als Kleriker, von einer ungenannten Loge „außerhalb Deutſchland re„dete, in welcher die Wenigen, welche ſie regie„ren,

„ßen das innerſte Geheimniß des Ordens be-
„ſitzen; und welche mit von Herrn Stark de-
„pendirt, indem ſie durch einen von uns (wie er
„ſagt) der Loge vorgeſchlagenen Meiſter regiert
„wird. Wir (ſagt er daher) beſitzen die höch-
„ſten Grade in der Fr. Maurerei, ſind auch mit
„ins Innerſte eingegangen. Wir kennen das
„Höchſte des Ordens.“ — Was ſoll man hiezu
ſagen! Wer wird wohl nicht begierig, auf welche
geheime, unbekannte, ungenannte Geſellſchaft der
Herr Oberhofprediger hier hindeute. Nun höre
man ſeine ganze itzige Antwort, die Schimpfwör-
ter allein ausgelaſſen. S. 333: (ironiſch) „der
„Fr. M. Orden kann alſo wohl nicht zu einer ge-
„wiſſen Zeit ſeinen Urſprung genommen haben; und
„diejenigen, bei welchen er entſtanden, können nicht
„noch die authentiſchen Stükke deſſelben behalten
„haben, u. ſ. w.“ (Mit einem u. ſ. w. fertigt er
eine ſo wichtige Sache ab!) „Nach dem Syſtem
„der ſtrikten Obſervanz iſt der Fr. M. Orden 1314
„oder 1316 in Schottland entſtanden.“ Und nun
ein Trumpf, daß es hämiſche Bosheit eines Pas-
quillanten ſei, aus einer unverfänglichen Stelle
Gift zu ſaugen. — Muß man nicht erſtaunen!
Freilich hat der Orden wohl, wie alles in der Welt,
ſeinen Anfang gehabt; aber die Frage iſt: ward
er von einer andern Geſellſchaft geſtiftet? . . .
Und welche Gedanken und Gefühle drängen ſich
nicht im Kopfe und Herzen jedes nachdenkenden Le-

ſers bei der Beſchreibung des Herrn Oberhofpre-
digers von dieſer noch exiſtirenden ungenann-
ten andern Geſellſchaft? Sie hat die wahren
Geheimniſſe, ſie hat die unverfälſchten Aktenſtücke;
ſie vorenthält ſie ſogar dem Orden ſelbſt! Von wel-
cher Wichtigkeit muß ſie nicht für den Orden ſeyn!
Sucht ſie dieſe Wichtigkeit nie geltend zu machen?
äußert ſie keinen Einfluß auf ihn? bemüht ſie ſich
nicht, ihn abhängig von ſich zu erhalten? — Hier
läßt ſich ein vielbedeutendes u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.
anbringen. Statt der gewiß pflichtſchuldigen
Beantwortung aller dieſer Fragen, die H. Stark
auf das unverantwortlichſte bei ſeinen Leſern
erregt hat, verweiſet er uns itzt — nach Schott-
land! Iſt das Hohnneckerei von ihm, oder Ernſt?
In Schottland war er doch, ſeiner eigenen Lebens-
beſchreibung zufolge, nicht. Und welche Geſell-
ſchaft exiſtirt denn in Schottland? — Kurz, wir
berufen uns auf das Gefühl jedes redlichen Man-
nes, jedes patriotiſchen Deutſchen, jedes aufrich-
tigen Proteſtanten, jedes edlen Freimaurers: Muß
H. Stark nicht angeben welche Geſell-
ſchaft er meinte? wenn er den Verdacht
von ſich abwälzen will, daß er nicht eine ſehr
böſe Geſellſchaft meinte!

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

4.

Salomon Geſſner *),

geboren 1730; geſtorben d. 2. März 1788.

Mein Herz drängt mich, theuerſter Bieſter, Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, welche für jeden Freund der Wiſſenſchaften, und des vaterländiſchen Ruhmes eine der wichtigſten, aber leider! auch eine der betrübteſten iſt. So eben komme ich von dem Sterbebette unſers lieben und einzigen Salomon Geſſners; und vielleicht iſt, da ich dieſes ſchreibe, ſchon ſeine große Seele bei den Unſterblichen. — Was ich hierbei fühle, das kann nur derjenige wiſſen, der Geſſnern ganz ſo gekannt hat, wie ich; und Sie, liebſter Bieſter, der Sie ihn doch wenigſtens einen halben Tag ganz genoſſen haben, müſſen es beſſer verſtehen, als alle die, welche in ihm nur den Dichter und den Maler kannten. Für dieſe ſtirbt Geſſner nicht; was dieſe bei der Nachricht von ſeinem Tode empfinden mögen, iſt ein ſanftes vorübergehendes Gefühl: ſo kalt und allgemein, als das Bild, wozu ſie ſich die Züge aus den Schriften des herrlichen Mannes zuſammenleſen. Aber für uns, denen dieſe großen und edeln Gefühle in ihrer Individualität, und in ſo vielen mannigfach ſchattirten Lagen erſchienen ſind,

*) Man ſ. auch die trefliche Epiſtel dieſes Verfaſſers an ihn, Berl. Monatsſchr. 1787, April, S. 334.

ſind, für ſeine edle Gattin und Kinder, welche der Seligkeit eines ſolchen Gatten und Vaters ſo empfänglich als würdig waren: für ſie und uns ſtirbt Geſſner eigentlich, für ſie und uns iſt der Schmerz über dieſen Verluſt ſo einſchneidend und lebendig, als das Gefühl ſeines unſchätzbaren Werthes.

Ich habe eben meine Thränen abgetroknet; und ſuche nun einen Freund, mit dem ich mich von Geſſnern unterhalten kann. Sein Sie es, liebſter Bieſter, und laſſen Sie ſich, ich bitte Sie, mein unordentliches Geſchwätz nicht ärgern. Ein andermal werde ich Ihnen vielleicht ein Wort von Geſſners poetiſchem Werthe vorzulegen wagen, welches ich in einem ruhigern Augenblikke bereits geſchrieben habe. Heute wird der Dichter, ſo theuer er mir auch ſonſt iſt, von dem Menſchen ganz aus meiner Seele verdrängt. Ich kann und mag mir gerade jezo in Geſſnern nichts denken, als den edeln, guten, liebenswürdigen Mann, und wenn ich mir auch den großen Mann denke, ſo geſchieht es um ſeiner Einfachheit willen, die erſt durch ſeine Größe ihren vorzüglichen Werth erhält.

Ach! es war einer von den ſüßen Augenblikken meines Lebens, als ich Sie im lezverwichenen Sommer zu ihm in ſeine waldigte Einſiedelei führte *). Ihnen beſter Freund, der Sie mehr berühmte

*) Es war am 17 Auguſt 1787: ein mir unvergeßlicher Tag! Geſſner wohnte im ſogenannten Silwalde, eine ſtarke Meile von Zürch. B.

rühmte Männer in Ihrem Leben geſehen, und nicht bloß geſehen, ſondern durchblikt haben, öffnete ſich gewiß die ganze Seele des großen einfachen Mannes, beim erſten Empfange. Ihnen konnte es unmöglich entgehen, wie er voll der herzlichſten Freude, Biestern zu ſehen, es völlig vergaß, daß Sie gekommen waren, um Geſſnern zu ſehen. Aber deſto beſſer ſahen Sie ihn denn auch: und zwar von derjenigen Seite, welche den großen Mann krönet, und die man in ſeinen Schriften mehr ahnden, als deutlich leſen kann.

Iſt Ihnen, mein Theureſter, jemals ein Mann vorgekommen, der in ſeinem Betragen ofner und einfacher, in ſeiner Güte zuvorkommender, und freier von aller Anmaaßung geweſen wäre? Und dieſes, was einen Mann von mittelmäßigen Verdienſten zum liebenswürdigen Manne machen würde; wie groß war es nicht an einem Geſſner! Wer hätte in ihm den vom Kunſtkenner bewunderten Maler, den von allen kultivirten Nationen angebeteten Dichter *), und den von Fürſten gefeierten Mann nur von weitem geahndet? Gewiß Sie nicht, nicht irgend einer von denen, welche Geſſner würdig und fähig fand, ihn ganz ſo zu ſehen, wie er war. Wären Sie zwanzig Jahre früher zu uns gekommen, ſo hätten Sie ihn leicht über-

*) Daß ſeine Werke in alle Europäiſchen Sprachen, ſelbſt ins Portugiſiſche, überſetzt ſind, iſt bekannt.

überraſchen können, da er mit ſeinen Kindern ſpielte, und als Bär vor ihnen auf dem Boden herumkrabbelte. Noch im letzten Jahre war ein Tag, da er mit meinen Kindern, die er wie ſeine eigene liebte, ſich eine frohe Stunde machte, und vor meinem auf der Geige rakelnden Töchterchen mit ſeiner, in ihrer Art nicht minder großen, Gattinn *) tanzte; und ich weiß, unter den vielen Tauſenden, welche ſich über dieſe Verletzung der Senatoriſchen Dignität geärgert haben würden, wäre Bieſter nicht geweſen.

Und dieſer gute, edle, liebe Mann, dem es eine Seelenwolluſt war, einen Menſchen um ſich zu haben, der die ihm natürliche Sprache verſtehen, und auch ohne eine Glorie ihn ſehen konnte; war denn doch ſo gefällig und herablaſſend, daß er gerne ſich auch dem Schwachen näherte, gerne mit jedem in ſeiner Sprache redete, in ſo weit er es thun konnte, ohne der Würde eines weiſen Mannes etwas zu vergeben. Tauſende drängten ſich zu ihm hin, welche für edle Simplicität und wahre Größe keinen Sinn hatten, und welche in ihm nichts als den Dichter, den ſie jedoch auch nur dem Klange nach kannten, oder den witzigen Kopf, oder l'homme charmant, oder, was weiß ich wen? ſuchten; und alle gingen von ihm zufrieden fort, ohne daß ein Dritter, welcher wußte, wer Geſſ-

ner

*) Geborne Heidegger.

ner eigentlich war, in ſeinem Betragen mehr Grund zur Befremdung, als zur Bewunderung gefunden hätte. Wie oft hörte er einem elenden Gekahle von Kunſt oder Geſchmakke mit Geduld und ſchonender Güte zu, und ſpann aus dem ſchlechteſten Rokken unverſehens einen Faden her: vor, worüber der Eigenthümer des Stoffes, wenn er nicht blind war, erſtaunen mußte! Wie gerne ließ er dem, der gekommen war, um ihn zu ſehen, die Gelegenheit, ſich ihm zu zeigen, unverdorben; und folgte willig dem Gange eines Geſpräches, welches für ihn nichts weniger als unterhaltend ſein konnte!

Dafür aber wird er vielleicht über den unmäſ ſigen Ueberlauf bitter geklagt, und ſeine nahen und fernen Freunde gebeten haben, ihn mit häu: ſigen Zuweiſungen (Fürſten und Standesperſonen ausbedungen) zu verſchonen? — Gewiß denken Sie nicht ſo von ihm, lieber Bieſter. Seine Thüre ſtand jedem Fremden offen; aber keinem drängte er ſich entgegen. Von jedem ließ er ſich finden; aber er ſuchte niemand. Klagen von dieſer Art hörten ſeine vertrauteſten Freunde von ihm kaum jemals, auſſer wenn ſie ihm mit ihrem Bedauren zuvorkamen; und auch ſo waren ſeine Klagen we: der bitter, noch wortreich.

Ein ſolcher Mann, wie Geſſner war, hängt niemals ganz von äußern Umſtänden ab; er ſucht ſein Vergnügen nicht, ſondern ſchaft es ſich ſelbſt.

Die Lage, in welcher er ſich befindet, muß bedauerlich ſein, wenn er davon keinen Vortheil zu ziehen weiß; die Geſchöpfe, die ihn umgeben, jämmerlich, wenn er in ihrem Umgange mehr Verdruß, als Behaglichkeit findet. „Ich ſehe die „Menſchen", ſagte er einſt zu ſeiner Gattin, „nicht anders an, als wie ein Gemälde; wenn „das Gute darin überwiegt, so kann ich es mit „Vergnügen betrachten."

Dieſe Güte war nicht bloß die Wirkung ſeines ſanften Temperamentes, ſondern wahre Lebensweisheit; ſo ſehr auch Geſſner ehemals ſowohl in dieſer, als in andern Rükſichten, von Vielen oft mißkannt ward. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daß in den erſten Zeiten ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn, beinahe die allgemeine Sprache von ihm dieſe war: „Herr Geſſner ſei ein treflicher Poet, und ein guter guter Mann, aber „ſonſt eben nicht weit her." Ein gewiſſer ſehr berühmter nun verſtorbener Schriftſteller pflegte ihn von oben herab kaum jemals anders als den Daphnis zu nennen; und ein andrer verſicherte: er ſei ſo ganz Genie, daß er, außer ſeiner Sphäre, kaum drei zuſammen zählen könnte. O der Menſchenkennerei, die den Demant mißkennt, wenn er nicht koſtbar gefaßt iſt!

Solche ſchiefe Urtheile mogte vielleicht zuweilen Geſſner ſelbſt dadurch veranlaſſet haben, daß er, zumal in ſeinen jüngern Jahren, ſich um Etikette

ſetzte wenig bekümmerte, und in Geſchäften, zu welchen ihn mehr Gewohnheit und Sitten, als ein weſentlicher Nutzen verband, wenn ſie mit ſeinen Neigungen zu ſehr kontraſtirten, ſich gerne vernachläſſigte. Hierüber gönnte er andern die Freude zu ſcherzen, und ſcherzte wohl ſelbſt mit. Ich habe folgende dahin dienende Anekdote aus ſeinem eigenen Munde. Als er einſt an eine Bürgermuſterung ging, und ſeine jungen bereits verſammelten Freunde den Sänger der Liebe und der Grazien, im kriegeriſchen Aufzug, von weitem über den Schützenplatz einhergehen ſahen, ſo entſtand unter ihnen über den lieben friedlichen Soldaten ein fröliches Gelächter. Geſſner, welcher hierbei einen Fehler auf ſeiner Seite vermuthete, fuhr, um das Verſehen gut zu machen, mit dem Schießgewehr flugs von der linken Schulter auf die rechte über, und war nicht wenig erſtaunt, als das Gelächter dadurch zügelloſer und allgemeiner ward.

Den liebenswürdigen, angenehmen Geſellſchafter, und den Mann voll heitern Witzes und origineller Laune, lernten jedoch ſeine Freunde in ihm bald kennen und lieben. Sein jovialiſcher Geiſt entfaltete ſich bei Gelegenheit in ihren vertraulichen Zirkeln. Die beſten Köpfe drängten ſich um ihn her, und hofften, wenn ſie mehr als gewöhnlich frölich waren, von Geſſners reicher Laune etwas zum Beſten. Da wurden ihnen oft mit Geiſt und Salz gewürzte Einfälle, äuſſerſt groteske

Scenen und lange Reden voll der drolligſten Originalität von ihm zu Theile. Bei dieſem allem haſchte er weder nach dem Kredit eines Spaßmachers, noch eines witzigen Kopfes. Geſellſchaftliche Theilnehmung und Gefälligkeit waren es allein, die ihn dazu ſtimmten, ſo wie er überhaupt einer der anmaßungsloſeſten Menſchen und von allem Ehrgeize rein war. So wenig voluminös ſeine unſterblichen Schriften auch ſind, ſo würden wir wahrſcheinlicher Weiſe kaum die Hälfte davon haben, wenn ſeine edle Gattinn ihn nicht zuweilen geſpornt hätte.

Sein Witz war immer heiter, ſeine Laune gutmüthig, ſeine Sarkasmen rein von Bitterkeit und Galle, und hatten bei allem Schneidenden doch immer den Anſtrich ſeiner edeln, liebenswürdigen Seele. Wen ſie trafen, der würde, wenn er kein Narr war, ſelbſt mitgelacht haben. Einen der letzten hörte ich damals von ihm, als Er, unſer Meiſter, und ich, bei Steinbrücheln uns im vorigen Jahre bei einer Bouteille Champagner mit dem edeln braven Leuchſenring letzten. Wenn wir Engelländer und nicht Schweizer wären, ſo würde ich ihn herſetzen.

Auch den großen hellen Verſtand und den ſo richtigen als ſcharfen Blik lernten alle die, welche mit ihm näher bekannt waren, je länger je mehr an ihm bewundern. Zwar urtheilte er, zumal in den letzten Jahren, nur ſelten; er drängte ſich im

Geſpräche

Geſpräche nirgends hervor, und der herrſchende Laut kam nie von ihm. Aber oft, wenn die Debatten hitziger wurden, und Geßner ſich erwärmt fühlte, dann trat auch er ſachte, aber feſt hinzu, und ſchlug ſo treffend und ſchmetternd auf den Mittelpunkt der Streitfrage, daß ſein Wort gewöhnlich das letzte blieb.

Aber den Mann, der von ſeinen großen Talenten, als Menſch und als Bürger, die beſte und gewiſſenhafteſte Anwendung machte, kannten ſelbſt viele von ſeinen Freunden nicht genug. Denn auch hier ward ſeine Größe durch ſeine Einfachheit vor vieler Augen in Schatten geſtellt. Als Magiſtratsperſon war er nicht gewohnt zu ſprechen, bloß um ſich hören zu laſſen, noch etwas zu wiederholen, was vor ihm ſchon einmal geſagt war: und als Geſellſchafter pflegte er nie zu erzählen, was er als Richter gethan hatte. Aber wer ihn einmal öffentlich reden hörte, der fand es ſchon der Mühe werth, zu horchen, und verlor nicht gerne ein Wort. Wer ſein Beiſitzer in einem engern Kollegium war, der fand in ihm einen Mann, der mit tiefer Einſicht und warmer Theilnehmung über jeden wichtigern oder geringern Gegenſtand der Berathſchlagung urtheilte, und mit Muth und Feſtigkeit zu ſeiner Meinung ſtand. Und wen etwa ein Zufall zur Stunde einer gerichtlichen Unterſuchung in ſein Haus geführt hatte, der bewunderte den ſpähenden Blik, und den eindringenden Geiſt des Forſchers,

ſchers, und erſtaunte, den gütigen nachſichtigen Freund, deſſen Geſchmak und Urtheil ſeinem Herzen nicht immer unbeſtechbar waren, und den holden Sänger der Liebe und jedes ſanften Gefühles, als Richter, gegen alle Bitten taub, und gegen die verführeriſche Stimme des Mitleidens unbeweglich zu ſehen. Noch wenige Wochen vor ſeinem Tode ſagte einer meiner liebſten Freunde zu mir: „Ich „habe Geſſnern immer bewundert und geliebt; „aber, welch ein herrlicher, ſublimer Mann er ſei, „das habe ich ſeit nicht viel länger als einem Jahre „ganz verſtehen gelernt.“ 163.

Schon vor zwanzig Jahren war Geſſner einmal dem Tode ganz nahe. Er genas, und ſchrieb die herrliche Idylle Daphnis und Chloe. Leſen Sie dieſes ſchöne Stük wieder; ich weiß, es wird Sie nun doppelt entzükken.

Seit ungefähr einem Jahre machte die ſchwankende Geſundheit des theuern Mannes und verſchiedne harte Anfälle von Hypochondrie ſeine edle Gattin und Freunde für ſein Leben beſorgt; und er ſelbſt ahndete zuweilen ſein nahes Ende. Indeß erwartete er, wie Ihr Ramler ſo ſchön ſagt:

gleich eines fremden
Mannes Beſuche, den Tod mit Gleichmuth.

Noch in ſeiner lezten Krankheit verließ ihn die Gegenwart ſeines Geiſtes und ſeine fröhliche Laune nicht. Er ward lezten Donnerſtag, da er eben aus dem Bette aufſtehen wollte, von einem Schlag-

fluß

fluß überfallen, der ihm den rechten Arm lähmte. „Was wollte ich nicht darum geben," ſprach er, als er ſich wieder erholt hatte, „daß es der linke wäre." Und zu ſeinem Arzt, Herrn Doktor Hirzel, ſagte er: „Lieber Doktor, Sie würden ſich gewiß halb „todt gelacht haben, wenn Sie geſehen hätten, „was für ein Geſchäfte ich hatte, um in die Bein„kleider zu kommen, und wie ich immer nebenhin „trat." Als er ſich ſeinem Ende näher fühlte, ſuchte er die Hand ſeiner Gattinn an ſeine Lippen zu bringen, und ſprach zweimal ein zärtliches Adieu. Zuletzt ſank er in einen ſanften Schlummer, in welchem ich ihn verlaſſen habe. — —

Ach! und nun iſt er für uns Erdenbewohner auf immer entſchlummert: der Mann, welcher die Wonne ſeiner Freunde, die Seligkeit ſeiner Familie, der Stolz ſeiner Nation, und eine der größten Zierden ſeines Jahrhunderts war. Wenige Menſchen ſterben ſo beweint, und für noch weniger fallen ſo reine Thränen. Die meinigen miſchen ſich unter die heiſſeſten: denn wenigen ſtarb Geßner thränenwerther, als mir. Ich liebte ihn immer herzlich, und fühlte mich nicht weniger von ihm geliebt; aber in dieſem letzten Jahre ſind ſich unſre Seelen noch um vieles näher gekommen. Diejenigen Tage, welche ich im vorigen Sommer bei ihm in ſeiner ländlichen Wohnung zugebracht habe, gehören zu den ſeligſten Augenblikken meines Lebens. Ich denke mir ihn ſo oft und ſo gerne in ſo

mancher individuellen Aeuſſerung ſeines guten, liebenswürdigen Herzens. Bald ſehe ich ihn, wie wir auf der Bank vor ſeinem Hauſe, und er neben uns auf der ſteinernen Schwelle ſaß; bald, wie er meinem kleinen Sohne aus Schindeln ein Schiffchen ſchnizte; und bald, wie er vom Tiſche aufſtand, ſeinen Rok auszog, und mir ihn die Treppe hinunter entgegenwarf, als ich in der heiſſeſten Tageszeit des ſchwülſten Sommers über den Weg zu ihm zurükkehrte, um unſern von uns beiden gleich ſehnlich vom Geſundbrunnen zurük erwarteten Steinbrüchel bei ihm zu umarmen.

Auch Ihr wahrer, warmer Freund war er, theureſter Bieſter! Dies muß Ihnen jedes Wort und jeder Blik von ihm geſagt haben, von dem erſten Augenblik ſeines Empfanges im Sihlwalde, bis zu dem frohen Momente, in welchem er am Tiſche zu Thalwyl, im Beiſein ſo mancher braven Männer, mit vollem Herzen auf die Geſundheit der Berliniſchen Monatsſchrift trank.

Vorgeſtern Abends beſuchte ich ſeine edle Gattinn und Kinder. Es war für mich ungemein rührend, zu ſehen, wie der Anblik derer, welche Geſſner geliebt hatte, für ſie ſeine Exiſtenz gewiſſermaßen wieder ins Leben rief; wie der ſtille, ſprachloſe Gram ſich allmälig in die ſanften Gefühle der Wehmuth auflöſte, und zum gerechten Lobe des gemeinſchaftlichen Freundes beredter ward. Man ſprach weniger von der Betrübniß, ihn ver-

loren,

wren, als von dem Glükke, ihn genoſſen zu haben; und er ſchien mehr ſich entfernet zu haben, um ſein Los nicht zu hören, als auf immer von uns gewichen zu ſein. Alle munterten ſich auf, das Andenken des beſten Freundes, in denen, welche er ſelbſt geliebt hatte, durch gegenſeitige Achtung und Freundſchaft zu feiern. Das Eine brachte mir ſeine Pfeiſe, das Andre ſein Federmeſſer, und ein Dritter ſein von Gibal gezeichnetes Bildniß: und alle dieſe Gedächtnißzeichen meines verewigten Freundes werde ich eiferſüchtiger aufbewahren, als der Aberglaube die Reliquien eines Heiligen. — —

Wenn Sie glauben, liebſter Freund, daß mein Brief Ihre Leſer intereſſiren könne, ſo hängt es von Ihnen ab, ihn in die Berliniſche Monatsſchrift einzurükken. Ich ſchließe ihn gerade jetzo, da ich im Begriffe bin, Geſſners irdiſche Hülle zum Grabe zu begleiten. Leben Sie wohl, und lieben Sie ferner

Ihren Freund

Zürch, im März 1788. J. Jak. Hottinger.

5.

Ueber die Verbeſſerung der Stekenitzfahrt.

Nicht jeder Liebhaber der Geographie Deutſchlands wird wiſſen, daß es wirklich eine Waſſerfahrt von

von der Oſtſee in die Elbe und von da in die Nordſee giebt: freilich nicht eine ſolche, als in dem neuen däniſchen Kanal zum Zwek geſetzt ward, daß Waaren in Seeſchiffen, ohne umzuladen, aus einem Meere in das andre übergehen könnten; aber doch ſo beträchtlich, daß 40 Barken fortdauernd mit dem Transport der Güter zwiſchen Lübek und Lauenburg *) beſchäftigt werden. Dieſe Fahrt ward von Lübek ab bis Möllen in frühen Zeiten angelegt, über welche ſelbſt Herr **Becker** in ſeiner ſo genauen und umſtändlichen **Geſchichte von Lübek** Th. I. S. 307 uns ungewiß läßt. Deſto gewiſſer bin ich eben deswegen, daß derſelbe der erſte Verſuch dieſer Art in Europa geweſen iſt. Im J. 1390 ward eine zweite Fahrt von dem Möllener See ſüdwärts nach der Elbe zu zwiſchen Herzog Erich von Lauenburg und der Stadt Lübek beredet, und in den nächſten zehn Jahren vollführt. Aber weil man es damals nicht beſſer verſtand, wurden beide Fahrten bloß mit Stauſchleuſen verſehen. Die jetzige Beſchaffenheit des ganzen Kanals ſtellt Herr **Hogrewe** in ſeiner **Beſchreibung von Kanälen** S. 38 ff. richtig und genau dar. Er hat in allem 14 Stau- und 3 Kaſtenſchleuſen, durch welche die Schiffe von Lübek her 57 und von der Elbe her 45 Fuß zu ſteigen haben. Sowohl die berliniſche als die homanniſche Karte des Herzogthums Lauenburg ſtellen den Ort dieſer Schleuſen mit ihren Benennungen ziemlich richtig dar. — Nach längſt beſtehenden Vergleichen werden die

nordlichen

*) Die Fahrt geht von Lübek aus der Trawe in die Stekenitz, welche in den Möllenſchen See endigt, und von da durch die Delvenau bey Lauenburg in die Elbe.

nördlichen Schleuſen an der Stekeniß alle ganz von Lübek, die ſüdlichen gemeinſchaftlich von Lauenburg und Lübek unterhalten. Auf dem ganzen Kanal ſteht die Fahrt nur den Lübekern zu, die aber nicht in die Elbe gehen, ſondern ihre Waaren zu Lauenburg in dortige Schiffe umladen müſſen, und von dieſen die von Hamburg kommenden Waaren übernehmen.

Nicht ſo ſehr dieß Umladen, als die unvollkommene Beſchaffenheit des Kanals ſelbſt, macht dieſe Fahrt ſo beſchwerlich und langwierig, daß gar keine andre Güter von Einer der beiden Städte zur andern in dieſem Wege gehen, als ſolche, die zu ſchwer für die Landfracht in Verhältniß zu ihrem Wehrte, und die kein Gegenſtand irgend einer Spekulation ſind, welche durch den Zeitverluſt vereitelt werden könnte. Weil auch nur unbedekte Barken in dieſer Fahrt gebraucht werden, ſo müſſen die Waaren von der Art ſein, daß ſie von keiner böſen Witterung leiden können. Sehr gewöhnlich iſt der Preis aller Getreidearten in Lübek 10 Prozent geringer, als in Hamburg. Aber dennoch kann Hamburg keinen Vortheil davon ziehen, bevor der Unterſchied nicht wenigſtens 15 Procent beträgt. Denn die Landfracht nimmt, ſo wohlfeil ſie auf dieſer Straße an ſich iſt, den Vortheil gewöhnlich ganz weg; und der Kanalfahrt kann man ſich nicht bedienen, weil man einerſeits nicht weiß, wie bald man das Korn in Hamburg haben werde, anderſeits ein einziger Regen, der es auf der langen Reiſe betrifft, es durchaus verderben würde.

Die Schwierigkeiten der Fahrt auf einem bloß mit Stauſchleuſen verſehenen Kanal ſind bekannt genug; inſonderheit dieſe: daß das Waſſer ſo leicht fehlt, da man bei jeder Durchfahrt eines oder meh-

rerer

terer Schiffe den vollen Strom abſchieſsen laſſen muß. So überflüßig reich der Waſſerſchatz, der den Kanal füllt, für denſelben ſein würde, wenn er gute Zapfſchleuſen hätte; ſo wenig reicht derſelbe in trokkenen Jahrszeiten für den jezt nothwendigen Aufwand des Waſſers zu, und ſehr oft muß daher manche Barke Tage lang ganz ſtille liegen, und auf neuen Anwachs des Waſſers warten. Sehr oft frieren auch darüber die im Herbſt abgeſandten Güter für den ganzen Winter ein. — Die Ufer des Kanals ſind jezt ganz in ihrem natürlichen Zuſtande. Feuchte weiche Wieſen umgeben ihn, zwiſchen welchen die Stekniz in ihrem urſprünglichen Bette ſich in ſolchen Krümmungen windet, daß der Weg dadurch ungemein verlängert wird.

Unter ſolchen Regenten, als die brandenburgiſchen Staaten ſeit anderthalb Jahrhunderten gehabt haben, würde dieſem Kanal vorlängſt eine brauchbarere Beſchaffenheit auf die Art gegeben worden ſein, auf welche alle neuere Kanäle angelegt ſind. Aber es iſt auch nicht die Schuld Königs Georg III., daß dieß bisher nicht geſchehen iſt. Schon ſeit wenigſtens ſechs Jahren ſind auf deſſen Befehl die Riſſe und Anſchläge dazu vom Herrn Ingeniörhauptmann Hogrewe vollendet. Dieſen zufolge würde der Kanal ſo umgebauet werden, daß 1) ihm ein ganz neues Bette in möglichſt gerader Richtung gegraben würde. 2) Er würde auf beiden Seiten gebahnte Wege oder Trottoire (Hufſchlag, Treidelſtiege) bekommen, und alle Schiffe bequem und ſchnell von Pferden gezogen werden, und immer ſicher in zwei Tagen von Lübek an die Elbe und umgekehrt gelangen können. 3) Er würde weniger, aber lauter gute Zapfſchleuſen, bekommen, und

nd 4) dieſe ſo geräumig gemacht werden, daß Barken von mehreren Kommerzlaſten durch ſie gehen könnten, die man dann bedekt bauen und zur ſichern Verführung auch der leicht verderblichſten Waaren tüchtig machen würde. Der Anſchlag geht wenig über 300,000 Thaler hinaus. Eine wahrhaftig kleine Summe für eine ſo wichtige Unternehmung! Daß ſie in der Ausführung nicht beträchtlich überſchritten werden würde, dafür bürgt Eines Theils die bekannte Beſchaffenheit des Bodens, über welchen der Kanal nun ſchon vier Jahrhunderte durch fortgefloſſen iſt, der mit einem ſanften Abhange nord- und ſüdwärts abfällt, und in deſſen ganzer Strekke kein erhebliches Geſtein zu fürchten iſt; andrer ſeits die vollſtändige Kenntniß des Herrn Hogrewe von dieſer Sache, von welcher er in ſeinem Buche: „Beſchreibung der in England ſeit 1759 angelegten ſchiffbaren Kanäle, Hannover 1780," in Großquart *), einen überzeugenden Beweis gegeben hat.

Indeſſen entſteht aus dieſen Koſten gar keine Schwierigkeit. König Georg will die Sache, will aber doch vorher überzeugt ſein, wie es bei Unternehmungen dieſer Art nothwendig iſt, daß die künftige Schiffahrt auf dieſem Kanal die Zinſen des daran zu

*) Es iſt in der That unbegreiflich, wie es dieſem vortreflichen Buche bei ſeinem wolfeilen Preiſe, der nur Ein Dukaten für Ein Alphabet des ſchönſten Druks und Papiers und 10 ſchöne ſorgfältig illuminirte Kupfer iſt, an Leſern und Käufern habe fehlen können. Es ward auf Subſkription gedrukt, aber, nachdem den Subſkribenten ihre 300 Exemplare ausgetheilt worden, der Helwingiſchen Buchhandlung in Hannover übergeben; und ſeitdem ſcheint ſich kein Käufer deſſelben mehr zu erinnern.

zu wendenden Kapitals und die Koſten der künftigen Unterhaltung gut machen werde. Ob dieſe Ueberzeugung dem Könige ſeit ſo vielen Jahren, da Riſſe und Anſchläge ſchon fertig ſind, gegeben ſei! weiß ich nicht. Ob man ſie dem Könige geben könne: daran iſt kein Zweifel. Ein redender Beweis liegt bloß darin, daß der Kanal in ſeinem jezigen elenden Zuſtande, ungeachtet der ſo langwierigen und immer ſehr ungewiſſen Fahrt, ungeachtet der Gefahr des Einfrierens bei frühern Wintern, ungeachtet der eben daher vertheuerten Waſſerfracht, ungeachtet der in Lauenburg durch das Stapelrecht dieſer kleinen Stadt nothwendig werdenden Umladung, und ungeachtet des Zolles in Lauenburg, doch noch ſo ſehr von der Handlung benuzt wird, und daß vierzig kleine Barken dadurch im Gange erhalten werden, welche ſo viel Kanalgeld geben, daß man es noch immer der Mühe werth findet, die 17 zum Theil elenden, aber doch manche ſchwere Koſten erfodernden Schleuſen in demſelben zu unterhalten. Sobald der Kanal in den Zuſtand geſezt ſein wird, deſſen er fähig iſt, ſo wird von der ungeheuren Waarenmaſſe, welche auf der Landenge zwiſchen Lübek und Hamburg hin oder her geht, nichts für die Landfracht übrig bleiben, als leichte koſtbare, aber für den Fuhrmann und Schiffer wenig einbringende, oder ſolche Waaren, für deren Ueberſendung auch die vier oder fünf Tage, welche die Kanalfahrt erfordern wird, zu viel ſein möchte. Freilich werden jezt, nach einer mäßigen Berechnung, über 150,000 Thaler mit dieſer Landfracht, und davon bei weitem der gröſte Theil von lauenburgiſchen Bauern verdient. Aber nicht nur der König, ſondern auch die Regierung zu Hannover denkt darüber ganz richtig, und wünſcht den Landmann

mann lieber von dieſem Gewerbe ab, und zu gröſ-
ſerem Fleiß im Landbau zurückgeführt zu ſehen.

Mir iſt bekannt, daß im J. 1783 Herr Char-
les Hanbury, als er nach ſeiner Ernennung zum
großbritanniſchen Agenten in Hamburg eine Reiſe
nach London antrat, ſich vornahm, ſeinem Könige
eine recht vollſtändige Vorſtellung von den großen
Vortheilen zu geben, welche die Umbauung dieſes
Kanals für die Handlung dieſer Gegenden haben
würde, die bei deſſen jetziger Beſchaffenheit gar
nicht Statt haben. Ein Mann, den ich nur nen-
nen dürfte, um die Ueberzeugung zu geben, daß
ſeiner Lage nach kein Eigennutz, ſondern bloß der
Wunſch, ein ſo großes gemeinnütziges Unterneh-
men zu befördern, ihn beleben konnte, kam ihm in
der Ausarbeitung eines Memoire zu Hülfe, das
er mit ſich nach London nahm. Aber auch damals
wollte das Schikſal, daß dieſer junge thätige Mann
bald nach ſeiner Ankunft in London ſtarb. Dies
Memoire iſt daher wahrſcheinlich nicht an des Kö-
nigs Majeſtät gelangt. Doch ſind von einer deut-
ſchen Ueberſetzung deſſelben verſchiedene Abſchriften
in die Hände ſolcher Perſonen gegeben, von welchen
der ſel. Hanbury erwartete, daß ſie ſich würden
angelegen ſein laſſen, die Sache zu befördern, und
daß ſie zu dem Ende nur einer richtigen und voll-
ſtändigen Vorſtellung von derſelben bedürften. Es
war leicht, auf die erwähnte Hauptfrage eine ge-
nügende Antwort zu geben. Doch ward in dem
Aufſatze hauptſächlich auf die Vortheile hinausge-
wieſen, welche die Umbauung dieſes Kanals in Be-
förderung gewiſſer Spekulationsgeſchäfte haben
müßte, die, zumal im Nachjahre, in der nordiſchen
Handlung nicht in dem jetzigen Gange Statt haben
können. Es ward z. B. erwieſen, daß die fürchter-
liche Hungersnoth im Jahre 1771 Niederdeutſch-

 land

land nicht hätte ſo ſehr drükken können, wenn der Spekulant im Auguſt oder noch im September, als es entſchieden war, wie [illegible] die Erndte bey uns in allen Kornarten ausgefallen wäre, noch hätte ſeine Kommiſſionen in die Häfen der Oſtſee geben können. Das aber konnte er nicht auf Ladungen großer Schiffe, die noch [illegible] Sund hätten gehen müſſen, wol aber auf [illegible] Ladungen kleinerer Schiffe, deren die Oſtſee ſo [illegible] iſt, wenn dieſe nur bis Lübek gehen durften, und er gewiß geweſen wäre, ſein Korn durch [illegible] feile und ſchnelle Kanalfahrt in bedekten [illegible] gen noch vor dem Froſt bis auf die Elbe ge[illegible] zu ſehen. Dergleichen Vorfälle können öfter [illegible] ſtehen, und es iſt wol nicht zu viel geſagt, daß [illegible] Ausführung dieſer wichtigen Unternehmung in [illegible] ſehung dieſer und mehrerer Handlungsunterneh- mungen für einen großen Theil Deutſchlandes ſehr erwünſcht ſein würde.

Inzwiſchen iſt ſeit ſo vielen Jahren, da der Entwurf ſchon fertig liegt, noch kein ernſthafter Schritt in den dazu nöthigen vorgängigen Unter- handlungen, ſo viel mir bewußt iſt, geſchehen. Denn aus den erzählten Umſtänden iſt [illegible] zwiſchen den beiden theilnehmenden Staaten [illegible] vorher abzumachen ſei. Lübek hat bis [illegible] vorzügliche Recht der alleinigen Kanalfahrt, [illegible] jezt etwa achtzig Menſchen auf den vierzig [illegible] ihr Brot giebt. Aber es trägt ungefähr drei Vier- theile der Unterhaltungskoſten, und klagt jezt [illegible] ſehr über dieſe ihm ſchwer werdende Laſt. [illegible] dieſen trägt Lauenburg ein Viertheil, hat [illegible] die Stapelgerechtigkeit und die alleinige Fahrt [illegible] der Elbe. Aber eben dieſer Rechte Ein[illegible] und der Belauf der Laſten wird doch einer nicht zweifelhaften Berechnung fähig ſein; [illegible]

der Staaten, die ihr gemeinſames Intereſſe bei einer ſolchen Sache einſehen, möchte doch die in dem Verhaltniß des einen und des andern billige Theilnehmung oder Erſatz ohne überſchwere Mühe ſich noch wohl berichtigen laſſen.

Es iſt nicht überflüßig anzumerken, daß vor vierhundert Jahren gerade in unſern Gegenden die größte Betriebſamkeit herrſchte: durch Kunſt, ſo gut man es in jenen Zeiten verſtand, der Handlung Wege zu eröffnen, wo die Natur ſie nicht geöffnet hatte. Die Schiffbarmachung der Stekeniz, und die der Alſter bis vier Meilen im Norden von Hamburg durch Stauſchleuſen ſind meines Wiſſens die erſten Verſuche dieſer Art. Denn die Alten wagten nicht anders, ſich an die Grabung von Kanälen, als wenn ſie ſich von einem gleichen Waſſerpaß gewiß hielten; außer, wenn ſie ausdrüklich einem See oder einem Fluſſe ſein überflüßiges Waſſer abziehen wollten. Um eben die Zeit unternahmen die Lüneburger die Einrichtung der Schaalfahrt mit dem freilich nie ausgeführten Vorſatz, dieſe Fahrt bis Wismar fortzuführen. Im Meklenburgiſchen ward eine Kanalfahrt von Wismar durch den Schweriner See bis zur Elde und Elbe doch würklich vollendet. Der Fall des Bodens von 68 Ellen vom Schweriner See bis Wismar war ſo wenig für die damals ſo unvollkommene Kunſt eines Thilemann Stelle eine unüberwindliche Schwierigkeit, als für die ſchlecht verſorgten Kaſſen der Staaten. (Man ſehe hierüber die ſchätzbaren Nachrichten des Herrn Protoſyndikus Kraut in Lüneburg im 1ſten und 2ten Stük der Annalen der braunſchweiglüneburgiſchen Kurlande.) Aber eben dieſe wichtigen Unternehmungen geriethen im 17ten Jahrhundert ins Stekken, oder wurden ganz aufgegeben: gerade nachdem Simon Stevin durch

 Erfin-

Erſindung der Fang- oder Zapfſchleuſen das Mittel angegeben hatte, ſolche inländiſche Schiffahrten weit zuverläßiger, zuträglicher und zwekmäßiger auszuführen, als es durch bloße Stauſchleuſen möglich iſt. Zwar baute man in Frankreich den Kanal von Orleans, an die Stelle des gerade vor Stevins Erfindung nach alter Art angelegten Kanals von Briare, und den ſo oft vorgeſchlagenen Kanal von Languedok nach dieſem verbeſſerten Plane aus. Auch in Deutſchland vereinigte der Große Kurfürſt die Elbe mit der Oder durch den Kanal von Müllroſe. Indeſſen hat doch Herr Kraus mit ſeiner Anmerkung S. 24, 25 des 2ten Stüks, großes Recht in Anſehung vieler Staaten, inſonderheit der mit dem Fall des hanſeatiſchen Bundes zu ſehr muthlos gewordenen deutſchen Handelsſtädte: „daß nemlich in politiſchen, inſonderheit in „Handelsgrundſätzen im 17ten Jahrhundert viel „weniger Aufklärung als in den vorhergehenden „drei Jahrhunderten geweſen ſei.“ — Wollte Gott, daß dies nicht noch am Ende des 18ten Jahrhunderts von manchem Staate in Niederdeutſchland noch eben ſo wahr wäre!

6.

Beſchreibung einer Anlage im Thiergarten.

Zum Gedächtniß ihres Anbauers, des am 2ten März 1788 verſtorbenen Lieutenant von Probſt, vom Regiment Sr. Durchlaucht Herzog Friedrichs von Braunſchweig.

Der Thiergarten bei Berlin iſt, ſeiner Anlage nach, unter die vorzüglichſten deutſchen Volksgärten

gärten zu rechnen. Alle Eigenſchaften der Natur und Kunſt, welche den Charakter eines ſolchen Gartens bilden, ſind in ihm vereiniget. Bequeme Gänge, mit Bäumen verſchiedener Art bepflanzet, ſtreuen kühle Schatten und Erfriſchung herab; und verbinden ſich mit Baumgruppen, die durch ein angenehmes Gemiſch von Grün und durch ſanfte Kontraſte jedes unverdorbne Auge erfreuen, das Gemüth erheitern, und den Freund der ſchönen Natur an einem holden Frühlingstage zum Genuß ihrer Freude einladen. Die Anlage ſolcher Gärten muß gewiſſermaſſen übereinſtimmend mit dem geſelligen Charakter großer Städte eingerichtet werden; daher muß man bey derſelben beſonders ſuchen die Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten, welche das Band der Geſellſchaft fodert, auf die angenehmſte und uneingeſchränkteſte Art zu befördern und zu erfüllen. Scenen, wo ſanfte Melancholie, ernſthafte Stille, feierliche Ruhe herrſchen; Scenen welche den Weiſen in ſich ſelbſt zurük zu kehren einladen, wo der Eindruk dem Nachdenkenden feſt bleibt, und heilige Stille den Geiſt empor hebet: dieſe finden in Volksgärten nur ſelten ſtatt. Sie ſind hier mehr zufällig als beſtimmt.

Die Kunſt, welche in großen Städten alle Talente ihrer Söhne zur Verſchönerung derſelben aufbietet, kann nahe an den Thoren einer Hauptſtadt nicht gleich mit einem Schritt in jene unregelmäßige Nachläſſigkeit übergehen, worin die Natur ſo viel reizende Mannigfaltigkeiten, ſo viel abwechſelnde Scenen von beſtimmtem Charakter, zum Genuß ſanfter Freuden bildet. In Volksgärten ſind Werke der Kunſt von Stein und Marmor nicht allein eine Zierde, ſondern auch nothwendig und weſentlich. — Sehr gut iſt es daher, den Bewohner großer Städte auch auf ſolche

Scenen aufmerkſam zu machen, die ihrer Natur nach, nur ſelten in Volksgärten angebracht werden können, oder die, wenn ſie da ſind, dadurch das hier herrſchende laute und rauſchende Vergnügen, durch lärmendes Getümmel und durch Bilder von Pracht und ſtädtiſchem Wohlleben viel von ihrer Wirkung verlieren würden. Das Auge des Städters vergnügt ſich gewöhnlich nur an koſtbaren Kunſtwerken von Marmor und Stein; und verwechſelt nur zu oft Schönheit und Pracht. Für den Geſchmak und das Gefühl ſolcher Menſchen iſt es alſo wichtig, daß ſie auch einmal auf einfache, ungekünſtelte und dürftige Gegenſtände einen Blik werfen, welche in unverdorbenen Herzen auch Vergnügen erwekken können, das ſchätzbarer iſt, als was durch Pracht und Wohlleben erzeuget wird. So iſt es für den Bewohner groſſer Städte eine heilſame Erinnerung, wenn er durch den Anblik eines dürftigen Bäthauſes eingedenk wird, daß wahre Andacht nicht allein in prächtigen Gotteshäuſern, ſondern auch in bemooſten prachtloſen Kapellen wohne; und daß von hier das Gebet des Frommen nicht minder wohlgefällig zum Himmel ſteige, als von dem blendendſten Marmor. Fühlet er ſich bei einem Denkmahle ächter Tugend erwärmet, ſo hat er ſich ſchon einige Schritte ihr genähert. Wie heilſam und nöthig iſt es dem Mann, welcher täglich alle Freuden und Bequemlichkeiten der Stadt genießt, auch einmal einen Blik auf eine ſchlechte Hütte, ein hartes Lager, und geringen Hausrath zu werfen, um auf den Gedanken eines Lebens voll glüklicher Einförmigkeit, welches ohne Bedürfniſſe, ohne Leidenſchaften dahin wallet, geführet zu werden!

Solche Denkmähler aufzuſtellen, iſt wahres Verdienſt; und dieſes hat ſich bei den Einwohnern Berlins der nunmehr verſtorbene Lieutenant von Probſt durch eine Anlage in einem, von den öffentlichen Spaziergängen des Thiergartens entfernten, etwa 125 Schritt langen und breiten Hölzchen erworben. Es liegt auf der Mittagsſeite des Thiergartens, und iſt von ſelbigem durch den ſogenannten Floßgraben abgeſondert. Dieſer Graben, welcher einen beſtändigen Zu- und Abfluß hat, begränzet das Hölzchen der Anlage auf der Mitternachtſeite; gegen Abend ſtößt es an Wieſen, welche ſich gegen die Faſanerie erſtrekken; auf der Mittagſeite eröfnet ſich eine freie unbeſchränkte Ausſicht; und nach Morgen gegen Berlin wird der Blik auf ländliche Quellen geführet.

In dieſem Hölzchen, welches von hohen Elſen (Erlen) und von Gruppen niedriger Bäume beſchattet wird, hatte vor einigen Jahren ein anderer Beſitzer*) ſchon verſchiedene Gänge angeleget, und in dem Innerſten des Haines ein mit Baumrinden bekleidetes Haus, welches unter dem Namen die Einſiedelei oder Eremitage, bekannt iſt, erbauet. Schon dieſe Anlage zog die Aufmerkſamkeit der Einwohner Berlins auf ſich; und die Erinnerung an das dürftige und fromme Leben der Bewohner ſolcher Einſiedeleien mogte bei Manchem Gedanken erregen, welche richtig angewandt, der Menſchheit Ehre machen. — In dieſer Beſchaffenheit übernahm Probſt von dem erſteren Beſitzer, dieſe Anlage. Da der Charakter dieſes würdigen, rechtſchaffenen und allgemein bedauerten Mannes ſo gebildet war, wie er ſein

 muß,

*) Der Herr Rittmeiſter von Maſſow von den Gensdarmen.

muß, wenn die ſanften Schönheiten der Natur auf das Herz wirken ſollen; ſo glükte es ihm, das Intereſſe dieſes Ortes ungemein zu verſtärken. Es läßt ſich aus der angezeigten Größe des Hölzchens ſchon abnehmen, daß in einem ſo engen Raume nicht Stoff zu mannichfaltigen Scenen ſein kann. So eingeſchränkt aber auch dieſer Hain iſt, ſo hat er doch für ein unverdorbenes Auge eine intereſſante, ruhige, abgeſonderte, und zu ernſthaften Scenen ſchikliche Lage. Probſt empfand, bei der Stimmung ſeines Charakters, ganz harmoniſch den Eindruk, welchen hier die Natur auf jedes fühlbare Herz machen kann; und weil er ihn ſo richtig empfand, ſo wußte er denſelben auch durch ſchikliche Denkmähler zu erhöhen.

Wenn man längſt dem Floßgraben *) gehet, ſo gelanget man zu dieſem Hain, welcher gleich beim Eingange durch die Schatten hoher Elſen geſchwärzet wird. Den naſſen Grund, auf welchem ſie gewachſen, hat Probſt in ein Waſſerſtük umgeſchaffen. Die tiefe Stille dieſes Waſſerſpiegels, das feierliche Dunkel womit die dik belaubten Gipfel hoher Elſen ihn bedekken, wird durch die umherſtehenden geſchloſſenen Baumgruppen vermehret; dies alles verbreitet über dieſe Scene eine ernſthafte Stille, welche Empfindungen der Andacht, Zurükerinnerung an verlornes Gute, und ſchwermüthiges Andenken an abgeſchiedene Freunde zu wirken fähig iſt. Probſt erhöhete und verſtärkte dieſen Eindruk durch ein Denkmahl der Andacht. Bemooſte Wände, welche eine Kuppel dekt, die Merkmale des Altetthums ehrwürdig machen, ſchließen eine im ſimplen Stil erbauete

Kapelle

*) Man gehet, um zu dieſer Anlage zu kommen, durch den Garten des Herrn Hofjäger Hahn, wo eine Brükke über den Floßgraben führet.

Kapelle ein; ſie iſt mit allen Kennzeichen verſehn, welche Ehrfurcht, Andacht, und weiſe Erinnerung der Vergänglichkeit, ſinnlich machen können. Beſcheiden verbirgt ſie ſich hinter dichten Baumgruppen vor Berlins prächtigen Thürmen. Im Innern ſchwebt ein dämmerndes Licht über einen dürftigen Raſenaltar, und verbreitet darüber Würde und Feierlichkeit. Zur Seite der Kapelle fällt der Blik auf eine Grabſtätte, als ruhte hier ein ehemaliger glüklicher Bewohner der Einſamkeit; einer der Frommen, die noch bei der letzten Abenddämmerung ihres Lebens mit Ruhe und Heiterkeit auf die Stimme des Engels, der ſie abrief, in ſtiller Erwartung horchten, bis ſie mit dem Kreuze in der Hand betend in ihr Grab ſanken.

Dieſer Eindruk der Vergänglichkeit wird durch ein Denkmahl, welches vor der Kapelle ſteht, und das Probſt ſeinem Freunde dem verſtorbenen Freiherrn von Strichow aufgeſtellt hat, erhöhet. Auf einem kleinen Raſenhügel erhebt ſich ein Fußgeſtelle, worauf eine Urne ſteht; beides iſt mit verſchiedenen Arten Baumrinden bekleidet. Probſt verlor bei Einrichtung dergleichen Denkmähler nie aus den Augen, daß alles was in dieſen einſamen Scenen angebracht wird, den Anſchein ſolcher Werke haben muß, als von der Hand eines Einſiedlers gemacht ſein können, deſſen dürftige Lage ihm nur die Materialien aus ſeinem waldigten Aufenthalt, und zu deren Bearbeitung nur wenige Werkzeuge geſtattet. Mit eigener Hand errichtete Probſt dieſes Denkmahl einem Freunde, deſſen Leben Wohlthun geweſen war; und er nährte bei dieſer Arbeit ſeinen Geiſt mit den zärtlichſten Erinnerungen der Freundſchaft, wovon ſein Herz ganz erfüllet war, und ſeine Ideen einen ſo edlen Ausdruk bekamen, als ſich ſo fühlbar an dieſem Denk-

mahle zeiget. — Aus der halb geöfneten Urne erhebet ſich die Seele in dem Bilde eines Schmetterlings: er ſchüttelt die Reſte des irdiſchen Staubes ab; verſucht die Schwingen, womit er hier nur auf Roſen zu ſcherzen gewohnt war, zu jenem kühnern Fluge; und rüſtet ſich, von den vergänglichen Luſtgeſängen der Erde zum ewigen Hallelaja ſich empor zu ſchwingen. Sanfte Freudenthräne bebe hier im Auge des Chriſten, und er fühle, daß er unſterblich iſt! Wie harmoniſch, wie getreu, bleibet in dieſem Bilde der Erfinder dem ſanften, ruhigen und frommen Charakter des Einſiedlers. Nahl in ſeinem bewunderten Meiſterſtükke *) läßt den Stein der die Gebeine der tugendhaften Mutter dekket, durch den Schall der lezten Trompete und durch den Donner des Weltgerichts zerſchmettern, und die Verklärte den Seraphinen entgegeneilen. Ein rührender, majeſtätiſcher Gedanke, der die Seele durchſchaudert; die bei dem ſtilleren Charakter jenes Denkmahls von ſanfter Erhabenheit, und ſüßer Wonne erwärmet wird. Nicht ohne anmuthige Schwermuth wird mancher dieſes Denkmahl verlaſſen.

Bei weiterem Fortgehen führet eine Brükke über jenen ſtillen dunkeln Waſſerſpiegel, zu ſchattigen Gängen, worin der Blik eingeſchränkt und der Geiſt zu ernſthaften Gedanken eingeladen wird. Nur hin und wieder wird das Auge durch die beſcheidene Schönheit einiger Blumengruppen, bis zum Anblik der dürftigen Hütte des Einſiedlers erheitert. Wehrt und ſchäzbar iſt noch izt bei gefühlvollen Seelen das Andenken jener frommen Männer, obgleich in unſerm zur Thätigkeit beſtimmten Leben nicht nachzuahmen; jener Männer

*) Das bekannte Monument in der Kirche zu Hindelbank unweit Bern.

ner, die entfernt von Weichlichkeit und Wohlleben ihre Tage bei reinem Gewiſſen heiter und ruhig hinfließen ſahen.

Bald hinter der Einſiedelei wird die Scene heiter, und öfnet ſich bei einem runden Kabinet, wo man eine Ausſicht über reiche Kornfelder genießet. Sieht man von hieraus, wie das ſchimmernde Gold der Aehren Segen zuwinket, wie ſpielende Weſte ſich auf ſchweren Halmen wiegen und im Abendſtrahl einſchlummern; dann erweitert ſich die Bruſt, athmet frei, und ſegnet das Andenken des Mannes, der dieſen Raſenſitz mit eigenen Händen zubereitete. Sanft rauſchen noch die Gipfel der Bäume des Redlichen Segen auf jeden Biedern Gefühlvollen herab, der unter ihrem Schatten die Freuden der Schöpfung genießt.

Nahe an dieſen Ruheplatz ſtößt eine Pflanzung von ausländiſchen Hölzern. Zwei Thüren von Zweigen und Baumrinden verfertigt, führen in ſelbige. Zur Belehrung und Unterhaltung findet man die Namen der Holzarten, auf Medaillons mit Einfaſſungen von geflochtenem Stroh aufgezeichnet, und an den Bäumen befeſtiget. — Von hier aus braucht man nicht den Rükweg durch die dichten Gänge im Hölzchen zu nehmen, ſondern man kann außerhalb längſt den Feldern zurükkehren, wo man einen heitern Blik auf Aecker und Dörfer, ganz im Kontraſt mit den verſchloſſenen Wegen im Gehölze, genießt. Man endigt den Weg durch eine Anpflanzung von holzſtämmigen Roſen und Pappeln, zu welcher eine Thüre von Zweigen, zwiſchen Pfeilern mit Rinde bekleidet, führet. Von da geht man hinter die oben beſchriebene Kapelle herum, und kömmt wieder an den Floßgraben in den Gang, der längſt demſelben bis zur Brükke zurükführt.

Dieſe

Dieſe Anlage, ſo eingeſchränkt auch ihr Umfang iſt, macht dennoch ſowohl dem Geiſt als dem Herzen ihres Anbauers viele Ehre. Auf ein Herz, welches gegen die ſchuldloſen entzükkenden Eindrükke der ſchönen Natur nicht unempfindlich iſt; auf ein ſolches Herz blikt auch der Vater der Natur mit Wohlgefallen herab. Denn nur die durch ſinnliche Betäubungen ſtumpf gemachten Seelen, Menſchen von rauhen Sitten und hartem Charakter verſchließen ſich gegen die Einwirkung der Natur, mit welcher doch alles in ſo nahem Verhältniſſe ſteht. Ein rechtſchaffenes Herz aber, in welchem wilde Leidenſchaften noch nicht alles Gefühl erſtikt haben, wird ſie mit ihrem milden Einfluß erfreuen. Nur durch Verfeinerung des Gefühls und der Sinne, durch gereinigten Geſchmak, durch edles Selbſtgefühl, durch verbeſſerte Sitten und Liebe zum Anſtändigen wird man ein Freund der ländlichen Grazie, und lernt die Eindrükke ihrer Schönheiten richtig empfinden, — wie Probſt ſie empfand! Er, der den Charakter dieſes Hains durch Denkmähler ächter Tugenden: der Freundſchaft, der Andacht, der Genügſamkeit, verſtärkte, und der durch erfriſchende Schatten die Nachgebliebenen zum Genuſſe ſanfter Freuden einlud!

— — — — Leicht müſſe die Erde
Den Gebeinen des Redlichen ſein! Süß iſt uns ſein Wäldchen,
Süß der Schatten. —

K. W. Hennert.

7.
Berliniſche Mortalitäts- und Populationstabellen.

I. Mortalitätstabelle vom Jahr 1787 (vom 1. Advent 1786 bis dahin 1787) mit Anzeige der Krankheiten.

Krankheit.	M. Geſchl. Erwachſen.	M. Geſchl. Unerwachſen.	W. Geſchl. Erwachſen.	W. Geſchl. Unerwachſen.	Summa totalis.
An Todtgebornen	—	145	—	140	285
„ Pocken	2	151	—	145	298
„ Ritteln	—	3	—	4	7
„ Masern	—	—	—	1	1
„ Zähne	—	196	—	190	386
„ Jammer	—	318	—	262	580
„ Schwachheit	—	51	—	45	96
„ Engl. Krankheit	—	2	—	3	5
„ Erbrechen	—	1	—	1	2
„ Huſten	—	1	—	1	2
„ Schwämme	—	—	—	2	2
„ Würmer	—	2	—	—	2
„ Sechswochen	—	—	26	—	26
„ Fieber	7	5	11	1	24
„ Hitzig Fieber	74	6	47	13	140
„ Fleckfieber	1	2	6	1	10
„ Scharlachfieber	—	1	—	1	2
„ Gallenfieber	6	1	9	1	17
„ Flußfieber	10	1	2	—	13
„ Faulfieber	136	10	113	7	266
„ Bruſtfieber	10	2	5	—	17
„ Frieſel	2	6	4	3	15
„ Seitenſtechen	1	—	1	—	2
Latus	249	904	224	821	2198

Krankheit.	M. Geſchl.		W. Geſchl.		Summa totalis.
	Erwachſen.	Unerwachſen.	Erwachſen.	Unerwachſen.	
„ Blutſtürzung	18	—	8	2	28
„ Bruſtkrankheit	274	9	174	11	468
„ Schwindſucht	122	2	86	4	214
„ Auszehrung	220	182	249	177	828
„ Gelbſucht	1	—	3	—	4
„ Waſſerſucht	94	9	101	3	207
„ Geſchwulſt	17	6	34	10	67
„ Ausſchlag	—	2	2	1	5
„ Steckfluß	40	70	23	58	191
„ Schlagfluß	105	63	97	60	325
„ Gicht	17	1	15	1	34
„ Krampf	6	21	14	10	51
„ Colike	—	1	2	—	3
„ Inflamation	9	1	—	2	12
„ Durchfall und Ruhr	3	12	11	24	50
„ Verſtopfung	13	4	17	6	40
„ Steinſchmerzen	2	—	—	—	2
„ Beinbruch	1	—	—	—	1
„ Bruchſchaden	2	—	4	—	6
„ Krebsſchaden	5	—	10	—	15
„ Halsſchaden	2	2	—	—	4
„ Fußſchaden	2	—	1	—	3
„ Ofnen Schaden	1	—	2	—	3
„ Kalten Brand	8	2	1	—	11
„ Fiſtel	1	—	—	—	1
„ Geſchwür	1	—	—	2	3
„ Alters halber	101	—	141	—	242
„ Veneriſche Krankheit	5	—	—	1	6
„ Knochenkrankheit	—	1	—	1	2
„ Gliederkrankheit	1	—	—	—	1
„ Bruſtſchaden	—	—	2	—	2
„ Leberkrankheit	—	—	1	—	1
Latus	1071	388	998	373	2830

Krankheit.	M. Geſchl. Erwachſen.	M. Geſchl. Unerwachſen.	W. Geſchl. Erwachſen.	W. Geſchl. Unerwachſen.	Summa totalis.
ſ Nervenkrankheit	3	—	3	—	6
ſ Schlimmen Hals	1	—	—	—	1
ſ Kopfſchmerz	—	1	—	—	1
ſ Roſe	—	—	—	1	1
ſ Innerlichen Schaden	—	1	2	—	3
ſ Blutfluß	—	—	3	—	3
ſ Naſenbluten	1	1	—	—	2
ſ Bräune	—	—	—	1	1
ſ Epilepſie	1	—	5	—	6
ſ Scorbut	—	—	1	—	1
ſ Stoß	—	3	—	2	5
ſ Melancholie	14	—	7	—	21
ſ Verunglückt	6	4	—	1	11
ſ Erhängt	1	—	2	—	3
ſ Ertrunken	3	1	1	—	5
ſ Heimſucht	1	—	—	—	1
ſ Vergiftet	1	—	—	—	1
ſ Ungenannte Krankheit	4	3	18	4	29
Latus 3	36	14	42	9	101
Latus 2	1071	388	998	373	2830
Latus 1	249	904	224	821	2198
Summa Summarum	1356	1306	1264	1203	5129

II.

II.

Berechnung der im 1ſten Quartal des jetzigen Kirchenjahres vom 1. Adv. 178 7/8 in Berlin Gebornen und Geſtorbenen.

Erſtes Quartal. 1788.	Geboren: Geſchl. Männl.	Geboren: Geſchl. Weibl.	Geſtorben: Männer	Geſtorben: Frauen	Geſtorben: Kinder. Geſchl. Männl.	Geſtorben: Kinder. Geſchl. Weibl.
Vom 23. bis den 30. Nov. 1787.	43	50	18	17	16	18
v. 1. bis d. 7. Dec.	55	36	17	19	27	15
v. 8. — — 14. —	55	43	23	15	22	16
v. 15. — — 21. —	56	57	17	27	16	14
v. 22. — — 28. —	52	51	18	17	23	17
v. 29. — — 4. Jan. 88.	57	46	21	19	24	11
v. 5. — — 11. —	48	66	24	26	19	26
v. 12. — — 18. —	45	44	26	15	22	12
v. 19. — — 25. —	55	47	29	30	24	21
v. 26. — — 1. Febr.	53	41	23	34	24	19
v. 2. — — 8. —	57	57	29	23	27	28
v. 9. — — 15. —	62	41	26	29	19	20
v. 16. — — 22. —	45	52	16	29	29	31
	678	631	287	310	292	248
	1309		1137			

Unter den Gebornen befinden ſich 11 paar Zwillinge.
Unehelich geboren ſind 94 Söhne und 76 Töchter. Zuſammen 170 uneheliche Kinder, worunter ein Findling.
Geboren ſind 1309 und geſtorben 1137, alſo 172 mehr geboren als geſtorben.

Berliniſche Monatsſchrift.

1788.

Fünftes Stük. Mai.

I.

Paroleverordnung Sr. Exellenz des Herrn Generals von der Infanterie und Gouverneurs dieſer Reſidenzien von Möllendorf, einige Tage vor Ankunft der Beurlaubten.

Da die meiſten unter uns, meine Herren, jezt hier verſammlet ſind, und wir alle nun in wenigen Tagen unſere Beurlaubte erwarten, wodurch die diesjährige Exerzierzeit beſtimmt wird; ſo macht es mir Vergnügen, meine Freunde, Sie ſämmtlich vorher noch auf dieſen edlen Theil der Nazion aufmerkſam, Ihnen den groſſen Werth dieſer Menſchen ſo ganz fühlbar zu machen. Der Preußiſche Dienſt iſt von je her unter allen übrigen der vollkommenſte geweſen; und wir wiſſen es alle,

alle, daß viele unſrer Nachbarn ihm gleich zu kommen vergebens ſuchten. Dieſe großen Vorzüge haben wir ſicher unſern Ausländern zu danken. Jhr Beiſpiel munterte die aus dem Auslande auf; und beide zuſammen bewirkten dann die Furcht unſrer Waffen, womit wir noch heutiges Tages ein Schrekken unſrer Feinde ſind. Eben dieſe Leute kommen nun, in Zeit von acht Tagen, zu ihren Regimentern ein, um ſich mit uns zu üben, nach der nun angenommenen und gewiß verbeſſerten Methode ſich zu vervollkommnen, dann aber ruhig und zugleich ſtolz jeder Drohung entgegen zu ſehn.

Jch darf Jhnen ſämmtlich, meine Herren, wohl dabei nicht erſt menſchliche Behandlung, Gelaſſenheit, anempfehlen. Sie fühlen es mit mir, daß wenn wir jeder in verſchiedenen Verhältniſſen gebohren ſeyn müſſen, um dieſe große Kette des Ganzen erhalten würde, daß doch in dieſem Verhältniß ſelbſt jeder ſeinen Werth hat, und alle Schätzung verdient. Es erkennen iſt in jedem Stande nothwendig; und auch beim Soldatenſtande muß es der Vorgeſetzte beim Untergebenen nicht aus dem Auge ſetzen, ſondern durch ſolche Behandlung ſich Liebe und Zutrauen zu erwerben ſuchen.

Fangen Sie alſo damit gleich an, Sich nach den Geſundheitsumſtänden dieſer Leute zu erkundigen. Laſſen Sie alles genau durch die dazu beſtimm-

ten

ten Aerzte unterſuchen. — Geben Sie ferner einem Jeden ohne Ausnahme die ihm zukommenden Montirungsſtükke in Natura, und nicht an Geld, damit er nicht beim Einkauf hintergangen werde, und damit bey jeder Kompanie, und ſo durch in jedem Regiment, alles genau gleich ſei. — Wachen Sie, mit dem helleſten Auge, auf Ihre Untergebene; damit allen Unterſchleifen, Prellereien, und unanſtändig intereſſirten Handlungen vorgebeugt, und dieſe gänzlich vermieden werden. Dergleichen ſind unſrer wahren Dienſtehre ganz zuwider. Es iſt dabei nicht genug, daß das eigene Gewiſſen nicht Ankläger iſt, daß man ſich rein für jede Verſuchung weiß; man muß es auch bei Andern rege zu erhalten ſuchen, bei jedem Untergebenen Gefühl der Ehre, das leider nur zu leicht erſtikt wird, erwekken, und dem Offizier ſowohl als dem Unteroffizier und Gemeinen, es fühlbar machen, daß Rechtſchaffenheit dem Soldatenſtand weſentlich iſt, daß er ohne wahre Ehre nicht beſtehen kann, und daß untadelhaft Aufführung dieſe Ehre beſtimmt. — Sichern Sie Sich durch Ihre Löhnungszettel oder Bücher vor böslicher Angabe. Der rechtſchaffenſte Mann hat ſeine Feinde, ein gutes Gewiſſen aber ſieht ſie ruhig ankommen; vor der Welt, vor dem Gerede im gemeinen Leben, müſſen dieſe Bücher Ihre Zeugen ſein.

Den 6ten alſo fängt unſre Exerzierzeit an, wobei ich Sie alle dringend bitte: die größte Gelaſſenheit zu beweiſen, alles recht gründlich zu korrigiren, und dem Burſchen ſelbſt die Urſache von dieſem oder jenem begreiflich zu machen, weil der Grund von allem in den erſten Anfangsgründen liegt.

Berlin,
d. 2. April 1788.

v. Möllendorf.

2.

An Phyllis.

(Horazens eilfte Ode des vierten Buchs.)

— v — v — vv — v — v
— v — v — vv — v — v
— v — v — vv — v — v
— vv — v.

Voll Albaner Wein iſt mein Eimer, Phyllis!
Und neun Jahre zählt er; mein Garten heget
Friſchen Teppich, Kränze zu flechten; heget
Epheu die Fülle,

5 Dir

Dir das Haar zu ſchmücken; von Silber glänzen
Meine Wände; heiliges Grün umgürtet
Den Altar, der ſehnlich das Blut des fetten
Lammes erwartet.

Alles Hausgeſind' iſt geſchäftig: hiehin
Dahin laufen Knechte vermiſcht mit Mägden,
Unterdeß die praſſelnde Flamme ſchwarze
Wolken empor wälzt.

Weißt du, welch' ein Feſt dich erwartet? Feyern
Sollſt du heut den Tag, der der meergebornen
Venus frohen Monath April theilt: feſtlich
Mir, und ſo heilig,

Als der eigne Tag der Geburt uns ſeyn kann;
Und mit Recht ſo heilig: ein neues Jahr hängt
Sich mit dieſem Morgenroth an das Leben
Meines Mäcenas. —

Den du körnſt, den Telephus, einen Jüngling
Ueber deinen Stand, hat ein reiches Mädchen
Voller Jugendfeuer mit angenehmen
Banden beſtricket.

Der verbrannte Phaethon lehrt den Ehrgeiz
Zähmen, und des reitenden Erdenſohnes
Fall vom hohen Pegaſus giebt ein ernſtliches
Warnendes Beyſpiel:

Dem zu meiden, der dir nicht ziemt, und ſtolzer
Dir verbotner Hoffnung entſagend, einzig
Was dir gleicht zu ſuchen. Wohlan denn, letzte
Meiner Geliebten!

(Denn nach dir ſoll keine forthin mich feſſeln)
Wähle Lieder, die du mit holder Stimme
Schöner vorſingſt! Süße Geſänge lindern
Kummer und Trübſinn.

Anmerkungen.

Horaz, der dem Mäcenas zu ſeinem Geburtstage Glück wünſchen will, ſucht eine beſondere Wendung aus, wodurch ſich ſein Gedicht von den übrigen dieſer Art, womit Rom vielleicht überſchwemmt war, unterſcheiden ſoll: er redet nehmlich von ſeiner eigenen Herzensangelegenheit und nicht von den Tugenden ſeines Gönners. Dieſer wird bloß dadurch gerühmt, daß der Dichter zur Feyer ſeines Geburtstages außerordentliche Anſtalten macht. Eigentlich aber erklärt er ſeine Liebe einer witzigen Schönen, die er auf ſeinen beſten Wein und auf einen großen Opferſchmaus einladet.

Man könnte ſich vielleicht wundern, daß es dem Horaz erſt im Alter eingefallen iſt, den Geburtstag ſeines Mäcenas zu beſingen: denn wie wir aus dem älteſten Biographen des Dichters wiſſen, hat er das vierte Buch, woraus dieſes Lied an Phyllis genommen iſt, zu ſeinen drey Büchern der Oden nach einer langen Zwiſchenzeit erſt hinzugethan. Auguſtus nehmlich ermunterte ihn dazu, indem er ihn zugleich auffoderte, die Feldzüge ſeiner beyden Stiefſöhne, des Tiberius und Druſus, zu beſingen. Als Horaz dieſes gethan, und auch noch andre heroiſche Oden hinzugefügt hatte: ſo ſuchte er wahrſcheinlicher Weiſe einige alte verworfene Lieder wieder hervor und verbeſſerte ſie, damit ſein neues Buch den drey erſten an der Zahl der Stücke nicht gar zu ungleich würde. Dieſe Einladung zum Geburtsfeſte des Mäcenas mag alſo wohl eine der früheſten Arbeiten unſers Dichters geweſen ſeyn, die er aber unterdrückt hatte, weil damahls vielleicht ein ſträfliches Liebesverſtändniß zwiſchen einer vornehmen Römerinn und einem Günſtlinge vom erſten Range Aufſehen gemacht hatte, und der feine Hofmann aller nachtheiligen Auslegung vorbeugen wollte. Viele Jahre nachher konnte er das Stück ohne Bedenken herausgeben, weil die Umſtände ſich geändert hatten oder vergeſſen waren. Auch durfte er nur den Schluß des Liedes nach ſeinem jetzigen Alter einrichten, die alte Begebenheit deſto unkenntlicher zu machen.

Obgleich dieſe ganze Ode ein bloßes Spiel der Phantaſie geweſen ſeyn mag, ſo iſt doch alles darin ſo vorgetragen, als ob es auf Wahrheit gegründet wäre, welches einer von den feinſten Kunſtgriffen der Virtuoſen iſt.

V. 2. Voll Albaner Wein iſt mein Eimer.) Dieſen Wein ſetzt Plinius (XIV. 6.) unter die Weine vom dritten Range, da er dem Cäkuber und einigen Falerner Weinen die erſte und zweyte Stelle giebt; doch den Setiner, ſchreibt er dabey, hätte Auguſtus allen andern vorgezogen, und hierin wären ihm die mei-

meiſten übrigen Kaiſer nachgefolgt. Juvenal (V. 33.) ſetzt dieſen Setiner neben den Albaner:

Morgen trinkt er Albaniſcher oder Setiniſcher Hügel Edles Gewächs.

Und Andreas Gryphius, ein deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, hat folgendes artige Epigramm zum Lobe des Albaniſchen Weins gemacht:

Du fragſt, warum Fabull ſo lang' in Rom verbleibe?
Er ſucht nicht alte Schrift, noch Bild, noch Buch, wie Du;
Er kümmert ſich nicht viel, was man am Hofe thu;
Er fragt nicht, ob der Papſt Bann oder Ablaß ſchreibe;
Er ſucht kein Vatikan zu ſeinem Zeitvertreibe;
Er ſpricht Geſandten nicht, nicht Kardinälen zu;
Er gönnt Gelehrten gern die hoch gewünſchte Ruh;
Den Ketzermeiſtern bleibt er überall vom Leibe;
Von Kirchen hält er nichts, von Gärten nicht zu viel;
Er lacht, wenn ich die Gruft der Märtrer ſuchen will;
Auch hat er ſich (dies iſt ſein Glück!) hier nicht verliebet;
Kein Schauplatz ſteht ihm an, kein Singen geht ihm ein;
Er ſchläft, wenn man dem Volk ein künſtlich Feuerwerk giebet;
Was hält ihn denn zu Rom noch auf? — Albaner Wein.

S. Wernikens Ueberſchriften, nebſt Opitzens, Tſchernings, And. Gryphius, Ad. Olearius epigrammat. Ged. Pag. 409.

V. 3. Aeppich, Kränze zu flechten.) Horaz bedient ſich des Aeppichs nach an mehrern Orten zum Kranze. (I. 36. II. 7.) Weil man dieſes Kraut bey den Todtenopfern gebrauchte, (Plin. XX. 11.) ſo mögen es die Römer gewählt haben, ſich dabey zu erinnern, daß man das Leben bey Zeiten genießen müſſe. In Achaja, ſchreibt Plinius (XIX. 8.), hat es die Ehre

die

die Sieger in den Nemeiſchen Wettkämpfen zu krönen. Aber auch dieſer Gebrauch kömmt von gewiſſen Leichenſpielen her, von deren Einſetzung Hyginus in der vier und ſiebzigſten Fabel folgenden ſonderbaren Bericht giebt. „Die ſieben Feldherren, welche zur Belagerung „Thebens auszogen, kamen nach Nemea, wo Hypſi„pyle, Thoas Tochter, in der Knechtſchaft lebte, und „den Archemorus oder Ophites, (Opheltes) einen „Sohn des Königes Lykus (Lykurgus) auferziehen „mußte. Dieſe hatte ein Orakel erhalten, das Kind „nicht eher auf die Erde zu ſetzen, als bis es laufen „könnte. Nun ſuchten die ſieben Heerführer auf ihrem „Wege nach Theben friſches Waſſer, und kamen zur „Hypſipyle und baten ſie, ihnen einen Brunnen zu „zeigen. Dieſe furchte ſich, das Kind auf die Erde zu „ſetzen, und legte es auf hochgewachſenen Aeppich nahe „beym Brunnen nieder. Indem ſie ihnen aber Waſſer „ſchöpfte, fraß ein Drache, der Hüter des Brunnens, „das Kind auf. Den Drachen tödtete darauf Adraſt „und ſeine Gefährten, und baten den Lykus um Gnade „für die Hypſipyle, ſtellten auch dem Kinde Leichen„ſpiele an, welche alle fünf Jahre gehalten wurden, „und worin die Sieger einen Aeppichkranz erhielten.“

V. 5. Epheu. . . dir das Haar zu ſchmücken.) Phyllis mochte der Poeſie nicht unkundig ſeyn, daher macht ihr der Dichter dadurch eine feine Schmeicheley, daß er ihr einen Epheukranz beſtimmt, die Zierde gelehrter Stirnen, wie er ihn an einem andern Orte nennt. Ueberdieß ſchickt ſich der Epheu, der dem Bacchus heilig iſt, für eine Sängerinn, die ausdrücklich zum Weine eingeladen wird, und die bey dem Opfer gleichſam die Prieſterinn vorſtellen ſoll.

V. 5. 6. Von Silber glänzen meine Wände.) Horaz war nicht ſo arm, daß er nicht einen guten Vorrath von Silbergeſchirr hätte haben ſollen: mit dieſem will er ſein Haus an dieſem Tage aufputzen. Sein Vermögen erräth man theils aus der Stelle, wo er zum Mäcenas ſagt: deine Freygebigkeit hat mich genug bereichert; theils daraus, daß er den Auguſtus

zum Erben eingeſetzt hat. Daß er ſich aber [illegible] nennt, geſchieht nur vergleichungsweiſe. Viele Römer hatten über Millionen zu befehlen. Die Statthalter in den Provinzen hatten ſeit langen Zeiten Gelegenheit gehabt, ihre Familien mit dem Golde [illegible] Nationen zu bereichern.

V. 6. 7. Heiliges Grün umgürtet den Al[illegible] Kräuter und Zweige, die von heiligen Orten herge[illegible] waren, wurden zur Einrichtung der Altäre gebr[illegible] und von den Römern verbenae (gleichſam herbenae) genannt. Servius hält dieſes heilige Kraut für [illegible]rin, ſagt aber man habe dieſen Nahmen nach[illegible] allen geheiligten Zweigen, dem Lorber, dem [illegible]zweige, der Myrte gegeben. Celſus thut noch [illegible] Gewächſe hinzu, nehmlich die Cypreſſe, die Tam[illegible] die Brombeerſtaude, die Granate, die Roſe, [illegible] Epheu, das Liguſtrum. Bey den älteſten Römern [illegible] Verbena nichts als Gras, welches mit der Erde [illegible] dem heiligſten Orte des Kapitols geriſſen ward.

V. 14. 16. Der der meergebornen (Venus fey- ren Monath April theilt.) Der bekannten Fabel nach, war Venus aus dem Schaume des Meeres geboren. Ihr Feſt fiel auf den erſten April, und dieſer ganze Frühlingsmonath, der in Italien das iſt, was bey uns der May, war ihr, als der Göttin der Liebe geheiliget.

Horaz ſetzt zu den Worten: der Tag der den April theilt, noch das Wort Idus, welches Theiler heißt, hinzu: denn iduare, wie Makrobius ſagt, heißt im Hetruriſchen theilen. Dieſe Idus fielen zwar im März, May, Julius und Oktober auf den funfzehnten, und theilten alſo den Monath; im April aber und in den übrigen Monathen fielen ſie auf den dreyzehnten: allein in der Poeſie rechnet man nicht ſo buchſtäblich genau.

V. 15. — 20. Feſtlich mir und ſo heilig, als der eigne Tag der Geburt u. ſ. w. Dieſe fünf Verſe zeugen von der zärtlichen Liebe, die Horaz zum Mäcenas trug, und ſind mehr werth, als das weitläuftigſte Lob. Ueberhaupt iſt der Dichter in

dem

dem Lobe ſeines Mäcenas, dieſes Mannes von hoher Geburt und von großer Gewalt, niemals ausführlich: und der Mann von Stande ſcheint damit zufrieden geweſen zu ſeyn, daß ihn der Enkel des Freygelaſſenen mehr geliebt als geehrt hat. Viele, die weit weniger waren, als Mäcenas im Römiſchen Reiche galt, machen es gerade umgekehrt. Martial klagt über einen ſolchen, der vermuthlich ein höheres Amt erhalten hatte:

Sextus, ich wollte dich lieben; doch, Sextus, du
willſt nur geehrt ſeyn:
Gut! ſo ſey denn geehrt, aber auch nimmer geliebt.

Martial im Auszuge, lat. u. deutſch, pag. 78.

V. 21—24. Den du körnſt, den Telephus u. ſ. w.) Zwiſchen dieſem und dem vorigen Satze iſt eine Lükke, die man ſehr leicht in Gedanken mit einem Zwiſchenſatze ausfüllen kann. Der erſte Satz hieß: Beſuche mich, und ſinge bei meinem Opfermahle. Der Zwiſchenſatz heißt: Fürchte nicht, daß Telephus, den du zu gewinnen ſuchſt, dieſen Beſuch übel nehmen wird. Der Nachſatz heißt: Ihn hat ein ganz anderes Frauenzimmer in ihr Netz gezogen.

Das Zeitwort körnen, durch ausgeſtreuete Körner an ſich lokken, welches aus der Jägerſprache entlehnt iſt, hat ſich in der Poeſie anſtatt anlokken, reizen, im Gebrauch erhalten. Hagedorn, der behutſamſte in Einführung ungewöhnlicher Wörter, ſagt in einer ſeiner Fabeln:

Den noch ein innrer Reichthum körnet;

und in einem Liede:

Wenn jenen Reiz und Schönheit körnt.

V. 23. Hat ein reiches Mädchen:) anſtatt ein Mädchen von Stande, ein Mädchen aus einer vornehmen oder reichen Familie. Horaz ſetzt oft das eine Wort anſtatt des andern: weil bei den Römern der Reichthum den Stand der Patricier erwarb. — In den meiſten Staaten kann dieſer Stand zwar auch durch Reichthum erkauft werden: allein man hat angemerkt, daß die Reichſten auch ohne dieſen Titel an vielen Orten die Vornehmſten ſind, weil diejenigen, denen die größte

Macht anvertrauet iſt, der Allmacht des Goldes nicht widerſtehen können.

V. 25. Der verbrannte Phaethon lehrt den Ehrgeiz zähmen.) Anſtatt zu ſagen: Wenn du dich mit dem Telephus in ein Liebesverſtändniß einläſſeſt, ſo kannſt du in die gröſſeſte Gefahr gerathen, ſchreckt der Dichter ſeine Phyllis durch das Beiſpiel Phaethons, welchen Jupiter mit dem Blitze von dem Sonnenwagen, den er beſtiegen hatte, herunterſchleuderte. Hierdurch giebt er noch deutlicher zu verſtehen, daß dieſer Jüngling, den er Telephus nennt, aus einem ſehr mächtigen, vielleicht aus dem mächtigſten Hauſe ſey.

V. 26. Des reitenden Erdenſohnes Fall vom hohen Pegaſus.) Bellerophon, der nur ein erdgeborner Reiter war, hätte auf dem geflügelten Pferde ſich nicht zu hoch ſchwingen ſollen. Du, meine Phyllis, will der Dichter zu verſtehen geben, biſt in Bellerophons Fall, biſt von niedrigem Stande: du darfſt dich alſo nicht zu einer ſolchen Höhe erheben.

Nach der Erzählung der Fabellehrer wollte Bellerophon, nachdem er die Chimära bezwungen hatte, mit dem Pegaſus in den Himmel fliegen: Jupiter aber ließ das Pferd durch eine Brämſe ſtechen, daß es wild ward und ſeinen Reiter in eine wüſte Gegend herunterwarf.

V. 35. 36. Süſſe Geſänge lindern Kummer und Trübſinn.) Dieſes ſcheint ein allgemeiner Spruch zu ſeyn; hier aber bedeutet er, Phyllis ſoll ſich den Kummer über ihre fehlgeſchlagene Hoffnung durch Saitenſpiel und Geſang vertreiben.

Ramler.

3.

Denkwürdigkeit aus dem Leben Herzogs Leopold von Braunſchweig.

Bei allen den tiefen, für Menſchheit und Zeitalter ſo rühmlichen Eindrükken, welche die bekannte

Todes-

ndesart des verewigten Herzogs Leopold von Braunſchweig überall gemacht hat, war doch der ſehr verzeihliche, ſelbſt durch Sehnſucht nach ihm veranlaßte, Wunſch nicht minder allgemein: daß der edle Prinz ſich einer ſo nahen, ſo wahrſcheinlichen Todesgefahr nicht möchte ausgeſetzt haben. Auch war es wohl gewiß nicht durchgängig Hang zum Tadel, oder zur Verkleinerung ſeiner großen That, wenn man hie und da, beim innigſten Bedauern ſeines Todes, die Aeußerung nicht zurükhielt: daß kältere Ueberlegung aller Umſtände den Entſchluß ſeines hülfbegierigen Herzens wohl möchte wankend gemacht, und ihm die Ausführung deſſelben widerrathen haben. Durch die Ueberzeugung, wie weit wohlthätiger und hülfreicher eine längere Erhaltung dieſes ſo ganz für fremdes Glük lebenden Prinzen hätte werden können, ſchien jener Wunſch, und dieſe Aeußerung, vollends noch mehr gerechtfertigt zu werden.

Gar leicht aber könnte das Ruhmvolle dieſes Todes und ſeiner Veranlaſſung zu ſehr von ſeinem Glanze verlieren, wenn man dieſen Gedanken zu weit verfolgen wollte. Und am Ende erſchiene dann vielleicht der edle menſchenliebende Prinz nur bloß noch in dem blendenden Schimmer eines raſchen bedachtloſen Jünglings, den der Taumel moraliſcher Schwärmerei dahin riß, den Ruhmſucht und Gedankenloſigkeit in die Fluth ſtürzte.

Leiden-

Leidenſchaftlich war die Unternehmung wohl unſtreitig; alles aber kömmt darauf an: welch eine Leidenſchaft ihre eigentliche Triebfeder war! Wer den Herzog, und ſeine Sinnesart, und ſeine Handlungen, und die Art wie er ſie ausübte, in der Nähe gekannt hat; oder wer ſie auch nur aus der mit ſo vieler Wahrheit als Würde abgefaßten Berliner Denkſchrift hat kennen lernen: der wird keinen Augenblik zweifeln, daß dieſe Leidenſchaft von nicht verdächtiger, daß ſie von der edelſten Art geweſen ſei. Kurz: „ſeine einzige herr-
„ſchende Leidenſchaft war Menſchenliebe; und
„dieſe beherrſchte ihn ſo, daß alle andre Nei-
„gen davon gleichſam verſchlungen wurden. Die
„auszuüben, war das einzige Vergnügen, was er
„kannte; und dieſe immer noch thätiger zu ma-
„chen, die höchſte Glükſeligkeit, die er ſich zu den-
„ken wußte.“ So entwarf der ehrwürdige Jeruſalem, der Beobachter, Lehrer und Freund des Herzogs von Kindheit an, den Hauptzug ſeines Charakters; und traf ihn ſo ganz!

Zur Leidenſchaft gewordne, und nun durch dringenden Anlaß zur That aufgeforderte Menſchenliebe giebt, ſo wenig als irgend eine andre wirkſame Leidenſchaft, der kalten Ueberlegung Raum. Auch von ihr gilt das, was Metaſtaſio ſo wahr als glüklich von der Liebe überhaupt ſagt:

Non ha ragione amore;
E ſe ragione intende,
Subito amor non è.

Dieſe Betrachtung, denk' ich, giebt für ſich ſchon Aufſchluß genug über die eigentliche Triebfeder der letzten Unternehmung Leopold's; rechtfertigt ſie aus Gründen, die aus den Quellen der menſchlichen Natur und ſeines einzelnen Charakters geſchöpft, nicht durch ſpitzfindige Klüglerkunſt herbeigezogen ſind; ſetzt den ſich aufopfernden edeln Herzog in einen Geſichtspunkt, worin er ſo ganz zugleich als Menſch und als Menſchenfreund glänzt. — Aber, wie? wär' doch noch ein höherer Grad des Verdienſtes bei dieſer That möglich; und wie? wenn der Herzog auch dieſen erreicht hätte? Wie? wenn ſein Entſchluß, Nothleidende mit eigner Todesgefahr zu retten, nicht etwa nur augenblickliche leidenſchaftliche Aufwallung, ſondern durch Grundſätze gebildeter und gerichteter leidenſchaftlicher Hang; wenn der Gedanke ſolch einer heroiſchen That längſt bei ihm genährter, längſt herrſchender Gedanke geweſen wäre? Und wenn dies vollends nicht bloße Vorausſetzung, ſondern eine aufs gewiſſeſte beurkundete Thatſache wäre? — — Dies iſt zum Glück wirklich der Fall.

Herzog Leopold's vieljähriger Erzieher, Freund und Gefährte, ein durch Geiſt und Herz dieſes dreifachen Vorzugs würdiger Mann, begleitete Ihn den 9ten Januar 1776 von Braunſchweig nach

Pots=

Potsdam, wo der Herzog das Ihm vom höchſtſel. Könige ertheilte Regiment übernehmen ſollte. Des damals vier und zwanzigjährigen Prinzen Betragen und Aeußerungen während dieſer Reiſe ſchienen ſeinem gedachten würdigen Reiſegefährten ſo denkwürdig, daß er, ſogleich nach ihrer Ankunft zu Potsdam, eine Art von Protokoll darüber niederſchrieb, welches von ihm eingeſiegelt, und mit folgender Aufſchrift verſehen wurde:

„Recapitulation d'un entrétien du Duc *Leopold*
„de Bronſvic avec ſon compagnon de voyage,
„lorsqu'il partit de Bronſvic pour ſe rendre
„à Potsdam, pour remercier le Roi du Regi-
„ment qu'il venoit lui conférer.
„Le 9 et 10 Janv. 76.“

Natürlich mußte dieſer Aufſatz und deſſen Veranlaſſung, bald nach dem Tode des Herzogs, Seinem vertrauteſten Freunde unter ſo vielen Erinnerungen eine der lebhafteſten werden; um ſo mehr, da ſich zwiſchen den Umſtänden Seines Todes und dem Inhalte dieſes Aufſatzes ein ſo auffallendes Kauſalverhältniß fand. Die Urkunde ward alſo geöfnet, ward einigen hohen Angehörigen und gewähltern Freunden des hochſel. Herzogs mitgetheilt; und jetzt werde ich des Auftrages gewürdigt, öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Dies thu' ich ohne Anſtand; und am liebſten in einer periodiſchen Schrift, deren Herausgeber ſich durch thätigen Eifer für das dankbare Andenken des unvergeßlichen

chen Herzogs ſo vorzüglich ausgezeichnet haben. Hier iſt alſo eine treue Kopie jener Urkunde, deren Original ſich in meinen Händen befindet.

Braunſchweig,
den 25ſten März 1788. Eſchenburg.

„Durchl. des Prinzen Leopold geäußerte „Gedanken bei ſeiner am 9ten Januar „1776, im 24ſten Jahre ſeines Al„ters, angetretenen Reiſe nach Pots„dam, um das ihm konferirte Regi„ment zu übernehmen.“

„Um Mitternacht fuhren wir ab; und gleich „vom Anfange der Abfahrt war der Prinz ganz „außerordentlich ſtille, ſprach gar kein Wort, und „faſt rührte ſich derſelbe auch nicht. Dieſe unge„wöhnliche Stille befremdete ſeinen Begleiter um „ſo mehr, da der Prinz auf allen ſeinen Reiſen „beſtändig eine beſondre Heiterkeit, und durchgän„gig das vergnügteſte Humor gezeigt hatte; daher „ſie mich diesmal um ſo viel aufmerkſamer, und „faſt beſorgt machte. Jedoch rechnete ich ſolche „dem kurz vor der Abreiſe genommenen Abſchiede „von den Eltern zu; oder auch glaubte ich, daß es „vielleicht eine Ermüdung ſein könnte, weil der „Prinz den Tag vor der Abreiſe es ſich zur Pflicht „gemacht hatte, von allen ſeinen Lehrern und gu„ten Freunden ſelbſt Abſchied zu nehmen, und da„

„ der itzt vielleicht eingeſchlafen ſein möchte, wel„ches ich der Dunkelheit halber nicht ſehen konnte.

„ Faſt nach zurükgelegter erſtern Station, und „ alſo nach guten zwei Stunden, unterbrach der „ Prinz das Stillſchweigen mit einmal, und mit „ außerordentlicher Lebhaftigkeit, ungefähr in die„ ſen Ausdrükken: „ Ich habe mich dieſe Zeit über „„ genau beſonnen, ob auch wohl Jemand in Braun„„ ſchweig zurükgeblieben ſein möchte, der von mir „„ beleidigt und mißvergnügt ſein könnte. Hieran „„ iſt mir gewiß viel gelegen, mich darauf zu be„„ ſinnen; und wenn Sie mir darin helfen kön„„ nen, ſo werden Sie mir den letzten und weſent„„ lichſten Dienſt erweiſen. — So, wie ich jetzt „„ aus meines Vaters Hauſe gegangen bin, ſo will „„ ich mit Gottes Hülfe dereinſt aus der Welt ge„„ hen. Beide Abreiſen haben viel Aehnlichkeit „„ alsdann mit einander; wenigſtens für mich, „„ wenn ich werde überzeugt ſein können, daß ich „„ keinen Menſchen beleidigt, und unverſöhnt, „„ und, ſo viel es mir in meinem Leben nur mög„„ lich ſein wird, hülflos zurükgelaſſen habe. — „„ Wie ruhig werde ich alsdann nicht dem Ein„„ tritte in die Ewigkeit, ſo wie jetzt dem Schritte „„ in meinen Beruf dieſes Lebens entgegen gehen „„ können! — Der Gedanke, Jemanden in „„ meinem Leben weſentlich zu helfen, und, wo „„ möglich, deſſelben Leben zu retten, liegt mir „„ von jeher immer im Sinne. Noch iſt mir ſolch

„„ eine

„„ eine Gelegenheit niemals vorgekommen, ob ich „„ gleich ſolche herzlich wünſche; und glauben Sie „„ mir, daß ich ſie längſt geſucht habe. — Frei„„lich gehört hiezu auch Glük; aber ſelten miß„„lingt auch ein ſolcher Vorſatz. Wenig Leute „„ habe ich noch kennen lernen, die dieſer Beruhi„„gung ſich rühmen können; aber gewiß liegt es „„ nur an der Gelegenheit. — Wie beruhigend „„ muß die Erinnerung einer ſolchen gut genutzten „„ Gelegenheit nicht ſeyn! zumal bei der Abreiſe „„ aus dieſer Welt! — Nicht eher, als bis „„ ich dieſen Wunſch erfüllt habe, möchte ich „„ gern ſterben. — Dann aber gern!“ —

„ Während der Reiſe nach Potsdam, wozu „ faſt dreißig Stunden, der ſehr böſen Wege hal„ber, angewandt wurden, war dies faſt die be„ſtändige Unterhaltung des Prinzen, und eine „ beſtändige Rekapitulation ſeiner Jahre in Braun„ſchweig und auf ſeinen Reiſen, worin alle ihm „ bekannt gewordene Unglüksfälle erwähnt wur„den; und unter dieſen bedaurte der Prinz das „ Unglük dreier *) verunglükter Offiziere vor„züglich, hauptſächlich desfalls, weil er eben zu „ der Zeit in Salzdahlen war, und es nur gar „ zu ſpät war gemeldet worden.“

„ Annotirt, Potsdam d. 11. Jan. 76.“

Dd 2 Nach-

*) Beim Baden, in der Schunter, einem Arm der Oker, unweit Braunſchweig.

Nachſchrift der Herausgeber.

Am Ende vorigen Monats, am Jahrstage des edlen Herzogs, Den man durch vorſtehenden wichtigen authentiſchen Aufſatz noch genauer kennen, noch mehr bewundern lernt, — iſt nun das dritte Feſt der Leopoldsfeier in der Garniſonſchule zu Frankfurt an der Oder begangen worden. Auf dem letzten Blatte der Berliniſchen Denkſchrift ward die Berechnung aller Einnahmen und Ausgaben bis zum 14 März 1787 fortgeführt; ſeitdem ſind noch viele Ausgaben vorgefallen, durch die erforderliche Umſetzung des Kapitals von Brandenburger Kurrent in Gold, durch den Ausfall einiger Monate Zinſen, und durch andere Koſten, deren Aufführung hier zu weitläuftig und unintereſſant ſein würde; und worüber wir nur kurz ſagen wollen: daß die unternehmende Geſellſchaft für die Beſtreitung aller derſelben geſorgt hat. Itzt iſt das Kapital von ſechstauſend Rthlr. bei der Hochlöbl. Kurmärkiſchen Landſchaft, zu fünf Prozent, und unablöslich, belegt worden; die jährlichen Zinſen betragen dreihundert Rthlr. Brandenb. Kurr., welche der Stiftung gemäß, zum Gedächtniſſe des unvergeßlichen Prinzen und zum Beſten der von Ihm eingerichteten Frankfurter Garniſonſchule, verwandt werden. Der zweite Lehrer dieſer Schule iſt ſeit vorigem Jahre von der Stiftung angeſetzt; das Feſt ſelbſt geſchieht bekanntlich auf folgende Art: Die Schulkinder (gewöhnlich 300 und darüber) verſammeln ſich den 27 April feierlich; der Feldprediger des Regiments hält ihnen eine dem Tage angemeſſene Rede; es werden für 10 Rthlr. der nützlichſten Schul- und Leſebücher unter ſie ausgetheilt; jeder Lehrer bekömmt

kömmt 5 Rthlr.; jedes der 300 Kinder erhält eine kleine Speiſung und 1 Groſchen an Gelde; und 20 bis 30 der älteſten und beſten, ſowohl Knaben als Mädchen, werden völlig neu von Kopfe bis zu Fuße gekleidet, und nebſt den Lehrern auf etwas feſtlichere Art geſpeiſet. — Die Beſorgung dieſer Sache führet von nun an die unternehmende Privatgeſellſchaft nicht mehr, ſondern hat alles an das Königl. Generalauditoriat zu Berlin abgegeben; ſo daß künftig keine weitere Nachricht davon in unſerer Monatsſchrift nöthig ſein wird: doch werden die öffentlichen Zeitungen jedesmal die Begehung des Feſtes erwähnen. — Mögte dies jährlich wiederkehrende Feſt öffentlicher Wohlthätigkeit (wozu ſo viele edle Menſchenfreunde ſo reichlich beygetragen haben) das Andenken an Leopolds Geiſt und Tugenden auf ewig lebendig erhalten! und auf ewig Welt und Nachwelt, Fürſten und Bürger, zur Befolgung Seines großen Muſters in den Geſinnungen der göttlichſten, der menſchlichſten aller Eigenſchaften: in den Geſinnungen der überlegten und lebendig thätigen **Menſchenliebe**, entflammen!

Die Herausgeber.

4.

Klopſtocks Antwort an die *Société Exégétique & Philanthropique* zu Stockholm*).

Meine Herren,

Weiland Maſius (denn zur Weilandſchaft gedeiht es mit ſolchen Herren gewöhnlich ſehr bald, meine Herren,) Maſius ſchikte mir einſt auch, ich weiß nicht mehr was von ſeinem Gedrukten. Auch er that mir die Ehre an, daß er nicht wenig von mir erwartete; denn er nannte mich mit dem zutraulichen Du. Ich dachte, den Briefwechſel dadurch, daß ich nicht antwortete, gleich in der Geburt zu erſtikken. Ich irrte mich. Ein zweites Sendſchreiben

*) Die bekannte Geſellſchaft in Stokholm, welche, um die Sache deſto eifriger von zwei Seiten zugleich anzugreifen, die Swedenborgiſchen Träumereien mit den Magnetiſtiſchen Grillen in Verbindung zu bringen gewußt hat (man ſ. das Neue Jeruſalem in der Monatsſchrift 1788 Jänner S. 28), hat ihren darüber gedrukten franzöſiſchen Brief (ſ. ebendaſ.) haufenweiſe in Europa an Akademien und einzelne Gelehrte verſandt, um dieſelben zutrauungsvoll zu dem Groſſen Werke einzuladen. Auch dem großen Dichter Deutſchlands, dem Zögling der heiligen Muſe, ſchikte die Geſellſchaft ihre Einladung; aber — hier iſt ſeine Antwort. A. d. H.

ben langte an, das aber denn doch zu dem Sie her-untergeſtimmt war. Sie ſehen, daß mein Still-ſchweigen den gehoften Erfolg nicht hatte. Aber ich bin auch durch Schaden klug geworden, meine Herren. Ich antworte Ihnen daher nicht allein; ſondern ich thue es gleich: heute, den 17. Okt. da ich Ihren Brief vom 8. Sept. erhalten habe. — Aber ſchreibe ich denn wirklich an eine Geſellſchaft? Wenn es iſt; ſo hoffe ich, aus Verehrung gegen die Schwe-diſche Nation, daß ſie ſehr klein ſei. Wir hatten hier einmal eine typographiſche, die ſich nicht über Ein Mitglied verſtieg.

Von den Erfahrungen, meine Herren, oder mein Herr; (eben fällt mein Auge von ohngefähr auf die Zuſchrift, die ich nach meiner Gewohnheit nicht geleſen hatte, und ich ſehe, daß ich in der Mehrheit reden muß) Von den Erfahrungen, meine Her-ren, auf welche Ihre Principes du Somnambulisme gegründet ſind, geben Sie uns fürs erſte keine Nach-richt. Das iſt in der Ordnung. Aber der Schwung iſt doch beinah zu hoch, daß, nach Ihrer Entdek-kung, aus den manipulirten, zu deutſch: gehand-habten, Mädchen, gute und böſe Geiſter reden. Was die böſen betrift; ſo ſind dumme Teufel dar-unter, wie die bekannt gemachten Erfahrungen ge-zeigt haben, und wie Ihre jezt noch verheimlichten wahrſcheinlich zeigen werden. Die Welt war alſo durch Swedenborgs gedrukte Schreibereien noch nicht genug erleuchtet; es ſoll ihr daher durch die

ungedrukten ein neues Licht aufgehen. (Auch auf dieſe zielt wohl Ihre Petſchierſonne mit den entweihten Sprüchen, außerdem, daß ſie ein Bild der Ihrigen iſt.)

Swedenborg war einmal in Kopenhagen. Unſere Damen ließen mich nicht eher in Ruhe, als bis ich ihn beſuchte; denn mir ſelbſt lag nichts daran, ihn zu ſehn: er war kein Gegenſtand der Neubegierde für mich. Wem ſind Leute, die der Stolz auf dieſe Art verwahrloſte, nicht ſchon aus der Geſchichte bekannt? Ich fiel gleich Anfangs dadurch bei ihm in Ungnade, daß ich zum Ankaufe ſeiner theuren Quartanten keine Luſt hatte. Ich ſchritt gleichwohl zur Sache, und bat ihn, ſich mit einem meiner verſtorbenen Freunde zu beſprechen. Er ſagte mit einem Tone, der noch langweiliger, als ſeine Art ſich auszudrükken, war: „Wenn Ihro „Königliche Majeſtät, der jeztregierende König von „Dännemark, Friederich der Fünfte“ (ich ſetze kein Wort hinzu) „mir allergnädigſt befohlen, mit „Höchſtderoſelben verſtorbenen Gemahlin, Ihro „Majeſtät, der Königin Luiſe“ ... Ich unterbrach ihn: „Wer alſo kein Fürſt iſt, deſſen Freunde mögen immer in der anderen Welt ſein; der Herr „von Swedenborg würdiget ſie ſeines Geſpräches „nicht.“ Ich ging; er ſagte noch: „Wenn Sie „weg ſind, ſo bin ich gleich wieder in der Geſellſchaft der Geiſter.“ „Ich hätte Unrecht,“ antwortete ich, „wenn ich nicht eilte. Denn Sie ſollen

„len durch mich keinen Augenblik verlieren, den Sie „in ſo guter Geſellſchaft zubringen können.“

Ich weiß wohl, daß in der Vorrede zu Swedenborgs Schriften kein Wort von dieſem Beſuche vorkommen wird; aber deswegen erzähle ich Ihnen auch nicht davon, ſondern allein in der Abſicht, damit Sie deſto genauer einſehen, daß ich des Zutrauens, welches Sie mir gezeigt haben, völlig unwürdig bin. Ich muß noch hinzuſetzen: daß ſelbſt Männer, die ich mir über Ihnen und Swedenborg denken kann, nicht im Stande wären, mich zur Annahme und Ausbreitung ſolcher Meinungen, wie die Ihrigen ſind, zu erniedrigen. Und wenn ich nun vollends darauf verfallen könnte, dieſe Meinungen nicht für die Ihrigen, wenigſtens nicht für die der ganzen Geſellſchaft, zu halten? Sie werden dies Argwohn nennen, den aber die Schwäche des Alters entſchuldige. So verzeihen Sie es denn einem Manne, der es nicht nur durch jene Schwäche, ſondern auch dadurch entſchuldigen kann, daß ihm ſchon in ſeiner früheſten Jugend bei Unterſuchung der Wahrheit der Zweifel heilig geweſen iſt. Ich habe die Ehre zu ſein,

Meine Herren,

Ihr

Hamburg,
den 17. Oktbr. 1787.

gehorſamſter Diener
Klopſtock.

ſ.

Herr Oberhofprediger Stark.

(Fortſetzung; man ſ. April S. 319, f. f.)

I. Herrn Starks maureriſche Schriften.

B. Stein des Anſtoßes und Fels der Aergerniß, 1780.

Dieſes äußerſt heftig gegen das templäriſche Syſtem geſchriebene Buch wagt der Herr Oberhofprediger, der doch ſonſt bekänntlich eben nicht blöde oder delikat in dem iſt, was er ſagt und thut, — wagt er nicht abzuleugnen. Man ſ. ſein dikkes Werk, Th. II, Abſchn. 2, S. 81, und S. 245, f. An beiden Stellen will er ſich nicht darüber erklären, ob er der Verfaſſer iſt: er, der doch ſo dreiſt behauptet, ganz unbefangen bei allen ſeinen Schritten zu ſein; und an beiden Stellen vertheidigt er ſich, geſezt daß er der Verfaſſer ſei. Welch ein Verfahren für einen ofnen Mann! Man ſieht wohl, daß er nur darum ſein Buch nicht ableugnet, weil er es nicht ableugnen kann und darf, weil zu Viele das Gegentheil wiſſen, und es gegen ihn bezeugen können. — Muß man ihn alſo für den Verfaſſer halten; ſo wird die, nirgend von ihm deutlich erklärte, Sache ſeines Klerikats noch immer dunkler. Denn im J. 1767 ſchrieb er in den bekannten Anti St. Nikäſtiſchen Briefen an

die

die Tempelherrn: die Kleriker allein beſäßen das wahre Geheimniß des Ordens; 1780 in dem vorliegenden Buche ſchimpfte er, der Kleriker, bitter auf die Tempelherrn; und itzt 1787 in ſeinem dikken Werke ſagt er: die Kleriker hätten von Anfang an zum templariſchen Syſtem gehört und hätten zur Emporbringung des Tempelherrnordens gearbeitet *). Wie ſoll man ſich aus dieſem

*) Abſchn. I, S. 174: „Ich habe verſchiedene „Jahre zu dem Tempelherrnorden und dem „Klerikat deſſelben gehört.“ Daß dieſer Orden in der Freimaurerei allgemein angenommen geweſen: S. 176, 179. Von S. 180: woher er die Fortdauer des Tempelherrnordens geglaubt. S. 206: „Wir Kleriker waren zwar unbekannt „mit der ganzen Einrichtung des Obſervanzſyſtems, „aber doch ſo viel unterrichtet, daß auch die Frei„maurer der ſtrikten Obſervanz den Tempelherrn„orden in der Maurerei zu finden glaubten.“ S. 248: „Die Kleriker glaubten auch, wie die Rit„ter, den Orden der Tempelherrn in der Maure„rei zu finden; und ſuchten hiernächſt dieſen Or„den ſeiner erſten Einrichtung ſo nahe zu bringen, „als — nur immer möglich war.“ Abſchn. 2, S. 68: „Da wir Kleriker noch nicht ſelbſt einmal „mit Gewißheit wußten, ob die Leute, mit wel„chen wir uns eingelaſſen hatten“ (die Freimaurer von der ſtrikten Obſervanz), „auch wie wir, „und ſo manche andere Freimaurer, den templa„riſchen Orden mit der Maurerei verbanden, u. „ſ. w. —“ Dies widerſpricht zwar dem ſo eben aus S. 206 angeführten geradezu: Dort wußten ſie, daß die Obſervanz das templariſche Syſtem annahm, hier wußten ſie es nicht. So ſpricht ein Mann,

dieſem Chaos heraus finden? Wird die Vermuthung, auf welche er ſo greulich ſchimpft (Abſchn. 1. S. 207 und Abſchn. 2. S. 64.); nun nicht ſehr wahrſcheinlich: er habe, als **Kleriker**, zu einer Zeit ein gewiſſes Syſtem emporhalten, und zu einer andern Zeit eben daſſelbe ſtürzen wollen? Wird es nicht einleuchtend: das **Klerikat** ſei ein ganz eigenes, planvolles, abſichtliches Ding, welches ſeinen eigenen Zwek hat, ſich aber zu deſſen Erreichung mancherlei und ſelbſt den widerſprechendſten Umſtänden und Zeitläuften anzuſchmiegen weiß? zumal da der **Presbyter Klerikus** Herr Oberhofprediger **Stark** ſelbſt 1767 ſo naiv ſchrieb: die damalige Logenverfaſſung müſſe ihnen, den Klerikern, zur Dekke dienen, bis ſie derſelben nicht mehr bedürfen würden *). — Izt aber

läuft

Mann, der deutlich alle ſeine Schritte, als Kleriker, gegen die Obſervanz und in der Freimaurerei überhaupt zu rechtfertigen verſpricht! Er nimmt nach Belieben an, was jedesmal zu ſeiner Vertheidigung am bequemſten iſt, ſollte es ſich auch unter einander widerſprechen! Indeß ſieht man doch aus allen dieſen Stellen: die Kleriker verbanden den templariſchen Orden mit der Maurerei.

*) Anti St. Nikäſe, Th. 2, S. 69, f. — „Errichtung einer Ballei hieſelbſt, welche den Zutritt der Schwediſch-Pommerſchen Logen gewiß „zuwege bringen, auch den Beitritt der nordiſchen Logen befördern wird. Ohne dieſen würde „unſer Capitulum Klericorum nicht genug gedekt

„ſein

läuft alle ekelhafte Weitſchweiſſigkeit ſeiner Dekla-**mationen**, alle zur Vermeidung beſtimmter Erklä-**rungen** geſuchte Winkelzüge laufen bei ihm darauf **hinaus**: daß er die wahre Beſchaffenheit ſeines **verdächtigen und** verfänglichen **Klerikats nicht** angeben will. Wozu ſchrieb er denn ſein **Buch**? — Doch davon weiter unten."

Auch itzt noch, in ſeinem ungeheuren Werke, **tadelt** er hin und wieder äußerſt heftig das templa-**riſche** Syſtem — obgleich er auch uns wieder ta-**delt**, weil dies Syſtem in der Monatsſchrift **auf verdekte** Art angegriffen ſein ſoll, da doch vor-**nehme** Herren und Prinzen dazu gehörten! — Er **tadelt** das Syſtem, und namentlich deſſen eigent-**lichen** Stifter Baron Hund, und den für daſſelbe **thätigen** Schubart Edlen **von** Kleefelde: offenbar **in** der frommen Abſicht, dadurch Hrn. Obriſtleu-**tenant Keßler von Sprengseiſen** (dem Beſitzer der

„ſein, und der H. Orden ſchwerlich von uns den-„jenigen Nutzen haben, den wir ſelbigem zu ver-„ſchaffen eifrig uns beſtreben. Befänden wir uns „an einem ſo ſichern Orte, als wir uns ehemals „unter den Augen der H. H. M. befanden" (wel-che geheimnißreiche Winke!); „würde dieſer Vor-„ſchlag" (von einer Dekke) "unnöthig ſein. Nun „aber muß dasjenige nicht zerfallen, was uns „auf ſo vielfache Weiſe dekken muß, und der „Grund ſein ſoll dem H. Orden aufzuhelfen, bis „die Vorſehung unſre übrigen Werke in noch „reichlicherm Maaße geſegnet, daß ſolche allein „hinlänglich ſind."

der im Anti St. Nikäſe abgedrukten Starkiſch-Klerikaliſchen Briefe, und dem Freunde der genannten beiden verſtorbenen Männer), und mittelbar dadurch auch uns *) wehe zu thun. Wie niedrig

*) Bis zum Ekel oft kommen, ſtatt vernünftiger Widerlegungen, Angriffe auf Hrn. Keßler v. Sprengseiſen vor, welche uns kränken ſollen; und wobei der Herr Obriſtlieutenant unſer Waffenträger u. ſ. w. genannt wird. — Die Sache iſt dieſe. In der Leipziger Oſtermeſſe 1786 erſchien der 2te Theil des Anti St. Nikäſe, mit des Bruder Archidemi des vom fuchsrothen Adler, d. i. des Herrn Oberhofpredigers Stark, presbytero-klerikaliſchen Briefen. Wir laſen ſie, wie jeder Leſer that; und zeigten ſie an, wie jeder Rezenſent thun konnte und zum Theil gethan hat. Vor Erſcheinung dieſes Buches aber (wie wir auf Ehre und Gewiſſen bezeugen können! — kann Hr. Stark das Gegentheil beweiſen, ſo trete er auf und beſchäme uns!) vor Erſcheinung des genannten 2ten Theils, wußten wir nichts von der Exiſtenz dieſer Briefe, nichts von dem Vorhaben ſie herauszugeben, nichts von dem Beſitzer derſelben, nichts von dem Verfaſſer des Buchs, nichts von dem Herausgeber! wir konnten alſo unmöglich den geringſten Einfluß auf die Erſcheinung dieſes Buches haben! — Freilich ſtehe ich mit dem Hrn. Obriſtlieutenant in Briefwechſel, wie der Herr Oberhofprediger glüklich entdekt und ſeinen Leſern erzählt, ja zum Beweiſe dieſer wichtigen und unglaublichen Thatſache ſogar einen ihm in die Hände gefallnen Brief, der dies beſtätigt, unter den Beilagen hat abdrukken laſſen. Aber ich behaupte (und wenn er kann, ſo mag er mich beſchämen!), daß ich vor Erſcheinung des genannten 2ten Theils nie in Briefwechſel und überhaupt in keiner Art von Verbindung, weder

niedrig und zugleich einfältig! da wir bei der Sache ganz unparteiiſch ſind, und da ihn dergleichen armſelige Nekkereien nie rechtfertigen können! — Um jenes Syſtem in noch nachtheiligeres Licht zu ſtellen, läßt er ſogar itzt den ſonſt noch nicht allgemein bekannten Grad deſſelben: den Eques Profeſſus, drukken. Als wenn man ihn um dergleichen befragt hätte, und als wenn er dadurch die mit Recht von ihm geforderte Erklärung über das Klerikat abkaufen könnte! — Er ſammlet ſogar alles, was katholiſch ſcheinendes in jenem Syſteme vorkömmt. Immer, als wenn durch dieſe Rükbeſchuldigungen, die doch ſicherlich uns gar nicht treffen, geſetzt auch daß ſie wahr ſeien, ſein verdächtiges Klerikat beſſer würde!

Wie aber behandelt denn dieſer Kleriker das templariſche Syſtem in dem genannten Stein des

An-

weder unmittelbarer noch mittelbarer, mit Herrn von Sprengseiſen geſtanden habe. Erſt nach Erſcheinung dieſes Hauptbuches kamen wir in Korreſpondenz; ich erfuhr, daß die Klerikaliſchen Briefe theils im Original, theils in beglaubigten Abſchriften in ſeinen Händen ſeien; und erbat mir, als Hr. Stark nun einen Prozeß anfing, darüber gerichtliche Atteſtate. (Man ſ. unſern Prozeß, S. 60, 68, f.) — Dies will der Herr Oberhofprediger wie eine Art Verſchwörung gegen ihn vorſtellen. Er entkräfte nur die, ohne alle Verſchwörung gedrukten, klerikaliſchen Briefe; und laſſe ſich auf andre Nebenſachen nicht ein! D.

Anſtoßes? Wirklich auf eine unanſtändige: plump hohnneckende, niedrig ſchimpfende Art. *) Hiermit vereinige, wer da kann, die Behauptung: die Kleriker ſelbſt wären vom templariſchen Syſteme geweſen! Auch ſcheint er den Vorwurf dieſes Widerſpruchs ſelbſt gefühlt, und deſſen Wegräumung im Voraus verſucht zu haben. Ein eifriger Tempelherr (Stein des Anſt. S. 141) beruft ſich, da er durch den Bruder D. ganz in die Enge getrieben wird, am Ende darauf: daß die Apologie (Hrn. Starks, von ihm ſelbſt anerkanntes, Werk) das Tempelherrnſyſtem vertheidige, und daß der Verfaſſer zu demſelben gehöre. Allein der Bruder D., der alles gründlich zu beantworten weiß, und der Hrn. Stark genau zu kennen ſcheint, leugnet beides. — Ueberhaupt iſt dieſer Bruder D., dem der Herr Oberhofprediger in dieſem in Geſprächsform geſchriebenen Buche die Hauptrolle giebt, ein merkwürdiger Mann. Er iſt bei weitem der geſcheidteſte von den vier unteredenden Perſonen; er trägt die Gründe gegen das templariſche Syſtem ſo vor, daß ihm die andern drei zuletzt beiſtimmen: er iſt von Ordensſachen ſehr unter-

*) Seltſam, daß gerade von dieſem Buche der Herr Oberhofprediger behauptet (Abſchn. 2, S. 246): kein Argumentum a Stylo könne es ihm beilegen! Und es iſt doch faſt eben ſo plump witzelnd, ſo pöbelhaft ſchimpfend, wie ſein itziges Ungeheuer.

terrichtet, und hat ſogar (S. 86, f.) den ächten Johnſon gekannt (der 1763. in Deutſchland herumſchwärmende Pſeudo-Johnſon war ein gewiſſer Leucht); er weiß alles, er widerlegt alles, er überzeugt alles. Er ſelbſt aber iſt ein alter unbekannter Mann, vor dem der Ruf großer Erfahrung vorhergeht, von dem ſelbſt aber Niemand weiß, von wannen er iſt und woher er kömmt; ein Mann, der mit großem Enthuſiasmus vom Fr. M. Orden redet, aber alle bekannte Syſteme nicht für die ſeinigen erkennt *); der oft verſichert, das Wahre des Ordens zu kennen, aber troz aller Bitten der Wißbegierigen ſich auf weiter nichts einläßt, als: einige Syſteme als irrig zu beſtreiten, ohne das richtige anders als in ſeiner Bruſt befindlich anzugeben. Und dieſer vielwiſſende geheimnißreiche Mann, dieſer vom Herrn Oberhofprediger aufgeſtellte Lehrer der mauреriſchen Weisheit, ſcheint — ſonderbar! — ein Katholik. Sehr ſonderbar, wenn er ein Katholik iſt, da der Herr Oberhofprediger aus ihm machen konnte was er wollte, und da doch wohl keine innere Unwahrſcheinlichkeit da iſt, daß nicht auch ein Proteſtant ein ſolcher erfahrner, unterrichteter Ordensbruder ſein könnte! Und noch ſonderbarer, daß er dies nur ſcheint, daß ein ſo wichtiger Punkt nicht deutlich

*) Vom Klerikate kömmt im Buche nichts vor.

deutlich angegeben iſt! Freilich verſteht der Herr Oberhofprediger ſich meiſterlich darauf, in ſeinen maureriſchen Schriften, ohne Zweifel zum Beſten der Unerfahrnen, bedeutende Winke zu geben, die mehr als einer Auslegung fähig ſind, und, wenn er über gewiſſe Gegenſtände die Erwartung recht hoch geſpnnt hat, dann ſeine Ausdrükke darüber auf Schrauben zu ſtellen. So auch hier! Der alte weiſe Bruder D. ſucht mit wahrer Advokatengeſchiklichkeit alles auf, was gegen das templariſche Syſtem eingewandt werden kann, und verſchmäht dabei auch die kleinen Advokatenkünſte der Uebertreibung, der Sophiſterei, der Schikane nicht. Nur der, wie man glauben ſollte: wichtige Punkt von der Annäherung der templariſchen Ceremonien an die katholiſchen Religionsgebräuche, dieſer Punkt über welchen der Herr Oberhofprediger itzt, wo er unter ſeinem Namen ſchreibt, ſo weitläuftig iſt; dieſer bleibt hier, da doch die zu überredenden drei Brüder Proteſtanten ſind, unberührt. Endlich kömmt Bruder D. auch darauf, daß der Orden gegen die Religion ſei; aber mit nichten gegen die proteſtantiſche Religion, ſondern gegen die katholiſche! Es wird gegen den Orden eingewandt, daß die Kirche ihn verdammt hat; Bruder D. ſagt, er ſei deshalb gegen ſeine Religion; und ein Hauptvorwurf wird daher genommen, weil kein Katholik mit gutem Gewiſſen dies

Syſtem

Syſtem annehmen könne *). — Iſt dieſer allweiſe Bruder nun ein Katholik? oder iſt er etwa ein

 Kle-

*) Stein des Anſtoßes, S. 133.

„D. Was dünkt Ihnen, würde ich nicht ad 1) „gegen meine Religion ſündigen“ (das Thema pro ..num war: der Tempelherrnorden ſei: gegen die Relion, gegen den Staat, gegen gute Sitten), „wenn ich mich heimlich zu einer Partei hielte, wel„che die Kirche verdammt?

„C. Allerdings! aber ich glaube, das gilt nur „dann, wenn ſolche Partei irrig glaubt.

„D. Mag ſein! Aber ein Katholik kann wahr„haftig nie mit gutem Gewiſſen ein Tempelherr „ſein, da dieſer Orden, und ſo lange derſelbe von „ſeiner Kirche verdammt iſt.“

„C. Aber mit Unrecht, und die Tempelherrn „ſind nie Ketzer geweſen.

„B. Der verſtorbne Heermeiſter“ (Baron Hund) „iſt vor ſeinem Ende ſogar noch ſelbſt ka„tholiſch geworden.

„D. Und ein ſolcher Mann konnte ſogar Ihr „Chef ſein! — Aber der Orden mag mit Recht „oder mit Unrecht, als Kätzer oder nicht als Kätzer, „verdammt ſein; darüber urtheilt kein Katho„lik. Er verdammt, was die Kirche verdammt, „und kann unmöglich in ſolchen Orden treten und „ihn gar aufhelfen wollen.

„C. Aber, was geht uns, die wir Prote„ſtanten ſind, dieſes an?

„D. Wohl! Aber die Freimaurerei, wenn ſie „ächt iſt, muß nichts enthalten, was auch der „Religion eines Katholiken entgegen ſein kann.

„A. Das iſt ſicher, und ich habe mich oft dar„über gewundert, wie man Katholiken hat zum „Innern Orden führen können.

„C. Nun, das iſt denn deren ihre Sache, die „geführt haben, und die ſich haben führen laſſen.

„D.

Kleriker, der, ob zwar äuſſerlich ein Proteſtant, doch gerne auf die Katholiken, als die wahren Beſitzer der Ordensgeheimniſſe, hinweiſt?

C. Ueber den Zwek des Freimaurerordens, 1781.

In dieſem Buche bekennt ſich der Herr Oberhofprediger in ſeinem dikken Werke zweimal: Th. II. Abſchn. 2. S. 115. die Note; und S. 248. Und dennoch behauptet er in demſelben Ungeheuer gleichfalls zweimal *): er habe ſeit 1777 nichts mit maure-

„D. Allein, mein Bruder! der Tempelherrn„orden iſt nicht bloß von der Kirche aufgehoben, „es iſt auch von den Fürſten und Ständen des „Reichs geſchehen. — u. ſ. w.“

*) Abſchn. 2, S. 83. Da durch einen ſeltſamen Zufall der Anfang dieſer Seite ſehr lehrreich paſſend auf das Betragen des Herrn Oberhofpredigers in dieſem Falle iſt, ſo mag derſelbe hier mit ſtehen. „Wem fällt hier nicht die Wahrheit des Evangelii „ein: wenn ein Reich mit ihm ſelber uneins wird, „wie mags beſtehen? In welche Widerſprüche „verwikkelt ſich doch dieſer unverſchämte Lügner?“ Solche andringende Strafreden hält dieſer Oberhofprediger, der doch ſelbſt wiſſen muß, was er ſich zu Schulden kommen läßt!! „Schon ſeit „1777 habe ich an allen maureriſchen Verbindun„gen weiter keinen Antheil genommen, und es iſt „mir ſehr gleichgültig geweſen, was unter den „Freimaurern vorgehen mogte.“ — S. 245: „Um jedoch mich Lügen zu ſtrafen, daß ich mich „nemlich nicht, wie ich geſagt, ſeit 9 Jahren von „der Maurerei entfernt, und um dagegen zu zei„gen, daß ich vielmehr einen thätigen Antheil an „geheimen Geſellſchaften genommen, ſpezifizirt „dieſer

maureriſchen Dingen zu thun gehabt, und wer das Gegentheil ſage, ſei ein Pasquillant! Nun dann wäre der Herr Oberhofprediger ja wohl gar ſelbſt einer!! Doch, ohne zu ſchimpfen, wollen wir aus dieſem Umſtande nur folgende zwei Nutzanwendungen ziehen, die freilich ſchon ſonſt bekannt ſind: 1) daß der Herr Oberhofprediger

„dieſer Pasquillant vier Bücher, von denen man „glaubt, daß ſie aus meiner Feder gefloſſen, und „die mir das wahrſcheinliche Gerücht zuſchreibt, „und die darthun ſollen, daß ich ſelbſt in den „letzten 9 Jahren dieſe Verbindungen nicht ganz „aufgegeben. Iſt einem doch, wenn man dieſes „lieſt, als ob man Bieſtern, ſo wie er leibt und „lebt, vor ſich ſtehen ſähe. Bieſter beruft ſich „auf die Quelle des Hörenſagens, und führet „dieſe ſchmutzige Quelle, aus welcher alle alte „Waſchweiber ihre Schandlügen ſchöpfen, für „ſeine großen Thatſachen an; und dieſer Skribler „beruft ſich auf ein: man glaubt, und auf ein „Gerücht, das er wahrſcheinlich nennt, ohne dieſe „Wahrſcheinlichkeit zu beweiſen. Doch zu den „Büchern ſelbſt." — Und nun geſteht er S. 248, das zweite Buch geſchrieben zu haben, wie er es ſchon vorher S. 115 geſtanden hatte. Muß man nicht erſtaunen, dergleichen zu leſen! Geht denn das Jahr 1780 itzt nicht mehr nach, ſondern etwa vor dem J. 1777 her? Schrieb Hr. Stark ſeine ungeheure Rhapſodie etwa ſo rhapſodiſch, daß er zwiſchen zwei Stellen inne ſelbſt nicht wußte, was er dort geſchrieben hatte und was er hier ſchreiben wollte? O des Herrn Oberhofpredigers! — und o des Philoſophen Jacobi, der dieſen Oberhofprediger lieben und loben kann!!

etwas dreiſt, oder, wie man ſonſt zu ſagen pflegt, unverſchämt in ſeinen Behauptungen iſt; 2) daß man ihn zuweilen bei einem ſehr ſtarken Widerſpruch mit ſich ſelbſt, oder, wie man es auch wohl nennt, bei einer Unwahrheit oder Lüge, antrift. Dieſe beiden Eigenſchaften des Charakters geben einen großen Aufſchluß über manche unerklärliche Stelle ſeines ungeheuren Buches.

Was nun die genannte Schrift ſelbſt betrift, ſo muß man itzt freilich ein wenig darüber lächeln, daß in derſelben die Apologie „eine der beſten „Schriften über den Orden und ein klaſſiſches Buch“ genannt wird, da Herr Stark ſich itzt zu beiden Werken als Verfaſſer bekennt. — Dieſe Schrift über den Zwek des Ordens ſoll zwar, wie der Herr Oberhofprediger itzt (Abſchn. 2. S. 250) ſagt, „allen „Betrügereien und Gaukeleien entgegen arbeiten,“ erzählt aber doch eine hier authentiſch genannte, — wie ſoll man ſagen: Caglioſtroſche? oder Schröpferſche? — Zaubergeſchichte, S. 90, 96, 101. Ein Magus mit dem Degen in der Hand in einem mit Charakteren beſchriebenen Kreiſe citirt einen Mann, der als der edelſte Menſch und ein ganz vollendeter Freimaurer angegeben wird, und ruft endlich aus: er könne ihn nicht herſchaffen, hier ſchlage ſeine Kunſt fehl, weil, wie er hernach ſagt, dieſer Menſch einen außerordentlich mächtigen Schutzgeiſt habe. Alles was er thun kann, iſt: ihn

ihn zu zeigen. Nach vorgenommener Räucherei *) ſieht der Erzählende das Bild jenes Weiſen auch wirklich, aber zu ſeinem größten Schrekken: blaß wie eine Leiche, und auf ihn einen drohenden Blik werfend. Hernach findet ſich auch in der That, daß dieſer Mann damals todtkrank, und mit dem Betragen des Fremden ſehr unzufrieden war. Ein andermal giebt der Magus (S. 101) eine Probe: „daß ihm die Gedanken der Menſchen nicht ver„borgen bleiben. Ich erfuhr wirklich, daß er dies „konnte. Denn ich dachte an eine Sache und prägte „ſie mir feſt ins Gemüth, und forderte von ihm, „mir zu ſagen, woran ich in der und der Stunde „gedacht; und am ſiebenten Tage darauf erhielt „ich von ihm einen Zettel, worauf die ganze Folge „meiner Gedanken aufs genaueſte angemerkt war.“ Solche Sachen ſchreibt ein Oberhofprediger, ein aufgeklärter Gottesgelehrter in einem von ihm ſelbſt wichtig genannten Buche, das jungen Maurern

*) Die klerikaliſche Art, mit Räucherei zu zaubern, ſcheint hier beſſer von ſtatten zu gehen, als die mit dem Degen. Caglioſtro verwarf die erſte Art, und nannte Hrn. Stark deshalb einen Nekromantiſten. Und dieſer Geiſtliche wiederum warnte — nicht vor allen Beſchwörungen, ſondern vor denen, die mit dem Degen geſchehen; und nannte deshalb Caglioſtro — nicht einen Betrüger, ſondern einen ſchwarzen Magiker. O des aufgeklärt ſein wollenden Gottesgelehrten! Man ſ. Frau von der Recke Nachricht von Caglioſtro, S. 39. f.

Aufſchlüſſe über den Zwek des Ordens geben ſoll! Er ſchrieb es 1781; und izt 1787? Nennt er izt etwa dieſe Geſchichten unwahr? erklärt er ſie etwa auf natürliche Art? Nein! ſondern er behauptet (Abſchn. 2, S. 249, f.): jenes Buch „warne gegen „alle Abwege, auch gegen die Geiſterbannerei, ſetze „ihre Schändlichkeiten ins Licht, und zeige, zu wel„chen Abgründen die Geheimnißjagd zu führen im „Stande iſt.“ Alſo muß in dem Buche ſelbſt ſchon das Gegengift liegen. Freilich erklärt der vollendete Maurer jenen Magus für einen Böſewicht; freilich iſt deſſen Macht nicht allgemein, ſondern es giebt Geiſter die ihm widerſtehen. Aber woher hat denn dieſer böſe Menſch auch nur ſeine ſchwächere Macht? Iſt hier nicht offenbar das ganze unſelige Syſtem von dem Unterſchiede der ſchwarzen und weißen Magie angedeutet? Und wird bei ſolchen Umſtänden nicht alles verdächtig? nicht ſelbſt die ſonſt wohl nicht unrechte, hier aber ſeltſam angebrachte, Vertheidigung der Magie (S. 206 — 208)? Wenn dies Buch wirklich vor dem Geiſterbannen warnen ſoll, ſo thut es dies offenbar nur gegen eine Art deſſelben. Am Ende zur warnenden Abſchrekkung miſcht ſich freilich die fürchterliche Inquiſition ins Spiel, und nimmt den Magus und alle ſeine Anhänger gefangen; aber ſolch eine politiſche Warnung wirkt wohl keine moraliſche Beſſerung. — Auch iſt es ſeltſam, da in jenem erſten Buche, Stein des Anſtoßes, ſo ſehr darauf gedrun-

drungen wird: das templariſche Syſtem ſei gegen die Religion, oder wie es ſelbſt dort eingeſchränkt wird, gegen die Kirche, und gegen den Staat; daß hier an mehrern Orten, wo der Staat, und auch die Religion (z. B. S. 94) den Freimaurerorden verbieten, er dennoch immer fortgeſetzt wird, und dieſes gar nicht als unrecht angegeben iſt.

Am tadelnswürdigſten iſt das Ende aller drei hier aufgeführten maureriſchen Lebensläufe. Vor 40 Jahren, als in Deutſchland die Inſel Felſenburg, die Robinſone, und dergleichen fleißig geleſen wurden, haben dieſe ſogenannten Romane manchem Kopfe einen abenteureriſchen Schwung beigebracht; mancher unerfahrne Jüngling hofte, wie dieſe Helden ſich in der Welt herumtreiben zu können, alles zu genießen, mitunter auch manches leiden zu müſſen, und am Ende durch ein unvermuthetes Schikſal reich und glüklich zu werden. Gerade ſo romanhaft ſind dieſe Starkiſchen Freimaurergeſchichten: alle drei Helden *) treiben ſich weid-

*) Der eine iſt wie ein Franzoſe angegeben, der andere wie ein Italiäner, der dritte ein Deutſcher. Der leztere iſt ſchon 1741 Freimaurer geworden; alle Revolutionen des Ordens in Deutſchland kommen in ſeiner Geſchichte vor, vom Syſtem des Roſa an bis auf den Konvent in Wißbaden: aber alles taugt nichts! Nur das Eine Syſtem, welches gewiß was taugt, iſt — ſeltſam genug! gar nicht berührt: das klerikaliſche Syſtem des Bruders Archidemides oder des Herrn Oberhofpredigers Stark

lich im Orden und in der Welt herum, kommen zu Falſchmünzern, Geiſterbannern, u. ſ. w., und gelangen endlich — wie es ſcheint, ſo ziemlich ohne ihr Verdienſt — zu dem kaum mehr erwarteten „Heiligthume einer von der Welt noch immer unerkannten Weisheit" (S. 57.); alle laufen glüklich in den Hafen ein, der aber für die Wißbegierigen gar mit keiner weitern deutlichen Beſtimmung angegeben iſt. Auch bringt ſie weder Tugend, noch regelmäßiges Betragen, noch Forſchen in den Wiſſenſchaften hinein; ſie finden auch dieſen Glükshafen nicht in einer ordentlichen Loge; ſondern unbekannt herumwandelnde, geheimnißreiche Männer, ſämtlich im Inkognito und unter falſchen Namen verborgen, die aber ächte vollendete Maurer ſind *), bieten ſich und ihre Weisheit dieſen Glüksrittern an, und erheben ſie endlich zum Genuſſe des höchſten Gutes. Wenn ſolche Erzählungen nicht die Imagination auf verkehrte Art entflammen können, wenn dergleichen Winke nicht auf verborgene und dann plötzlich aus ihrem Dunkel hervortretende und ſich anbietende Meiſter vorbereiten, und den betrügeriſchen Großpralern den Weg zur Herrſchaft über leichtgläubige Gemüther bahnen; ſo thut dieſes kein Buch in der Welt, und ſo iſt keine Moralität mehr in den Reden und den Schriften der Menſchen. Dieſe immer und immer wiederkehren-

den

*) Es waren doch nicht etwa Kleriker?

n Winke: von einer unbekannten Geſellſchaft,
e noch geheimer wie der Orden ſelbſt iſt, und die
n Orden ſogar geſtiftet hat (Apologie, ſ. April
S. 456), von einem unbekannten Bruder der alle
ekannte Syſteme tadelt und das wahre in Petto
ehält (Stein d. Anſtoßes, ſ. oben S. 525.), von un-
ekannten vollendeten Maurern, die in Frankreich,
n Italien, in Deutſchland herumwandern, und
die Schätze ihrer Weisheit nach Belieben irgend
einem eifrig ſuchenden Jünger, mittheilen (Zwek
des Ordens); dieſe Winke in des Herrn Oberhof-
predigers Schriften, die er auch itzt noch nicht zu-
rüknimmt, ſondern ſie mit Deklamation und
Schimpfworten zu vertheidigen ſucht, dieſe erklärte
ein vernünftiger Mann in der Monatsſchrift für
bedenklich, für verdächtig, für gefährlich. Statt
ſich zu rechtfertigen, ſchimpft Herr Stark! Es ent-
ſcheide nun zwiſchen Hrn. Stark und zwiſchen der
Monatsſchrift jeder nachdenkende rechtſchaffene Le-
ſer, der ſich in die Gemüthsſtimmung eines jungen
lehrbegierigen Maurers zu denken weiß, der die
mancherlei Auftritte im Orden und namentlich die
Lage der Sachen in den Jahren 1780 und 1781,
als Hr. Stark dieſe Bücher ſchrieb, einigermaßen
kennt; er entſcheide: ob dies nicht bedenklich iſt,
und ob Herr Stark ſich darüber mit Schimpfen
rechtfertigen kann!

S. 165, 166 wird angegeben, wer wegen mora-
liſcher und phyſiſcher Gründe zur Aufnahme in den

Or-

Orden unfähig ſei: „kein Jude, kein Ungläubi„ger (chriſtlicher Freidenker, chriſtlicher Ungläubi„ger); kein Verſchnittener, und kein Frauen„zimmer kann Mitglied des Ordens werden; es „iſt gegen das Weſen und den Zwek des Ordens!“ Dieſe Stelle hat wirklich etwas ſeltſames; aber noch ſeltſamer iſt es, daß Herr Stark izt (Abſchn. 2, S. 249) den Leſern vorſpiegeln will, als habe uns dieſe Stelle gegen ihn aufgebracht. — — Uebrigens redet er mit vieler Beredſamkeit, wie er pflegt, über den Orden, über die Geheimniſſe deſſelben, über deſſen Zwek, ſelbſt über die Einweihungsceremonien. (Ueber die leztern, S. 233: „Wäre es möglich, daß ein Menſch auf der Welt „auf eine andere Weiſe (als durch die Einweihung) „eben desjenigen, was unſere Geheimniſſe in ſich „faſſen, theilhaftig ſein könnte; wir würden es „bewundern, aber nimmermehr würden wir ihn „den unſern (Noſtrum ?) nennen können.“) Alles dieſes mag ſchön und richtig ſein, das geht uns hier nichts an; nur dieſer Eifer, dieſe Beredſamkeit, dieſe ganze Schrift ſtimmt doch ſeltſam mit der ſeit 1777 behaupteten völligen Abgeſchiedenheit von aller Maurerei. Uns kömmt dies wenigſtens unerklärlich und unzuvereinigend vor; der Herr Oberhofprediger aber iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er izt (Abſchn. 2, S. 250), nach der ſeinſollenden Vertheidigung dieſes Buches, am Ende, gleichſam zu unſrer Beſchämung, ausrufen kann:

Auch

Auch dies Buch ſoll beweiſen, daß ich in den letzten neun Jahren den Zuſammenhang der Maurerei' nicht aufgegeben hätte?!" Wir dächten doch, daß es dies ein wenig beweiſet. Indeß das Publikum entſcheide!

D. Ueber die alten und neuen Myſterien, 1782.

Herr Stark Abſchn. 2, S. 250: „Das dritte „Buch das dieſer Pasquillant anführt, iſt das „Buch über A. und N. Myſterien. Auch dies „Buch habe ich geſchrieben." So auch S. 252. Das Publikum urtheile, ob es pasquillantiſch iſt, zu ſagen: Jemand habe ein Buch geſchrieben, das er wirklich geſchrieben hat! Es urtheile: ob Jemand, der zwiſchen 1777 und 1787 eine Menge maurerſcher Bücher, voll Enthuſiasmus für den Orden, voll ſeltſamer und bedenklicher Winke, voll Beſtreitungen gewiſſer Syſteme, geſchrieben hat, ob dieſer dennoch ſeit 1777 keinen Antheil an der Maurerei kann genommen haben! es urtheile: wie weit die Unverſchämtheit eines Schriftſtellers gehen muß, der bei ſolcher überführten Unwahrheit noch ſo greulich ſchimpfen kann!

Der Herr Oberhofprediger behauptet mit vielen Schimpfworten von Schurken, Pasquillanten, und dergl.: daß er in dieſem Werke die Geheimnißjagd nachtheilig ſchildere; und wiederholt bis zum Ekel die Frage (S. 251 bis 255): wo denn, wie ihm in der Monatsſchrift Schuld gegeben,

ben, „die unverſtändlichen Winke ſeien, die keinen „ehrlichen Maurer etwas helfen können, und Be„trügern zum Mißbrauche dienen?“ Dieſe Beſchuldigung, ſieht man doch, iſt ſo abſcheulich nicht, daß ſie ſtatt einer Beantwortung ſo heftige Schimpfworte verdiente; es heißt ja nur, daß die von ihm gegebenen Winke von Betrügern gemißbraucht werden können; und des Mißbrauchs ſcheinen folgende Stellen allerdings fähig zu ſein. — Der Herr Oberhofprediger macht das Geheimniß des Ordens ſehr andringlich. Er wiederholt hier wie in dem Buche C. öfter: daß nicht die enge Verbindung mit edlen Menſchen, nicht die brüderliche Hoſpitalität in der Fremde, ſelbſt nicht die Wohlthätigkeit, die mit vereinten Kräften ſtärker wirkt, der eigentliche Zwek des Ordens ſei; ſondern alles ziele nur ab auf Aufbewahrung und Fortpflanzung des großen innern Ordensgeheimniſſes. Jene Dinge ſind, ſagt er, izt nur Nebenzwekke, nur Stüzen, nur Nothmittel bei der zu großen Menge der Freimaurer und gegen die Vorwürfe der Profanen. S. 325: „Das waren noch glükliche „Zeiten, da der Orden, als das ſtille Verdienſt „im Verborgenen die edlen Werke der Liebe und „der Menſchlichkeit ausübte, nicht nach äußern „Stüzen grif, ſondern ſeine Erhaltung von der „Hand desjenigen erwartete, der in das Verbor„gene ſieht!“ — Die Geſchichte des Ordens iſt zwar eigentlich kein Geheimniß, S. 3 und 273; aber

aber mit derſelben ſind Dinge verbunden, die nicht geſagt werden können. So viel ſagt uns der Herr Oberhofprediger doch S. 294: daß der Orden aus Frankreich nach Britannien gekommen, aber die im 17 Jahrhundert in Frankreich geſtifteten Logen wieder engliſchen Urſprungs wären, und (S. 279) namentlich für Deutſchland im itzigen Jahrhundert Britannien das Vaterland der Maurerei iſt. In Frankreich alſo entſtand der Orden; wenigſtens kam er aus Frankreich erſt nach Großbritannien, und von da weiter! So iſt es demnach nur ein Mährchen, womit uns der Herr Oberhofprediger abſpeiſen wollte, da er itzt in ſeinem dikken Buche (Abſch. 2, S. 333) uns nach Schottland verweiſt, wo der Orden 1314 entſtanden ſein ſoll? Zumal da er hier (S. 277) diejenigen ſehr lächerlich macht, die den Orden ſo alt angeben. Sehr anſtändig für einen Gottesgelehrten, ſehr menſchenfreundlich und wahrheitliebend! Jene mährchenhafte Ausflucht von Schottland gebraucht er, da (ſ. April, S. 457) in ihn gedrungen ward, die Geſellſchaft zu nennen, welche er zu kennen vorgiebt, und welche er ſehr rühmet, die unbekannte noch exiſtirende Geſellſchaft, bei welcher der Freimaurerorden entſtanden iſt, und die über ihn die älteſten und ächten Aktenſtükke beſitzt. Seiner hier angeführten Nachweiſung zufolge, wäre dieſe Geſellſchaft alſo damals, bei Stiftung der Maurerei, in Frankreich geweſen.

Wie

Wie ſorgfältig man ihm nachſpüren muß, um immer einen Schritt weiter in Enträthſelung ſeiner Behauptungen zu kommen! Aber dieſen Schritt erleichtert er ſelbſt mit nichts; zu dieſer Enträthſelung trägt er ſelbſt in ſeinem neueſten dikken Buche nichts bei, worin er ſich doch erklären ſollte und auch es zu wollen ſcheint; ſondern verwiſcht ſelbſt ſorgfältig die ehemals angegebene Spur. Sehr anſtändig, ſehr wahrheitliebend!

Auch hier wird S. 369 auf „diejenigen“ hingewieſen, „bei welchen die Maurerei zuerſt ent„ſtand.“ Dieſe Männer, die man alſo itzt in Frankreich ſuchen muß, waren, wie Hr. Stark ſagt, große Kenner des menſchlichen Herzens; ſie beſaßen, wie man von ihnen als den Stiftern denken kann, das wahre Geheimniß, wollten es aber nicht gern Andern mittheilen. Hierbei verfuhren ſie, und verfahren noch itzt, ſehr klug und vorſichtig. S. 325: Jeder Maurer wird itzt zu dem, was aus ihm werden ſoll, gebildet und zubereitet. S. 318: Die Maurerei iſt eine Pflanzſchule, woraus der Orden*) ſich diejenigen aushebt, welche der Mittheilung ſeiner innerſten Geheimniſſe empfäng-

*) Maurerei und Orden will Hr. Stark doch nicht gar als zwei verſchiedene Dinge angeben? Und Britannien ſoll doch nicht etwa nur das Vaterland der Maurerei, Frankreich aber der frühere Sitz des Ordens geweſen ſein?

pfänglich ſind. Dieſes Innere beſchreibt er mit dem lebendigſten Enthuſiasmus S. 298. Z. B. „was nur Großes und Vollkommnes nach dem „Verhältniß der Welt gedacht werden kann, ward „dem Orden zu Theil; und bringt die Glükſeligkeit „derer auf den höchſten Gipfel der Vollkommen„heit, die würdig gefunden werden, an ſeinem ver„ſchloſſenen Innern Antheil zu nehmen.“ Aber freilich S. 325, f. die innerſten und höchſten Geheimniſſe des Ordens können nicht allen Maurern zu Theil werden; ſie ſind S. 378, nur das Theil weniger Menſchen. Aber — was noch ſchlimmer iſt — ſie ſcheinen gar nicht das Antheil der Logen zu ſein; ſondern es ſind auch hier wiederum nur einzelne vollendete Maurer, nur geheimnißreiche Männer, die das Wahre der Sache wiſſen, und von denen man es erhalten kann. S. 348: Vielleicht giebt es keine einzige Loge in Deutſchland, die in dem Sinne des Wortes ächt wäre, daß ſie von der Wahrheit des Ordens vollkommen unterrichten, und dem Zwekke deſſelben zuführen könnte; ſondern es giebt nur wenige Freimaurer, die dieſes wiſſen; dieſe wenigen lächeln herzlich über das Spiel der Andern, und ſpielen wohl ſchwerlich mit. Die Logen werden S. 376, f. in drei Hauptparteien getheilet, und von allen drei Parteien wird S. 378, f. der Maurer von vollkommner Erkenntniß unterſchieden; zwei Gattungen jener Parteien ſind minder fehlerhaft; und wollte ſich

der vollendete Maurer einen Zögling wählen, ſo müßte er es unter dieſen beiden Arten thun.

Man kann eben nicht ſagen, daß der Geheimnißſucht dadurch entgegen gearbeitet werde, wenn ein Schriftſteller enthuſiaſtiſch vom Innern Geheimniß ſpricht, und dieſes Innere ſelbſt der größten Zahl der Freimaurer für unzugänglich erklärt; wenn er zur Erreichung dieſes Innern, zur Erlangung des eigentlichen Zweks und Geheimniſſes des Ordens nicht irgend ein Syſtem andeutet, nicht zur fleißigen Beſuchung der Logen ermahnet, ſondern auf einzelne vollendete Männer hinweiſet, die nicht mehr mitſpielen, aber ſich zuweilen einen Maurer zum Zögling für den Orden auswählen! Und dieſer Schriftſteller iſt ein Mann von Herrn Starks Auktorität! Denn daß er der Verfaſſer ſei, war ſogleich bekannt. Ein Mann, der von ſich ſelbſt behauptet (S. 337): daß er viele Jahre im Orden zugebracht und alle Arten und Gattungen von Maurerei durchſucht habe! ein Mann, der ſo oft verſichert, das Wahre zu kennen! — Seltſam, und drei- und ſiebenfach ſeltſam aber iſt es, daß dieſer Mann, der in ſeinen Büchern faſt alle bekannte maureriſche Syſteme verwirft, der auch hier äußerſt bitter das templariſche Syſtem durchhechelt, und die Roſenkreuzerei für unächte Maurerei erklärt; ſeltſam, daß er des klerikaliſchen Syſtems niemals erwähnt! Er lobt es nicht; hätte er es alſo vielleicht ſelbſt verworfen?

Welch

Welch ein Freimaurer iſt er dann, wenn er kein Kleriker mehr iſt? Dieſe Frage iſt ſicher nicht unbeſcheiden gegen einen Mann, der ſich öffentlich als Freimaurer zeigt, der als Lehrer der Maurerei auftritt, und der ſich ehedem ſelbſt als Kleriker angab. Welch ein Freimaurer iſt er itzt, oder war er wenigſtens noch 1782, als er dies Buch ſchrieb? Dieſe Frage muß er beantworten, wenn er ſich wirklich redlich vertheidigen will. — Aber er verwirft das Klerikat nirgend, da er doch die andern Syſteme verwirft; vielleicht ſoll daſſelbe alſo noch das rechte Syſtem ſein. Wie aber wäre das möglich, da es laut ſeinem dikken Buche nur ein Klerikat des Tempelherrnordens, und innig mit dieſem Orden verbunden, geweſen ſein ſoll? Taugt nun dieſer Orden nichts, wie kann denn deſſen Klerikat etwas taugen? Oder giebt es etwa ein, von dieſem und von jedem andern Syſteme unabhängiges, Klerikat; eine wahre eigentliche geiſtliche Maurerei, welche die andre weltliche Maurerei nur zur Pflanzſchule für den Orden gebraucht? — Ueber ſolche Punkte, über die bei ihm ſelbſt ſich findenden Widerſprüche, mußte ſich der Herr Oberhofprediger erklären, und nicht unbeſtimmt und weitſchweifig ſchwatzen, wenn er ſich anders rechtfertigen wollte; gegen Männer rechtfertigen, die unparteiiſch und kaltblütig nachdenken, die einſehn worauf es ankömmt, die Gründe und Deutlichkeit und Vernunft zu ſchätzen

 wiſſen.

wiſſen. Herr Geh. Rath Jacobi iſt freilich leich-
ter zu befriedigen.

Dieſe Maurerei nun — denn ſo muß man wohl reden: nicht die Maurerei überhaupt — dieſe von Herrn Stark empfohlne Maurerei, die von einer noch exiſtirenden Geſellſchaft geſtiftet ward, von einer Geſellſchaft, die damals ſich im katholiſchen Frankreich befand; dieſe klerikaliſche (oder geiſtliche) Maurerei, denn als einen andern Maurer hat Herr Stark ſich nie angegeben, — hat ſie Bezug auf die Religion oder nicht? Dieſe Frage ſcheint wichtig, um einem bedeutenden Verdachte zuvorzukommen; auch berührt Herr Stark ſie mehr als einmal. Man höre aber, wie an der Hauptſtelle darüber dieſer Meiſter in nichtsſagenden Worten, in Erklärungen die nichts erklären, in dunkler Erläuterung und heller Dunkelheit, ſich hierüber ausdrükt. S. 255: „Wäre es möglich, „daß die Maurerei entdekt und der Welt vorgelegt „werden könnte, ſo würde man mit Verwunde„rung" (warum eben mit Verwunderung?) „ſehen, daß ſie auf den Staat und die Religion „keinen Bezug habe, und alſo aus dieſer Hinſicht „immerhin der Welt vorgelegt werden könnte. Und „wäre ja ein Einfluß vorhanden, den ſie auf „den einen oder auf die andre hätte; ſo würde „es gewiß kein ſolcher ſein, der der Ruhe und „Glükſeligkeit derſelben" (der Ruhe und Glükſeligkeit der Religion! ſeltſam ausgedrükt!) „nach„theilig

„theilig ſein könnte.“ — Wie heißt die Redner⸗kunſt, welche über Dinge, die der Zuhörer nicht verſtehen ſoll, Worte herſagt, die etwas zu bedeu⸗ten ſcheinen, aber nichts bedeuten, weil ſie Be⸗hauptungen enthalten, die ſich unter einander wie⸗der aufheben?

Dieſes Buch, welches die Geheimnißjagd zer⸗ſtören ſoll, empfiehlt denn auch — die geheimen Wiſſenſchaften, die im Innern Orden gelehret werden. S. 345, f.: Es muß Erkenntniß oder Wiſſenſchaft da ſein; dieſe ſind ein Geheimniß; und ſie werden durch Ueberlieferung gelehrt. Dahin gehört denn auch wohl die Lehre von den Dämonen, welche der Herr Oberhofprediger S. 155 für wahr anzunehmen ſcheint; die Magie, welche S. 361 in Schutz genommen wird; und die Entdekkung, daß Moſes hinlänglich Chemie ver⸗ſtanden habe, um zu wiſſen, daß ein Theil Gold mit 16 Theilen Schwefelleber geſchmolzen eine in Waſſer auflösbare Maſſe giebt, dem zufolge er in dieſer abſcheulich ekelhaften Maſſe den Iſraeliten das aufgelöſete goldne Kalb zu trinken gegeben: welche Erklärungsart dieſer aufgeklärte Gottesgelehrte S. 359 annimmt.

E. Saint Nicaiſe, 1785.

Dieſes Buch ſcheint dem Herrn Oberhofpredi⸗ger zum meiſten am Herzen zu liegen. Er ſchimpft zum kräftigſten darauf, daß er der Verfaſſer ſein ſolle, und vertheidigt es zum weitläuftigſten: Ab⸗

 ſchnitt

ſchnitt 2, S. 255 — 303. Wäre er nicht der Verfaſſer; warum ſollte er es nicht geradezu ableugnen; welches er doch nicht zu thun waget. Alſo im Jahre 1785 ſogar noch hätte Hr. Stark ein ſolches Buch geſchrieben? er, der ſchon ſeit 1777 ſich ganz von der Maurerei will zurükgezogen haben! Außerdem vertheidigt er die darin vorgetragenen Behauptungen und Geſinnungen ſo heftig, daß wir die ſeinigen zum ſicherſten darnach beurtheilen können.

Hier führt denn nun der Herr Oberhofprediger einen ganz vollendeten Maurer auf, welcher — ein Katholik, und ſogar ein ins Kloſter getretener Mann iſt! Er heißt St. Nicaiſe, und hat die Briefe, welche dieſes Buch ausmachen, geſchrieben. Er kann nicht genug das Glük ſeiner itzigen Ruhe und Abgeſchiedenheit von der Welt rühmen, wobei er doch noch ſehr wirkſam und thätig ſei; und eben ſo ſehr rühmt er das Glük, welches ihm durch den endlich erlangten Aufſchluß des Innerſten der Maurerei zu Theil geworden iſt: und zwar ſcheinen beide Glükſeligkeiten (ſo viel man aus dem Helldunkeln dieſes geheimnißreichen Schriftſtellers ſieht) — wie ſoll man ſagen? — in einander zu fließen, oder aus einander zu entſpringen. Alles iſt in dem ton patelin geſchrieben, der Frömmigkeit und Ruhe andeuten ſoll; durch den aber doch tiefer angelegte Plane durchzuſchimmern ſcheinen. Es würde zu weit führen, alles anzugeben: als S. 14 die Empfeh-

pfehlung von Obereits myſtiſchem Buch, die Einſamkeit der Weltüberwinder; die nicht abgeleugnete Anweiſung an die Geiſtlichen in Auvergne, als die wahren Beſitzer der Maurergeheimniſſe, S. 19. f.; u. ſ. w. — Dieſer Mann, der nun das Innere ganz kennt, erinnert S. 112: „Ramſay, der „maureriſche Freund ſeines Oheims“ (St. Nicäſe kam durch die Papiere ſeines Oheims zum Aufſchluß in der Maurerei) „und der gewiß kompeten„ter Richter im Orden geweſen, dieſer Ramſay „habe geſagt: daß die Maurerei, wo ſie am ge„naueſten der alten Einrichtung treu geblieben, mit „den Gebräuchen der Kirche ſehr vieles gemein „hat.“ Ramſay war ein äußerſt eifriger Freimaurer, und ſcheint ſo etwas von den klerikaliſchen Ideen gehabt zu haben; und er war — ein Katholik, galt viel bei dem Kardinal Fleury, war Hofmeiſter der beiden Söhne des Prätendenten, u. ſ. w. (Man ſ. Nicolai über Tempelherrnorden, Th. 2. S. 227 — 236.) Wenn ein ſolcher Mann von den Gebräuchen der Kirche redete; welche Gebräuche und welche Kirche verſtand er? Herr Stark ſagt freilich itzt (Abſchn. 2. S. 265): nichts anders als die chriſtliche Kirche, als die Gebräuche der engliſchen Kirche. Das Publikum entſcheide!

Dieſer glükliche Beſitzer des innern Geheimniſſes, der (S. 16) endlich in der Sache zur gänzli-

chen Befriedigung ſeiner Wünſche gekommen, endlich (S. 115) von der ganzen Wahrheit des Ordens unterrichtet iſt, der (S. 239) in den Papieren ſeines Oheims alles fand, was ihn in den Stand ſetzen konnte, die ächte und wahre Maurerei von der gemeinen und falſchen zu unterſcheiden, der nun die großen und ehrwürdigen Geheimniſſe des Ordens mit einemmal vor ſeinen Augen aufgedekt fand. — alles warme Ausdrükke eines Mannes, der, wie der Herr Oberhofprediger verſichert, doch ſeit lange ſchon ganz gleichgültig gegen den Orden iſt! anſpornende Ausdrükke, die doch, wie er gleichfalls verſichert (und wie Herr Jacobi treulich glaubt, und treulich nachbetet), von der Geheimnißſucht abhalten ſollen! — Dieſer glükliche Sterbliche nun erōfnet ſeinem Freunde, wahrſcheinlich wiederum um ihn vom Geheimnißſuchen abzuhalten, S. 115 folgendes: „Die Maurerei iſt „eigentlich ein ſymboliſcher Orden. So wie die „kleinern Geheimniſſe in der alten Welt Voreinweihungen zu den großen waren, ſo iſt es auch „mit dem Maurerorden beſchaffen. Die eigentliche Maurerei iſt eine Vorbereitung zu einer „andern Sache, und gewiſſermaßen ein Gemälde, von deſſen wahrer Beſchaffenheit und Bedeutung man erſt dann genau und ganz vollſtändig unterrichtet wird, wenn man das glükliche „Ziel erreicht hat.“ — So ſetzt er auch S. 239 (ſ. kurz vorher) die ächte (aufgeſchloſſene) und gemeine

meine Maurerei einander entgegen.*) Was alſo iſt, das bleibt die große Frage, was iſt die andere Sache, wozu die Maurerei vorbereitet? Das, wofür die Maurerei von den Klerikern zur Dekke gebraucht wird? — Das beantworte der Kleriker, wenn er ſich ehrlich vertheidigen will und kann! — Dieſes Innere, Wahre, deſſen Beſitz glüklich macht, iſt, wie man denken kann, ſchwer zu erlangen. S. 247: Nicht die gewöhnlichen Maurer haben es; ſie, die vom gemeinen Haufen durch nichts anders als durch abgeſonderte Verſammlungen verſchieden ſind; ſondern nur ein kleiner Zirkel weniger edler Menſchen. S. 316: kein einziges unter den herrſchenden Syſtemen, die ich gekannt habe, (und er hat vorher alle bekannte Syſteme gekannt und beſchrieben), iſt das wahre. Er

Ff 5 aber

*) Muß man nicht erſtaunen, wenn Herr Stark, der nicht allein hier ſo redet, ſondern überhaupt das unbekannte Innere des Ordens ſo enthuſiaſtiſch anpreiſet, z. B. S. 298. über alte und neue Myſterien, ſ. oben S. 541; wenn dieſer doch höhnend und rechthaberiſch itzt gegen einen Verfaſſer in der Monatsſchrift, der ihm dergleichen vorgeworfen, ſagen kann (Abſchn. 2. S. 293.): „Ich frage ihn: wo „hat man vom inneren Orden geredet? Im Tempelherrnſyſtem!“ Freilich redete man da von einem innern Orden, und Herr Stark hingegen von dem Innern des Ordens. Welche Silbenſtecherei, darauf eine Diſtinktion zu gründen! Die Rede iſt von dem Innern, und er erkläre was er darunter meinte!

aber hat das Wahre gefunden, erſt in den Papieren ſeines Oheims; und darauf, was noch mehr iſt, auch die Beſitzer dieſes Wahren! S. 246. f.: „Endlich nach langem und mühſamen Forſchen „hatte ich dieſen kleinen Zirkel edler Menſchen aus„gefunden; und natürlicherweiſe mußte mein Ver„langen ſehr groß ſein, ein Mitglied einer Geſell„ſchaft zu ſein, die ſo glüklich war, im vollen und „alten Beſitz der Geheimniſſe des Ordens ſich „zu befinden." Für diesmal fand er dieſe Geſellſchaft in Schottland; er ward von ihr in die brüderliche Hand einer ähnlichen Geſellſchaft in Frankreich empfohlen, und daſelbſt eingeweihet. Seltſam, daß es an dem in den Papieren gefundenen Aufſchluſſe noch nicht genug war, ſondern er ſich noch zum Mitglied einer ungenannten Geſellſchaft mußte einweihen laſſen! Es iſt übrigens die alte Geſellſchaft, wovon Herr Stark ſo oft redet: die nehmlich, welche die ächten und alten Aktenſtükke der Maurerei beſitzt, und bei welcher die Maurerei entſtanden iſt; worüber aber Herr Stark ſich noch nie erklärt hat, obgleich er den Leſern einbilden will, und auch Herrn Jacobi glüklich eingebildet hat, daß er ſich erklärt habe. — Auch hier wird ſehr auf das templariſche Syſtem geſchimpft; und alle andere Syſteme als unzülänglich angegeben; nur vom klerikaliſchen wird geſchwiegen. Soll dies alſo etwa das wahre ſein? und fällt es nicht mit dem templariſchen?

So ſteht es mit der Warnung vor der Geheimnißſucht. Ferner ſoll dies Buch auch vor der Geiſterbannerei warnen. Daher redet es S. 311 von ächten hermetiſchen Schriften, erzählt tolle magiſche Geſchichten als wahr, z. B. eine Operation von Schröpfer, S. 185—187, eine andre von einem italiäniſchen Magus, der ganz genau wie Caglioſtro durch ein Kind antworten läßt, S. 202; u. ſ. w. Freilich wird dergleichen nicht gelobt (worauf Hr. Stark itzt ſehr pocht), und freilich miſcht ſich am Ende die Inquiſition darin. Aber, gerade wie in dem Buche über den Zwek, heißt der Magus hier nicht ein Gauner, ſondern ein ſchwarzer Böſewicht, die Kunſt heißt nicht Betrügerei, ſondern S. 210: das Schreklichſte was man ſich denken kann. Kurz es iſt das Verbrechen der Zauberei, eine wahre Kraft, vermittelſt des Teufels und der böſen Geiſter in der Natur etwas zu bewirken, mit einem Wort: die ſchwarze Magie, wegen welcher unſere Großväter manche unglükliche alte Frau verbrannten, wegen welcher man kunſtreiche Erfindungen und Aufdekkung unbekannter Naturerſcheinungen Teufelskünſte nannte: dieſer die Vernunft und das Chriſtenthum entehrende Aberglauben, dieſe Schmach des menſchlichen Verſtandes, dieſe Geburt der finſterſten Jahrhunderte, dieſe iſt es, welche nach ihrer zwar langſam aber doch ziemlich allgemein bewerkſtelligten Verbannung nun der berühmte aufgeklärte

Got-

Gottesgelehrte Herr Oberhofprediger Stark in mehr als einer Schrift, unter immer wiederholten Wendungen, mit dem Schmukke der Beredſamkeit und der dichteriſchen Fiktion, wieder einzuführen trachtet. Er ſagt ganz dreiſt izt, Abſch. 2, S. 300: „daß Schröpfer ſeine Künſte mit Hülfe „des Teufels ausgeübt, iſt eine philoſophiſche und „exegetiſche Meinung, worin kein Menſch, der „noch nicht zu den neuen Sadduzäern unſrer „Zeit gehöret, was verdächtiges finden kann!“ Dies ſagt der Verfaſſer des Hephäſtion, der Freimüthigen Betrachtungen! Quantum mutatus ab illo! — Indeß, dies ſei izt ſeine Ueberzeugung! So höre er doch nur auf, der Welt einzubilden: ſeine maureriſchen Schriften, die von dieſem Aberglauben voll ſind, ſtritten gegen denſelben. Er ſtreitet nicht mehr dagegen, als das abergläubiſche Mütterchen gegen die Geſpenſter ſtreitet: ſie glaubt ſie; aber ſie liebt ſie nicht, ſie wünſcht ſie ſich nicht zum Umgange. Er warnet vor der ſchreklichen ſchwarzen Magie; will er etwa zur lieblichen weißen Magie hindeuten? —— Dieſe Betrachtung macht den ſchiklichſten Uebergang zu dem zweiten Hauptſtükke.

II. Herrn Starks Briefwechſel mit dem elenden Gaukler Schröpfer, 1773.

Mit dieſem liederlichen Kaffeſchenken, der ſich wie ein Nichtswürdiger betrug und auch wie ein

Nichts-

Nichtswürdiger gezüchtigt ward, mit dieſem berüchtigten Betrüger, der durch magiſche Operationen zu bethören ſuchte und ſich dreiſt in Freimaurerangelegenheiten miſchte, — mit dieſem Elenden begann der angeſehene Geiſtliche: Profeſſor der Theologie, Oberhofprediger, und Generalſuperintendent des Königreichs Preußen; der aufgeklärte und freidenkende Gottesgelehrte: Herr **Johann Auguſt Stark**, einen ſeltſamen freundſchaftlichen Briefwechſel. Man durchlaufe in Gedanken die Namen unſrer verehrungswürdigen angeſehenſten Geiſtlichen (die bei einer ſolchen Parallele hier zu nennen wir für beleidigend halten würden); und man denke ſich es nur einen Augenblick als möglich: daß ſie einen Briefwechſel mit Menſchen, wie Schröpfer, Caglioſtro, Gaſſner, und andern anerkannten Betrügern, hätten anfangen können. Unmöglich! wird jeder ausrufen; hier aber iſt es leider wirklich und wahr. — In Leipzig trieb der Menſch ſeinen Unfug, und bethörte freilich manchen; doch ſuchte die dortige Loge, als er es zu arg machte, am Ende den ſchicklichſten Ausweg richterlicher Hülfe. Nur von Königsberg aus ſchrieb ihm der berühmte Theolog Herr Stark freundſchaftliche Briefe. Der angeſehene Mann in Sachſen (auf deſſen Veranlaſſung Herr Stark zuerſt an Schröpfer will geſchrieben haben, wovon ſich aber in deſſen Briefen keine Spur findet) hielt es mit Recht wider ſeine Ehre,

auch nur den Brief eines Dritten durch ſeine Hand an einen ſolchen Niederträchtigen gelangen zu laſſen; der aufgeklärte Theolog Herr Stark aber hielt es gar nicht für bedenklich, von 100 Meilen weit an denſelben zu ſchreiben. O des immer ſeltſamer, immer bedenklicher erſcheinenden Mannes, je mehr man von ſeinen Schritten kennen lernt!

Der Herr Oberhofprediger vertheidigt ſich, das heißt, ſtößt eine Menge Schimpfwörter aus, — und zwar, ſeiner Gewohnheit nach, zweimal — über die itzt bekannt gewordene Korreſpondenz mit Schröpfern, in ſeinem dikken Buche Th. II. Abſch. 2. S. 108 — 110. und S. 306 — 329. Das wichtigſte daraus iſt folgendes. Die Veranlaſſung an Schröpfer zu ſchreiben, giebt er ſo an: weil (S. 313) „der Kammerherr von H. ihn dringend durch den verſt. Kanter darum habe erſuchen laſſen.“ Er hat zugleich einige Briefe dieſes Herrn abdrukken laſſen; indeß, dieſer erſte Auftrag war mündlich, und Kanter iſt todt, alſo läßt ſich indem nicht weiter nachfragen. Zu verwundern iſt freilich, daß Hr. Stark ſich itzt nicht vom Herrn von H. ein ſchriftliches Zeugniß hierüber mit der Erlaubniß zum Druk ausgebeten hat, welches unter den ziemlich unnöthig vergrößerten Beilagen eins der wichtigſten Dokumente geweſen wäre. Zu verwundern iſt ferner, daß Herr von H. in ſeinem erſten Briefe (Beilage S. S. 15) nicht Herrn Stark für die ſo willfährige Erfüllung ſeines Aufträ-

trages, ſeiner dringenden Bitte dankt, ſondern im Gegentheil von „Hrn. Starks Auftrage an Mr. Schröpfer“ redet, und ſogar die Beſorgung dieſer von ihm doch erbetenen Korreſpondenz verbittet. Herr Stark ſchrieb alſo, um Schröpfern auszuforſchen, um (S. 321) hinter ſeine Schwärmereien zu kommen; und, wie er itzt hinzuſetzt, um ihn hernach zu entlarven. Wie! dieſer große Freimaurer, dieſer Presbyter Klerikus, der alle Syſteme beurtheilen kann, und das Wahre des Ordens kennt und beſitzt, der glüklich genug war, ein Mitglied der in Frankreich befindlichen unbekannten Geſellſchaft, der Stifterinn der Maurerei, zu werden; dieſer erleuchtete viel wiſſende Bruder hat noch nöthig, einen wie ein Meteor aufſteigenden Scharlatan erſt auszuforſchen, ſich ihm freundſchaftlich zu nähern, ſich zu erkundigen, was die Bilderſprache dieſes Menſchen bedeuten ſolle, (S. 319. unten)? Sollte er ihn wohl wirklich für einen Scharlatan gehalten haben? Doch weiter, Schröpfer antwortete ja; warum hat ihn denn Hr. Stark hernach nicht entlarvt? Warum auch in ſeinen viel ſpätern maureriſchen Schriften, noch Schröpferiſche Geſchichten als wahre ſchwarze Magie erzählt? ... Er ſchrieb ihm freundſchaftlich (S. 322); ja er ſagt S. 309: „Geſetzt ich „hätte Schröpfer zu meinem Lehrer erhoben! „Auch darin hätte ich klug und recht gehandelt, „wenn ich mich als ſeinen wißbegierigſten Schüler

„der

„bei ihm angegeben hätte.“ Man kennt ſchon dieſe Vertheidigungsart des Herrn Oberhofpredigers; wenn er nicht ableugnen kann, ein Buch geſchrieben zu haben, ſo ſagt er: geſezt, ich hätte es geſchrieben. Man weiß alſo, was man aus dieſem ungeraden Eingeſtändniſſe ſeiner Schülerſchaft zu machen hat. Und die Frage drängt ſich von neuem auf: Sollte er Schröpfern wohl für einen Betrüger gehalten haben? — Indeß, verſichert er S. 518. zeige ſein, nicht mit gedrukter, erſter Brief an dieſen Menſchen und deſſen erſte Antwort auf ihn, die Veranlaſſung des Briefwechſels und die Abſicht der Entlarvung ganz deutlich; und bloß darum hätten ſeine boshaften Gegner dieſe Briefe nicht mitdrukken laſſen. Dieſe Beſchuldigung trift uns nicht; denn wir können verſichern, dieſe Briefe bis izt noch nicht geſehen zu haben. Und wir ſelbſt rathen Herrn Stark zu dem kürzeſten und leichteſten Wege, uns und alle Gegner zu beſchämen, indem er dieſe Briefe nun ſelbſt drukken laſſe. Es iſt unbegreiflich, wie ihm dies ſo ſimple Mittel, bei ſeinem dikken Buche, worin ſo viel unnöthiges gedrukt ſteht, nicht eingefallen iſt. — Uebrigens giebt er auch einige Unrichtigkeiten in den abgedrukten Briefen an; welches, wie jede Berichtigung, mit Dank anzunehmen iſt: denn ſeine Vorwürfe von vorſäzlicher boshafter Verfälſchung, Vorwürfe, die nur ein Mann von ſeiner Denkungsart ſich gegen uns erlauben kann, verdienen gar keine Beant-

wor-

wortung. S. 316. f. Zerbrechen Sie Ihr †; hier müſſe nur ein ſimples †, nicht mit einem A darunter ſtehen. Die Worte: was ich vor itzt ſchreibe, müſſen wegfallen. Es ſtehe nicht: d. Off. J. (woraus man auf Jeſuiten und Inquiſition hätte ſchlieſſen können, was aber Niemand gethan hat), ſondern die Off. Joh., nemlich Offenbarung Johannis. Ein Poſtſkript ſei weggefallen, oder vielmehr wiederum aus Bosheit weggelaſſen; welches Herr Stark doch itzt auch nicht drukken läßt. Nur die citirten Sprüche ſetzt er her*). — Uebrigens ſetzen wir den Bosheitsbeſchuldigungen des Herrn Oberhofpredigers nichts als die feierliche Verſicherung entgegen: daß der ganze Briefwechſel aufs genaueſte aus der uns mitgetheilten Abſchrift abgedrukt worden und daß wir, und zuverläſſig auch der Einſender, an den doch im Grunde und für die Hauptſache ſehr unbedeutenden Varianten durchaus unſchuldig ſind.

Wie und was ſchreibt denn dieſer große Theolog und große Freimaurer an den lüderlichen Kaffeeſchenken und dummen Teufelsbanner? Man ſ. unſern

*) Citirt iſt Apokalypſe XX., 3. und XXI., 1 ‧ 5. Man ſieht hieraus, und auch aus des Kammerherrn von H. Briefe (Beilagen, S. 16): daß die Swedenborgiſchen itzt ſo laut gewordenen Ideen, vom tauſendjährigen Reich und vom Neuen Jeruſalem ſchon damals bei andern Schwärmern gäng und gäbe waren.

ſern Prozeß, S. 13. f. Er dankt dieſem unwiſſen den Menſchen „aufrichtig für das gute Urtheil über „eins ſeiner Bücher!“ Er „nähert ſich ihm“ mit vielen Komplimenten, und ſagt: „Nach dem We„nigen, was mir, mein Bruder, von Ihnen be„kannt worden iſt, müßte mich mein Geiſt ſehr trü„gen, und die Siegel, die unſer Orden ſeinen Ge„weihten aufgedrükt hat, verwiſcht ſein; oder ich „muß in Ihnen einen Mann finden, der Eines „Urſprunges mit mir iſt, und mit mir zu „Einem Zwekke geht; und deren ſind nicht viel „unter den Maurern! Sind Sie es, ſo grüße „ich Sie in der heil. Zahl von 3, 7, und 10, und „durch die 7 Geiſter Gottes!“ Kann ein recht ſchaffener Mann, kann ein angeſehener Geiſtlicher, mit dieſer Wichtigkeit, mit ſolchen heiligen Worten, nur zum Scheine, reden? O wehe uns dann! Nein, ſicherlich dachte Herr Stark damals, was er ſchrieb: er, dieſer erleuchtete Kleriker, hielt wirklich den Leipziger Käffeeſchenken für ein großes Licht! hielt ihn mit ſich von gleichem Urſprung! von gleicher Sendung! zu gleichem Zwekke! hielt ihn auch eingeweiht in die ungenannte Geſellſchaft, bei welcher der Freimaurerorden entſtand, und die darüber die ächten Akten beſizt! — „Sind „Sie tiefer als ich ins Heiligthum gedrungen“ (welche Vorausſetzung! Alſo hat der Kleriker Herr Stark doch noch nicht das Höchſte erreicht? Und damit rühmte er ſich doch ſo trozig, als Kle

riker,

riker, ſchon 1767 gegen eine Menge rechtſchaffener Männer! Wann ſprach er die Unwahrheit?), „ſind Sie tiefer ins Heiligthum eingedrungen, ſo „nehmen Sie mich als einen lehrbegierigen Schü„ler an." Welche niedrige Schmeichelei des Oberhofpredigers gegen den Kaffeeſchenken! — „Laſſen „Sie uns beide auf dem vor der Welt und ſo viel „1000 Maurern verdeckten Wege gehn." Gerade, wie er in ſeinen maureriſchen Schriften redet; ſind etwa auch die nur zum Scheine geſchrieben? „Ich kenne, mein Bruder, Florenz." Iſt das katholiſche Italien der Siz dieſer Art Weisheit? Auch im Stoek des Freimaurerordens werden Hauptſcenen in Florenz, dort nur **o** genannt, geſpielt. „Nicht fern davon „(von Florenz) das Heiligthum, dreifach ge„krönt!" In den Klerikatsbriefen 1767 ſchrieb Herr Stark an ehrliche Männer von einem dreimal geſegneten Vater, zu dem man gekommen ſein muß, um das Innere des Ordens zu kennen; hier 1773 an einen Betrüger, von dem dreifach gekrönten Heiligthum. Hängt beides gar nicht zuſammen? — „Verſtehn Sie, was ich in der „Apologie S. 23. und noch nachher hin und wie„der zerſtreut geſagt habe, ſo kennen Sie wer ich „bin" (das wiſſen alſo nicht Alle? O ſage es Herr Stark doch gerade heraus!), „und wiſſen es, „daß Sie Herz zu mir haben und frei reden kön„nen." Die äußerſt merkwürdigen Stellen aus

 der

der hier angeführten Apologie ſehe man im April S. 454 — 458. Und hieraus ſollte der betrügeriſche Schröpfer die maureriſchen Verbindungen des Herrn Stark, die ſo manchem ehrlichen Manne dunkel geblieben ſind, erkennen! — Schröpfer antwortete, wie ein vollkommner Narr, und wie ein vollendeter Prieſter der Unvernunft.

Wie rechtfertigt ſich nun der Herr Oberhofprediger über dieſe ſeltſamen Briefe? ... Er erzählt, ohne Zweifel zur Beſchämung der Monatsſchrift, weitläuftig: daß Schröpfer ein verächtlicher Menſch geweſen, daß er eine ſchimpfliche Strafe erhalten, u. ſ. w. Alles deſto ſchlimmer für Herrn Stark, der ſich mit einem ſolchen Menſchen ſo einließ! Er ruft aus S. 327: „Und nun, was wirſt du „ſagen, Publikum, wenn du hörſt, daß dieſer „Schröpfer, wie die Beilage Lit. V. beſaget, nie „Freimaurer geweſen!“ Wahrſcheinlich wird das Publikum ſagen: daß Hr. Stark demnach ſich ſehr arg hat täuſchen laſſen, daß (man ſ. ſeine Ausdrükke in dem Briefe) ſein Geiſt ihn ſehr getrüget hat, und die Siegel, die der Orden ſeinen Geweihten auf drükt, ſehr verwiſcht müſſen geweſen ſein. Man wird ſich über die armſelige Kenntniß und über die noch armſeligere Geheimnißſucht dieſes anmaßlichen Beſitzers des Innerſten und Höchſten wundern, daß er jedem Gaukler, der nur Freimaurerei ſpielt, gläubig nachläuft und ſich zum lehrbegierigen Schüler anbietet; und wundern

dern wird und muß man ſich noch mehr, daß ihn Rechthaberei und Eigenſinn dahin verblenden, Dinge, die gegen ihn ſind, für ſich anzuführen. — Alle die ſehr bedenklichen Ausdrükke des Briefes ſelbſt will er S. 319. f. damit rechtfertigen: daß er die dem Schröpfer geläufige myſtiſche Bilderſprache gebraucht habe, um dieſem Zauberer Zutrauen einzuflößen, damit derſelbe den Herrn Oberhofprediger für ſeines Gleichen halten, und ſich ihm ganz offen entdekken ſollte. Sehr ehrlich, ſehr edel in Abſicht des Zweks und der Mittel! Aber, wie? auf dieſe Art gäbe es ja wohl eine konventionelle Sprache, wo ſich ein paar Menſchen, die um das Geheimniß wiſſen, verſtehen können, Andere aber nur unverſtändliche Ausdrükke hören, die für ſie kaum einen halben Sinn errathen laſſen? So gäbe es ja unter zwei oder mehr Geheimnißkrämmern einen verabredeten myſtiſchen Jargon, eine Chiferſprache? Das geſteht alſo H. Stark ſelbſt! Woher iſt es denn Raſerei des Irrhauſes, die zum Anbinden und Anketten reif macht, wenn man auch in den franzöſiſchen Schriften einiger Geheimnißkrämer ſolchen myſtiſchen Jargon für Chiferſprache erklärt? Herr Schröpfer und Herr Stark ſind doch nicht die einzigen groſsen Geiſter, die auf dergleichen verfallen ſind. Warum erboſt ſich denn der leztere ſo gewaltig, wenn man die Terminologie des Buches des Erreurs & de la Verité für Chiferſprache

hält, und einen Schlüſſel zu dieſen Chifern angiebt? — Indeß, ſeine Entſchuldigung paßt im vorliegenden Falle nicht: in ſeinen Briefen iſt keine Schröpferiſche, ſondern die eigene Starkiſche Presbytero-Klerikaliſche Chiferſprache. Nicht Schröpfer redete von Florenz, ſondern H. Stark, welches ihm eben Schröpfer verwies. Von dem groſſen Zwekke der ſo vielen Maurern verdekt iſt, redete ſchon H. Stark 1767, ehe an Schröpfern gedacht ward; auf eine geheime Geſellſchaft, als wahre Beſitzerinn der höchſten Kenntniſſe des Ordens, deutete er ſchon lange vor Schröpfern, und that es lange nach Schröpfern. Von einem dreifach gekrönten Heiligthum hatte der Zauberer nicht geredet, man ſehe ſeinen Brief, und des Kammerherrn von H. Briefe in den Beilagen; aber Hr. Stark redet hier davon, wie er ſchon 6 Jahre vorher vom dreimal geſegneten Vater geredet hatte. Er habe alſo die Güte, ſeine eigene Chiferſprache zu enträthſeln, wenn man ſie für unverdächtig halten ſoll.

Doch, er will nun durchaus Schröpfern von Anfang an verachtet haben, S. 322 und 328. Und S. 110 ſchreit und ſchimpft er, wie folget: „Damit ſich jedoch immer dieſer elende Sendſchreiber als einen Lügner beweiſen müſſe, ſo ſagt er, „ich habe die Macht des Schröpfers gerühmt. „Wo nehme ich doch Hohnlache genug her? Ich „die Macht des Schröpfers gerühmt! Ha, ha, ha!

Wofür

„Wofür könnte ich denn Schröpfern anders hal„ten, als entweder für einen Gaukler und Ta„ſchenſpieler, oder für einen Hexenmeiſter und „Zauberer? Und die Macht eines Gauklers ſollte „ich rühmen!“ Wer Herrn Starks Brief an Schröpfer lieſt, ſieht wohl deutlich genug, daß er ihn für mehr als einen Gaukler hielt. Wer die magiſchen Geſchichten in ſeinen angeführten Büchern lieſt, ſieht daß er auch noch lange nachher eben ſo urtheilte. Und leider! ſcheint ja noch itzt dieſer aufgeklärte proteſtantiſche Gottesgelehrte, dieſer Freund des aufgeklärten Philoſophen Jacobi, noch itzt eben ſo zu denken. — Er fährt fort: „die „Macht eines Zauberers und Hexenmeiſters ſollte „ich rühmen! Dann müßte mir erſt all mein Chri„ſtenthum weggezaubert ſein. Oder ich müßte ſchon „ſo tief in Schwärmerei verſunken ſein, daß ich „mich, wie die bedauerlich betrogene Eliſa, zum „Schüler eines Caglioſtro hätte können machen „laſſen.“ Das Unſchikliche dieſes Ausfalls wollen wir nicht rügen; denn dafür hat dieſe Seele keinen Sinn mehr. Aber, wie abgeſchmakt, da er noch itzt, im St. Nikäſe, Caglioſtroſche Gaukeleien als wahr erzählt hat (ſ. oben S. 551)! Alſo den Zauberer will er nicht rühmen; aber für einen Zauberer hält er Schröpfern doch wohl noch? Er gehört nicht, wie er ſehr aufgeklärt und tolerant S. 325 ſagt, zu der Sekte der neuen Sadducäer aus der Berliner Aufklärergilde, die keine Engel noch Teufel

ſel glauben; indeß proteſtirt er doch, wie er ſehr witzig hinzu ſetzt, gegen allen Glauben an die Gewalt der ſchwarzen oder weißen, grünen oder gelben Magie. — Aber nun dagegen ſeine magiſchen Geſchichten in ſeinen maurreriſchen Büchern! Wer hilft uns aus dieſem Labyrinth? Wer enträthſelt uns die Denkungsart dieſes Proteus?

Sie, die ſchon einmal auftrat, mit Aufopferung ihrer Ruhe und mit Hintanſetzung aller kleinlichen Furcht, der Wahrheit ein ſchönes Opfer zu bringen; die edle Seele, die es in ihrem zarten Gewiſſen für Pflicht hält, und dann muthig in ihrer reinen Unſchuld zur Ausübung ihrer Pflicht hintritt, um Betrug und Lügen, da wo es auf wichtige Dinge ankömmt, zu entlarven; Sie hat auch itzt zu dieſem edlen Endzwekke wiederum die Feder ergriffen. In der Mitte des März erſchien die merkwürdige Schrift:

„Etwas über des Herrn Oberhofpredigers Johann Auguſt Stark Vertheidigungsſchrift, nebſt einigen andern nöthigen Erläuterungen. Von Charlotte Eliſabeth Konſtantia von der Recke, geb. Gräfinn von Medem. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai, 1788.“ 8 Bögen in gr. 8.

Wie erſcheint hier dieſer Mann, der verhärtet genug iſt, die plumpſten Unwahrheiten zu behaupten!... Denn wo iſt Jemand im ganzen deutſchen Publikum, der, wenn es auf das Ja der Frau

von

von der Recke gegen das Nein des Herrn Stark ankömmt, ſich nicht für das erſte und gegen das letzte erklären wird? Zumal, da man Herrn Starks Unwahrheiten und Unverſchämtheit auch ſchon aus obigem kennt! — Aus dieſer höchſt wichtigen Schrift wollen wir nur das Wenige, was zu unſrer Sache gehöret, anführen.

Herr Stark will gegen Schröpfer und ſeine Operationen, von Anfang an, alſo ſchon 1773, da er von Königsberg aus an ihn ſchrieb, wirklich die tiefſte Verachtung gefühlt haben. Und doch war der Herr Oberhofprediger noch 1780, und alſo ſechs bis ſieben Jahre nach dieſen berüchtigten Briefen, in Mitau ganz andrer Geſinnung. Denn als er 1780 Frau von der Recke an ihrem Krankenlager beſuchte (S. 27. f.), „ſchilderte er „ihr ſehr ernſtlich und in andringenden Wor„ten Schröpfern, als einen Mann, der überna„türliche Kräfte beſeſſen habe, und der wenn er „dieſe gehörig benutzt hätte, viel Gutes würde „haben wirken können. Er las Ihr, mit Ach„tung gegen Schröpfern, einige, Ihr freilich un„verſtändliche, Briefe deſſelben vor. Ja er ging „ſo weit, (damit ja der Glauben an Wunderkraft „nicht ausſtürbe) Ihr deſſen nur Wenigen bekann„ten Nachfolger, Fröhlich, der Schröpfers „Schriften geerbt haben ſolle, als einen Mann „zu preiſen, der vielleicht größer als Schrö„pfer ſelbſt werden könnte!“ So ſprach der auf-

geklärte Gottesgelehrte, der berühmte Verfaſſer des Hephäſtion, der Kirchengeſchichte, der Freimüthigen Betrachtungen! ſo ſprach er in vertrauten Zirkeln! ſo gegen eine der angeſehenſten Perſonen des Landes worin er lebte, deren Hang zur frommen Schwärmerei und Myſtik er kannte! Und endlich: ſo ſprach über Schröpfer und über Fröhlich im J. 1780 ein Mann, der von 1773 bis 1787 Schröpfern will tief verachtet haben! Gerade wie er ſeit 1777 bis 1787 nichts, nicht einmal im Guten, mit der Freimaurerei will zu thun gehabt haben, da er doch 1780, 1781, 1782, 1785, ſeine höchſt verfänglichen maureriſchen Bücher ſchrieb.

Herr Stark will immer aller Schwärmerei, aller Myſtik, vorzüglich allem Glauben an Geiſterbannerei und Geiſterſeherei entgegen gearbeitet haben; und „nährte doch dieſen Hang durch manche Geſchichte magiſcher Begebenheiten, die ſich „zu unſern Zeiten ſollen zugetragen haben, und „die er mit hinreiſſender Beredſamkeit im engſten Vertrauen erzählte. Z. B. (S. 20. f.): „daß ein Magus einem deutſchen Prinzen, der „ihn prüfen will, was ſeine dienſtbaren Geiſter „vermögen, nach einigen Tagen einen Zettel bringt, „worauf des Prinzen geheime Gedanken geſchrieben ſtehen; der Prinz erſchrikt, und wird völlig „gläubig an die Magie. Dies erzählte Herr Stark „ſehr geheimnißreich der Frau von der Recke, und

„meh-

„mehrern Perſonen!“ Ja, er wollte dies Faktum auch für die Welt nicht untergehen laſſen. Denn wer erkennt hier nicht die nur wenig abgeänderte magiſche Geſchichte in ſeinem Zwek des Freimaurerordens S. 191. (ſ. oben S. 531.), die dort gleichfals für wahr ausgegeben wird? Und dieſer Mann arbeitete gegen den Aberglauben? Und dieſer Mann lügt nicht, wenn er das von ſich behauptet? . . . Ferner, S. 22. f., iſt „Herr „Stark ſogar einmal ſelbſt gewürdigt worden, „einen übernatürlichen Glanz *) zu ſehen, als „im benachbarten Zimmer einem ſeiner kranken „Freunde der Erlöſer ſichtlich erſchien!! Und „(S. 24.) ſolcher Geſchichten, die alle auf Magie, Nekromantie, und Geiſtererſcheinungen hinausliefen, hat Hr. Stark mehrere erzählt!“ — Gütiger Gott, wie entwikkelt ſich der Charakter dieſes Mannes! Ehemals, als er ſich öffentlich als aufgeklärten und freidenkenden Theologen zeigte, war er in Geheim ein Beförderer des Aberglaubens! Izt, da er ſtreng orthodox und altgläubig ſcheinen will, zeigt er ſich als einen Lügner!

Wichtig auch iſt das Zeugniß der Frau von der Recke: daß (S. 5.) „Herr Stark ſehr thätig in „gewiſ-

*) Woran er es dem Glanze wohl ſogleich angemerkt hat, daß er übernatürlich war?

„gewiſſen geheimen Verbindungen in Kurland „geweſen *)“; daß man ihn allgemein für einen „Mann gehalten, der die rechten unbekannten „Quellen der Geheimniſſe kenne, wobei er „nichts gethan, dieſe Meinung von ſich abzu„lehnen; daß er vielmehr wirklich Schüler in „dieſen vermeinten geheimen Wiſſenſchaften „hätte, denen er wohl Erwartungen mag vorge„ſpiegelt haben, die er nie erfüllte!“ Und alles das in Kurland, wo er von 1777 bis 1781 war; alſo gerade gleich nach der Zeit, wo er gar keinen Antheil mehr, geſchweige einen thätigen, an der Maurerei will genommen haben! Wichtig iſt ihr Zeugniß (S. 7.): daß „manche ſchon damals ge„glaubt haben und noch jetzt trotz ſeines dikken „Buches es glauben, Hr. Stark ſei in Frankreich „zur katholiſchen Religion übergetreten, um „in den Klöſtern (wohin er in ſeinen maureri„ſchen Schriften ſo oft weiſt) zu wichtigen ge„heimen Papieren zu gelangen!“ Daß alſo dieſe Meinung von ihm, wie er es gegen Beſſerwiſſen nur zu unſrer Anklage vorgab, kein von uns erſt erdichtetes Gerücht iſt! Und daß alſo überhaupt, was auch ſeit einiger Zeit mehrere dagegen ſagen, die

*) Mögte ihm, nach ſeinem eleganten Ausdruk (Abſchn. 2. S. 257.), doch bald die Geduld ausreißen, damit er ſeine maureriſchen Begebenheiten in Kurland ſelbſt erzählte!

le Idee von Katholizismus bei gewiſſen Ge-
eimniſſen, geſetzt auch daß ſie ganz ungegrün-
et wäre, doch nicht ſo neu iſt, nicht von Berlin
usgegangen iſt, nicht (was vollends unwahrſchein-
ch wäre) gar nur die Idee eines einzigen Kopfes
t*)! — Wichtig Ihr Zeugniß (S. 43.): daß der
lehrte und kluge „Kardinal Borgia, ehemaliger
Präfekt des Kollegiums der Propaganda, ange-
ſehenen Reiſenden ſelbſt geſagt hat: itzt ſei der
vorzüglichſte Sitz und Wirkungskreis der Je-
ſuiten in Norden, und einige Jeſuiten beklei-
„deten

*) Es thut uns leid, daß auch Herr Ritter von Zim-
mermann in ſeiner neueſten Schrift: Ueber Frie-
drich den Großen, dieſe irrige Vorſtellung an-
nimmt. Wenn Herr Leuchſenring (wie Er nach
S. 88. glaubt) dieſe Idee des weitverbreiteten Ka-
tholizismus erſt erfunden hätte; wo käme ſie denn
ſchon um 1780 nach Rußland? — wo gar (man
ſ. das gleich folgende im Text) in den Kopf eines
Kardinals in Rom ſelbſt? und zwar gerade desje-
nigen, der am beſten wiſſen muß, was an der Sache
iſt? — Schon 1782 diſputirte Hr. Stark in dem
Buche D gegen eine Schrift, des Titels: Ueber
Jeſuiten, Freimaurer, und Roſenkreuzer; wo
die Idee von den ſich allenthalben einmiſchenden
Jeſuiten vorkommt. Das Examen impartial par un
frere laique 1782, worauf Hr. Stark ſo niedrig
ſchimpft, erklärte das Buch des Erreurs für Chifer-
ſprache der Jeſuiten. — Hat denn Hr. Leuchſen-
ring etwa beide jene Schriften geſchrieben? oder
auch nur veranlaßt?... Wenigſtens iſt die Ber-
liniſche Monatsſchrift, die erſt 1783 anfing, daran
unſchuldig.

„beten ſogar ſchon proteſtantiſche Prediger[illegible] „len!“ Wichtig die Nachricht S. 44.: „daß [illegible] „Kurländiſcher Kavalier bei eben demſelben Kar[illegible] „nal Borgia, damaligem Sekretär der Propa[illegible] „da, Nachrichten über Kurland und de[illegible] „kirchlichen und politiſchen Zuſtand gefun[illegible] „die ihn in Erſtaunen ſetzten, und die Vermuth[illegible] „beſtätigen, daß der römiſche Hof und die Pro[illegible] „ganda auch dorthin ſehr gute Korreſpondenten [illegible] „ben müſſen!“ Wichtig alles, was Sie über Her[illegible] Starks höchſt verdächtige klerikaliſche Maure[illegible] erinnert! Und wichtig vieles andere, was wir [illegible] übergehen müſſen.

Hat nun wohl der Herr Oberhofprediger ſi[illegible] über alles Obige, wenn man einen Blik darauf [illegible] rükwirft, gerechtfertigt? Kann er irgend einen Me[illegible] ſchen davon überzeugt haben: daß er ſeit 1777 ni[illegible] mit der Maurerei zu thun gehabt; da er vielme[illegible] ſeitdem die verdächtigen maureriſchen Bücher ge[illegible] ſchrieben? Daß er der Geheimnißſucht, dem Glau[illegible] ben an Magie und an Geiſterſeherei entgegen ge[illegible] arbeitet; da er dieſen Hang in Schriften und Re[illegible] den befördert? Daß er auf keine unbekannte Mei[illegible] ſter, auf keine ungenannte Geſellſchaft, als wahr[illegible] Beſitzer der Freimaurergeheimniſſe, hingewieſen; da er dies unter mancherlei Wendungen gethan? Daß er irgend einen deutlichen Aufſchluß über ſeine klerikaliſche Maurerei gegeben; da er vielmehr die Sache noch immer ärger verdunkelt? Daß er ir-

gend

gend einen Schein des Beweiſes, einen Schatten von Rechtfertigung, zur Wegräumung des von ihm ſelbſt erregten Verdachtes, beigebracht; da er vielmehr nur deklamirt und ſchimpft? Daß er endlich, was doch einen Gelehrten und einen Geiſtlichen wohl ziemte, in ſeiner Vertheidigungsſchrift die Wahrheit geredet und rechtſchaffen ſich betragen; da er leider! vielmehr ſich unwahr und unverſchämt gezeigt hat? — Das Publikum hat itzt geſehen: was er hätte thun ſollen, und: was er gethan hat. Es entſcheide nun zwiſchen ihm und uns! Hat er ſich gerechtfertigt; gut, ſo hat man unſrer Aufforderung eine wichtige Aufklärung zu danken? Hat er aber, wie wohl leider der Fall iſt, weder etwas aufgeklärt noch ſich gerechtfertigt; und muß alſo die Entſcheidung jedes Unpartelischen gegen den Herrn Oberhofprediger ausfallen: ſo mögen — dann ſind wir für all ſein greuliches Schmähen gerächet genug — ſo mögen Herr Schloſſer und Herr Jacobi ihn um die Wette loben!

Die Herausgeber.

(Der Beſchluß folgt im nächſten Stük.)

6.

Denkmahl Salomon Geßners.

Wenn irgend ein Schriftſteller unſers Jahrhunderts die Achtung und den Dank ſeiner Zeitgenoſſen verdient hat, ſo war es Salomon Geßner; und wenn irgend ein Zeitalter großen Talenten die verdiente Achtung dankbar gezollt hat, ſo hat es das unſrige an ihm gethan. In ſo weit ſind beide einander würdig! und Geßners Zeitgenoſſen haben ſich in Abſicht auf ihn, vor ſich ſelbſt, vollkommen gerechtfertigt. Es kömmt darauf an: ob ſie es auch bei der Nachwelt thun — in einem bleibenden Denkmahle thun wollen, welches ſie, weniger Geßnern, der es nicht bedarf, als in ihm dem guten Geſchmakke, und der Gerechtigkeit ſeines Zeitalters errichten.

Dieſe Betrachtung iſt es, welche einige Mitbürger des großen und in ſeiner Art einzigen Dichters bewogen hat, allen Freunden der Geßneriſchen Muſe in dieſer Abſicht ihre Dienſte anzubieten. Weit entfernt, die ihnen heilige Aſche des Mannes, deſſen Gefühl ſo fein, als ſeine Beſcheidenheit ſelten war, durch die mindeſte Zudringlichkeit zu entweihen, thun ſie hiermit die einfache Erklärung: daß ſie jeden freiwilligen größern oder geringern Beitrag annehmen, und aufs gewiſſenhafteſte zu einem Denkmahle verwenden werden, welches Geßnern auf einer von ihm oft beſuchten öffentlichen Promenade in Zürich errichtet werden ſoll. — Von dieſem Denkmale wird zu ſeiner Zeit an alle Beförderer deſſelben, ein von einem berühmten Künſtler verfertigten Kupferſtich nebſt dem Verzeichniß aller Theilhaber, und einigen auf Geßnern relativen Blättern abgeliefert wer-

ziere

PLAN des Hafens von

AUSSA.

a. Batterien

b Wachtschiff

c Admiralitæts Insel

d Ankerplatz für Kriegeſſ

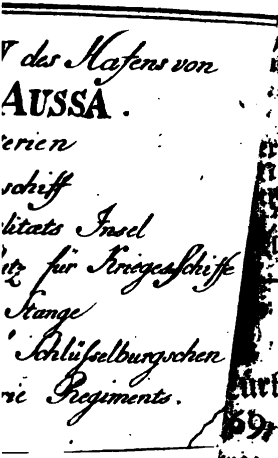
e Signal-Stange

f Lager des Schlüſselburgsc

Infanterie Regiments

…werden bis zur Michaelis-
…von der Orelliſchen Buch-
…und in Leipzig abgenom-
… Empfangſchein ausgeſtellt.
… März 1788.

…erbieten ſich die Herausgeber
…Monatsſchrift zur Aufnahme
…träge zu dieſem Denkmahle,
… die uns etwa näher als der
…llſchaft in Zürich wohnen.



7.

… Rußiſchen Seekriege
…ürken, in den Jahren
…69 — 1773.

…ung; ſ. März, S. 217.)

…e des Grafen Alexei Orlow nach
…ſich gewiſſermaßen für das J. 1770
…gen der rußiſchen Flotte, welche
… von Auſſa lag. Daher will ich
…ung eines dritten Rußiſchen Ge-
…Junius von Reval nach dem Archi-
…nen, wodurch ich bisher den Faden
…e nicht habe unterbrechen wollen.
…rüſtungen dazu ward ſogleich ange-
…s Geſchwader des Kontreadmirals
…gen Ende des J. 1769 Kronſtadt
… zur Bemannung dieſes neuen Ge-
…hl an Seeoffizieren als Matroſen
…n der rußiſche Geſandte zu Kopen-
…l Filoſofow den Auftrag, dort mit
…s Däniſchen Hofes einige Seeoffi-

ziere für den Dienſt der Kaiſerin zu engagiren, und zugleich 400 Matroſen, nach dem zwiſchen beiden Höfen geſchloſſenen Traktate, zu fordern. Die Offiziere reiſten größtentheils ſchon im Winter über Land durch Schweden nach Petersburg ab; eine Anzahl Steuerleute, Bootsmänner und ſogenannte Schiffer, die auf den Kriegsflotten aller europäiſchen Nazionen zur Unteroffiziersklaſſe gezählt werden, bei der Ruſſiſchen aber das Offizier Portdepee tragen, ging im Frühling, ſobald die See vom Eiſe frei war, zu Schiffe von Kopenhagen nach Reval. Die geforderten 400 Matroſen aber blieben zurück, und ſollten erſt an Bord der Eskader gehen, wenn ſolche auf der Rhede von Kopenhagen anlangte. Bei ihrer Ankunft zu Petersburg erhielten die Seeoffiziere ihre Reiſekoſten in Gelde vergütet, und zugleich ihren Rang um einen Schritt erhöhet. — Kommandör Kapitain Arf ward zum Anführer dieſer dritten Eskader beſtimmt, und trat folglich als Kontreadmiral in Ruſſiſch-Kaiſerliche Dienſte. In ſeinen frühen Jahren hatte er in der Engliſchen Marine gedient, und ſpäter in der Franzöſiſchen; er befand ſich als Flaggenkapitän am Bord des bekannten Schifs le Soleil Royal, als Herr von Conflans, um den Engländern nicht in die Hände zu fallen, mit ſolchem und dem Reſt ſeines Geſchwaders in die Vilaine einlaufen mußte*). Mit dem Kontreadmiral Arf traten noch zugleich der Kapitain Basballe, die Kapitains

*) Dieſe merkwürdige Seeſchlacht geſchah 1759 den 20. November an der Küſte von Bretagne, und iſt wohl das einzige Beiſpiel, das die Kriegsgeſchichte von einer ſo ſpät im Jahre und im Sturme gelieferten Hauptſchlacht zur See giebt. Admiral Hawke ſchlug hier den Marſchall Conflans, deſſen Schiffe auf der Flucht theils umkamen, theils ſich in den kleinen Fluß Vilaine retteten.

pitain=Lieutenante Achlepe, Faſting, Linder, Ployard, und 8 Seelieutenante von der erſten und zweiten Klaſſe in ruſſiſche Dienſte.

Die Erforderniſſe zu den beiden erſten Geſchwadern hatten die Vorräthe in den Seearſenalen zu Kronſtadt und Reval ziemlich vermindert, ſo daß es itzt an mancherlei fehlte; wodurch vornehmlich die Abfahrt dieſer Eskader von Reval, dem Verſammlungshafen für dieſelbe, bis in den Junius ſich verzögerte. Dies verſchafte noch einigen der Seeoffiziere Gelegenheit, die Eroberung von Morea auf dem Hoftheater in Petersburg in einem Ballet (denn was ſtellt ein franzöſiſcher Tanzmeiſter nicht alles vor, ſo bald er wegen des Titels zu ſeinem Ballet nur erſt mit ſich ſelbſt einig iſt?) zu einer Zeit vorgeſtellt zu ſehen, als kein einziger Ruſſe mehr einen Fuß auf dieſer Halbinſel hatte. — Den 23ſten Julius kam endlich das Geſchwader des Kontreadmiral Arf auf der Rhede von Kopenhagen an; ſie beſtand aus: dem Flaggenſchiffe Pobedanoſſetz von 64 Kanonen, Zefalot von gleicher Stärke, Aſia von 50 Kanonen, und 17 Transportſchiffen. An Landtruppen befanden ſich dabei: 2 Kompanien Fusvolk und 60 Fusjäger von der Preobrazinskiſchen Garde, das Schlüſſelburgſche Infanterieregiment von 2 Bataillonen, einige Landartilleriſten, und verſchiedene einzelne bei dieſen Truppen nicht angeſtellte Offiziere: im allem alſo beinahe 3000 Mann. Zu mehrerer Bequemlichkeit der Landtruppen miethete der Kontreadmiral während ſeines Aufenthalts mit der Eskader auf der Rhede von Kopenhagen noch 2 Transportſchiffe, wovon er das eine zum Hoſpitalſchif beſtimmte und zu ſolchem Gebrauch einrichten ließ. Däniſche Matroſen nahm die Eskader, wie ſie am 22 Auguſt die weitere Reiſe antrat, ſtatt 400 nur 80 Mann mit, da ſie mehrere nicht bedurfte.

Die Reiſe dieſer Eskader ging überhaupt nur langſam. Eine vorzügliche Urſache war, weil von den Transportſchiffen einige ſchlecht ſegelten. Auch mußte die Eskader wegen ungünſtigen Windes aus dem Kattegatt nach der Rhede von Helſingör zurükkehren; welches Schikſal ihr beim Eingang des Kanals zwiſchen Frankreich und England abermals begegnete, da ſie bei Deal vor Anker ſich legen mußte; und wie ſie bereits die Inſel Minorka im Geſicht hatte, trieb ein Sturm in der Nacht ſie bei ſelbiger vorbei, wo ſie wenigſtens 8 Tage gebrauchte, bevor ſie nach dem zur Erfriſchung ihr beſtimmten Verſammlungshafen Mahon ſich wieder aufkreuzen konnte. Im November ſegelte ſie wieder von Mahon; und vereinigte ſich alſo erſt gegen Ende 1770 mit der übrigen ruſſiſchen Kriegsflotte im Archipelagus, die wir in dem Hafen von Auſſa auf der Inſel Paros verlaſſen haben. — Dieſe Eskader war, der Zahl der Segel nach, die ſtärkſte, die aus Rußland noch auf einmal in dieſen Gewäſſern erſchienen war; denn, da bei ihrer Durchfahrt durch den Kanal noch das Kriegsſchif Sewernoi Orel (das zu Portsmouth*) in eine Fregatte von 40 Kanonen war umgeſchaffen worden) zu ihr ſtieß, ſo ſegelte ſie 23 Fahrzeuge ſtark, in den Hafen von Auſſa ein. Die Transportſchiffe wurden hier ſämtlich, nach Verlauf einiger Tage, entlaſſen. Die Landtruppen auf die Schiffe zu vertheilen, war nicht möglich; daher ward eine halbe Stunde Wegs vom Hafen dem Schlüſſelburgſchen Regiment ein Lagerplatz angewieſen.

Die

*) Dieſes Schiff gehörte zum Spiridowſchen Geſchwader, und hatte auf der Reiſe von Kopenhagen bis Portsmouth ſo viel durch Stürme gelitten, daß es für untüchtig zur Fortſetzung der damaligen Reiſe erklärt ward. Dezember 1787, S. 500.

Die ganze ruſſiſche Kriegsflotte in dieſem Hafen, vor Ankunft des Kontreadmiral Arf, beſtand bloß (da 2 Kriegsſchiffe waren verloren gegangen, andre dem Grafen Orlow gefolget waren, und eins zum Kreuzen ſich in See befand): aus 4 Schiffen von der Linie, 2 Fregatten von 40 Kanonen, einigen wenigen von geringerer Stärke, verſchiedenen aufgebrachten raguſiſchen Fahrzeugen, und noch leichteren griechiſchen. Bei dieſer Flotte befanden ſich 3 Admirale: nehmlich der Viceadmiral Spiridow, und die beiden Kontreadmirale Elphingſton und Yelmanow. Es war nicht wohl möglich, von einer ſo geringen Anzahl Kriegsſchiffe, noch ein eignes Geſchwader für den Kontreadmiral Elphingſton wie er verlangte, abzuſondern; und da er gar keine Neigung hatte, in der Linie unter dem Viceadmiral zu dienen, ſo reiſte er, bald nach Ankunft des Kontreadmiral Arf, nach Italien, und von da weiter nach Petersburg: wo er mit einem Geſchenke von 5 oder 6000 Rubel von der Kaiſerin ſeiner Dienſte entlaſſen wurde und nach England zurückkehrte.

Zu Erſparung einer weitläuftigen Beſchreibung: auf welche Weiſe man durch Anordnung von ein paar Batterien für die Sicherheit des Winterlagers der Flotte in dem Hafen von Auſſa zu ſorgen ſuchte; füge ich hier einen Plan von dieſem Hafen bei*). Außerdem waren den ganzen Winter hindurch verſchiedne Kriegsſchiffe, die eine Anzahl kleiner Kaper bei ſich hatten, zum beſtändigen Kreuzen in See. Die Hauptſtazionen derſelben waren folgende drei. Das Kriegsſchif Januarius kreuzte

 zwiſchen

*) Dieſer Plan wird unſern Leſern gewiß ſo willkommen ſein, als die Karte des Herrn Verfaſſers von der ganzen Inſel Paros, im November 1783; zumal da es noch gar keine Karten von dieſer Inſel giebt. A. d. H.

zwiſchen den Inſeln Samos und Stanchio (Kos), um dieſe Paſſage zu bewachen, welcher ſich gewöhnlich die Schiffe von Rhodus, Syrien, und Ägypten, auf ihrem Wege nach Konſtantinopel und Smyrna bedienen; bei entſtehendem Sturm war den Fahrzeugen dieſer Stazion der Hafen auf der Inſel Patmos zum Einlaufen angewieſen. Die Fregatte Nadeſchda blagopolutſchik kreuzte bei Kavo d'oro, und hatte die Durchfahrt zwiſchen dieſem Vorgebirge und der Inſel Andros zu beobachten; die letztere war dieſen Kreuzern ſowohl zur Sicherheit bei Sturm, als um ſich mit Waſſer und friſchen Lebensmitteln von dort zu verſehen, angewieſen. Dem Kontreadmiral Arf mit ſeinem Geſchwader von 3 Kriegsſchiffen, war Mykone angewieſen, um von dieſer Inſel bis zu den Dardanellen, ſowohl zwiſchen den Inſeln Sciro und Ipſara (Skyros und Pſyra) durch, als auch durch den Kanal von Scio (Chios) und Metelino (Lesbos) zu kreuzen, um die Schiffe, die der Wachſamkeit der beiden erſt genannten Stationen entgangen ſein möchten, hier noch aufzufangen, wie auch allen feindlichen Schiffen das Auslaufen aus den Dardanellen zu verwehren.

Da die feindliche Flotte bei Dſchesme zu Grunde gerichtet war, und die Türken mit den wenigen Schiffen, die ſie noch haben mochten, ſich nicht getrauten in See zu erſcheinen; ſo konnte den Winter hindurch nichts von Erheblichkeit vorfallen, das eine Anzeige verdiente. Die beiden Vorfälle wären etwa auszunehmen, da der Kontreadmiral Arf einmal im Kanal von Metelino, und ein andermal im Kanal von Scio, ein halb Dutzend ganze und Halbgaleeren, die bei Nacht aus den Dardanellen gegangen waren, und unter dem feſten Lande an der Küſte von Natolien ſich hingerudert hatten, bis unter die Feſtungen dieſer beiden Inſeln verfolgte,

folgte, und darüber in lebhafte Kanonade gerieth. Hingegen fehlte es deſto weniger an hartnäkkigen Gefechten, wann die kleinen ruſſiſchen Kaper, die meiſtens mit Griechen und Sklavoniern bemannet waren, auf ein türkſches Fahrzeug ſtießen, das ſich durchzuſchleichen ſuchte. Um den Leſern den Unterſchied eines Krieges wider die Türken von der in unſern Tagen bei chriſtlichen Mächten gewöhnlichen Art Krieg zu führen, deutlich zu machen, und um zu zeigen, zu welchem hohen Grade die Erbitterung zwiſchen Griechen und Türken geſtiegen iſt: will ich doch ein paar ſolcher Vorfälle, wovon ich Augenzeuge geweſen bin, nicht mit Stillſchweigen übergehen. — Der Kontreadmiral Arf ſchikte aus dem Kanal von Scio, wo er mit ſeiner Eskader vor Anker lag, einen kleinen Kaper mit einer gemachten Priſe nach Paros ab. Zwei türkſche Halbgaleeren, die in dem kleinen Hafen unter der Feſtung von Scio lagen, ruderten, als ſie merkten daß der Wind ſchwach ward, aus dem Hafen nahe unterm Lande hin dem Kaper nach. Die Kriegsſchiffe wurden dies nicht ſo bald gewahr, als ſie die Anker lichteten; indem aber legte ſich der Wind gänzlich, und ſie mußten daher in der Ferne Zuſchauer eines halbſtündigen Gefechtes zwiſchen den beiden Halbgaleeren und dem Kaper abgeben, ohne dem Bedrängten zu Hülfe kommen zu können. Das Gefecht endigte ſich damit, daß der Kaper ſich mit ſeinem Fahrzeuge in dem Augenblik in die Luft ſprengte, als die Türken in Begrif waren, ihn zu entern. — Ein andermal gleichfalls im Kanal von Scio, verfolgte ein ruſſiſcher Kaper ein kleines türkiſches Schif, das, um ſich zu retten, auf den Strand lief. Die Kriegsſchiffe ſchikten gleich ſämtlich ihre Schaluppen ab, das Fahrzeug mit ſeiner Ladung in Beſiz zu nehmen; von welchem alle Türken, die ſich an Bord befanden, gleich an Land ſprangen

und ſich mit der Flucht retteten: bis auf zwo Türken nach, die es unternahmen, nur noch allein das Fahrzeug zu vertheidigen. Sie erſchoſſen nun und verwundeten verſchiedene in den von beiden Seiten gegen ſie anrudernden Schaluppen. Die Schaluppe des Kapers, die auf den Hintertheil des feindlichen Fahrzeuges zuruderte, hatte ſelbes nicht ſo bald erreicht, als augenbliklich 3 Griechen daran hinauf kletterten, wovon zwar einer gleich erſchoſſen, dagegen von den beiden Türken aber auch wieder einer durch einen Piſtolenſchuß erlegt ward. Der Türke, der nun noch allein am Leben war, ergab ſich nicht, ſondern ſtellte ſich hinter den Mastbaum des Schifs, um ſich deſto beſſer mit dem Säbel noch gegen ſeine beiden Gegner vertheidigen zu können. Als er hier mit dem Säbel einen Hieb nach einem der beiden Griechen auf der einen Seite des Maſtbaums vollführen wollte, ward er von dem auf der andern Seite auf ihn zuſpringenden Griechen mit einem Säbelhieb ſogleich zu Boden geſtrekt. Dem Sieger genügte es nicht, ſeinen Feind todt zu ſeinen Füßen zu ſehen: er ſpaltete nun noch gleich mit einem zweiten Hieb des Erlegten Bruſt, grif mit der Hand hinein, riß das Herz heraus, und biß als ein Wüthender mit den Zähnen darin; worauf er es ſeinem Kameraden hinhielt, gleichfalls daran ſeinen Blutdurſt zu ſtillen. Schwerlich wird man unter den allerwildeſten Völkern Beiſpiele von ähnlicher Rachbegierde antreffen. Der Held dieſes Schauder erwekkenden Auftritts hieß Andreo, und war Bootsmann eines Kaperſchifs, das der Lieutenant Woinowitſch (ein Anverwandter des Grafen) führte. Kapitän Andreo, denn ſo nannte ſich unſer Held ſelbſt, war einer von den griechiſchen Sklaven, die ein paar Jahre vorher ſich eines türkiſchen Kriegsſchifs im Golf von Smyrna bemeiſterten, und ſolches nach Malta führten.

Den

Den Viceadmiral Spiridow beſchäftigten den ganzen Winter hindurch bis zum Frühjahre, nachdem für die Sicherheit des Hafens von Auſſa ſelbſt war geſorget worden, vorziemlich zwei Dinge: die Ausbeſſerung der ſchadhaften Schiffe, und die Verpflegung der See- und Landtruppen, deren Anzahl zuſammen (mit Inbegrif der Sklavonier und Albanier, wovon kaum 3 bis 400 von der unglüklichen Expedition auf Lemnos*) zurük gekommen waren) nahe an 10,000 Mann betragen mochte. Die Reparaturen der Schiffe erforderten nothwendig, daß Schmieden, Tiſchlerwerkſtellen, Zimmerplätze, u. ſ. w. angelegt wurden; für erſtere erbauete man bretterne Häuſer auf der Admiralitätsinſel, und für leztere ebnete man hier gleichfalls, wo der Felſenboden es zulaſſen wollte, die benöthigten Pläze. Um die Verhäutung und andre Ausbeſſerungen an den Schiffen unterm Waſſer zu bewerkſtelligen, wurden ſtarke eiſerne Ringe in den Felſen eingegoſſen, und ſchwere Anker in den Grund geſenkt; an welche, durch Befeſtigung der Winden, die Schiffe ſich ganz auf die Seite legen konnten. Die Bäkkerei ward in dem Flekken Auſſa errichtet. Etwas Korn lieferten die Cykladiſchen Inſeln; einiges ſchikten die kreuzenden Schiffe; das mehrſte aber kam von Volo in Theſſalien, woher die Griechen aus der Inſel Ipſara, unter dem Vorgeben, daß die Ruſſen ihnen alles geraubt, zum eignen Gebrauch abholten, und ſo zur Flotte zum Verkauf brachten. Schafe, Ziegen und zahmes Geflügel ward von den nächſten Cykladen in ziemlicher Menge nach Auſſa zum Verkauf gebracht; großes Schlachtvieh, z. B. Ochſen, lieferte vornehmlich die Inſel Andros. Nächſtdem waren 2 fregattirte Fahrzeuge beſtimmt, als Paketböte beſtändig zwiſchen Auſſa und Livorno zu gehen. Wenn dieſe Schiffe von

*) März, S. 248.

Auſſa ſegelten, beſtand ein Theil der Ladung zwe
nigitich in Seide, oder Baumwolle, Oel, Wach
Wein u. ſ. w.: Produkte, welche die Cykladen u
ter dem an die ruſſiſche Flotte zu gebenden Tribu
mit lieferten. An den Engliſchen Konſul zu Livorn
Herrn Roderick, der auch zugleich Ruſſiſcher Kon
ſul war, wurden dieſe Ladungen addreſſirt; und
derſelbe verſah dagegen die Flotte mit den Retouren
von Rum, Engliſchem Bier, geräucherten und ge
ſalzenen Fleiſch, feinem Mehl, auch mit Zukke
Thee, und Gewürzwaaren. — Man muß geſt
hen, daß der Viceadmiral, ſowohl in den allgemei
nen als allen einzelnen Veranſtaltungen, zu Ver
pflegung der Flotte, die beſten und richtigſten
Maaßregeln wählte, und daß er derſelben ihren
Unterhalt zu verſchaffen wußte, ohne daß de
ganzen Winter hindurch ſolche dem Reiche gew
ſermaßen etwas gekoſtet hat.

Zu Anfang Februars 1771 fing es an kalt z
worden; und auf den höchſten Bergen der Inſel
fiel Schnee der faſt bis zu Ende März liegen blie
Dazu wurden von den häufigen Regen faſt al
Thaler überſchwemmt. Dieſe Ueberſchwemmung
traf auch den Grund, auf welchem das Schlüſſel
burgſche Regiment kampirte; es mußte daher die
Zelte abbrechen, und in Marmara, Tſchebeke,
Traula und Levke *) kantonniren. Die Alba
nier und Sklavonier aber, die unter Hütten in
einem ſogenannten Pandurenlager vor dem Schlüſ
ſelburgſchen Regimente geſtanden hatten, wurden
nach Paros verlegt. — Von hier wurden einige
Albanier an ihre Landesleute auf Enrollirung zum
nächſten Feldzuge nach der feſten Küſte abgeſchikt.
Die Anwerber nahmen ihren Weg über die Inſel
Zia

*) Man ſehe dieſe Orte auf des Herrn Verfaſſers
Karte von Paros, Novemb. 1783 der Monatsſchrift.

Zia (Keos) nach Kap Kolonna (auf Arnauth). Einige wenige Rekruten kamen auf eben dieſem Weg zur Flotte; die weit gröſsere Anzahl aber, und mehr als man zu haben wünſchte, kam aus dem Golf von Zeiton (von Theſſalien), und nahm öſtlich um Negroponte (Euböa) den Weg nach der Inſel Paros. Von hier, ſobald ſie angekommen waren, ſchifte man dieſe Auxiliaren nach der Inſel Naxia hinüber, wo ſie bis zur Eröfnung des Feldzuges, ſo gut ſie konnten, ſelbſt für ihren Unterhalt ſorgen mußten. Die kurze Zeit, binnen welcher dieſe Albanier auf ein, ſo zu ſagen, bloß gegebenes Zeichen, in Menge ſich einſtellten, beweiſet, meiner Meinung nach, hinlänglich, daß das eigentliche Albanien nicht aller Vaterland war, obgleich dieſe Krieger in ihrer Kleidung ſich nicht unterſchieden.

Der Albanier *) trägt ein Hemde, das weder am Hals noch an den Händen mit Quadern verſehen, und das unten wie die Weiberhemden bei uns, ohne Schlitze zu beiden Seiten zuſammen genähet iſt. Dieſer untere Theil des Hemdes hängt über die Beinkleider herunter. Strümpfe, oder Streifen Leinewand um die Beine gewikkelt, trägt der Albanier nur, wenn die Jahrszeit es erfordert. Statt Schuhe dient ein Schaaf- oder Ziegenfell, von welchem der Theil, der unter die Fußſohle kömmt, doppelt gelegt, und das Ganze ſo geſchnitten iſt, daß mittelſt der am äußern Rande des Fells eingebohrten Löcher, durch welche Riemen gehen, das Fell über den Fuß zuſammen gezogen wird, und mit dem Theil, der den Hakken umfaßt, ein paar Fingerbreit über das Gelenke des Fußes durch andere Riemen vereiniget und hier feſt gebun-

*) Oder Arnaute. So heißen die Einwohner der Provinzen Illyrien, Epirus und Macedonien.

gebunden wird. Ueber dem Hemde trägt der Albanier zwei kurze Kamiſöler ohne Aermel eins über das andere, die nur unterhalb zugeknöpft ſind, und Hals und Bruſt völlig bloß laſſen; und über ſolche wieder ein drittes Kamiſol mit Aermeln, oder auch einen ſogenannten Levante-Rok, das wahrſcheinliche erſte Muſter zu der katholiſchen Mönchsordenskleidung. Den Kopf, an welchem der Albanier, bald hinten, bald vorne, bald auf einer von den beiden Seiten, oder auch wohl ganz zu oberſt (ſo wie er nemlich glaubt, ſich dadurch ein mehr martialiſches Anſehen zu verſchaffen) bloß einen Schopf Haare wachſen läßt, die übrigen aber glatt abraſiret; den Kopf bedekt er bloß mit einer von rothem Tuch zuſammen genäheten Müze, die ihm nicht einmal bis an die Ohren reicht. Die gewöhnlichen Waffen beſtehen in einer langen Flinte, und in einem nach vorne etwas breiter und zugleich krumm laufenden Säbel, den der Albanier an der rechten Hüfte trägt, im Fall er nicht etwa links iſt: da er ihn ſodann auch an dieſer Seite hängen hat. Iſt der Albanier reich, ſo iſt er außer den genannten beiden erſten Waffen noch mit einem Janitſcharenmeſſer, und mit einer Piſtole, die er an einer aus dünnen ſilbernen Gelenken beſtehenden Kette, oder auch an einem Riemen über die eine Schulter nach der andern Seite unterm Arm hängen hat, verſehen. Bloß einen Stuz- oder Knebelbart läßt er ſtehen, keinen aber am Kinn; durch leztern und den Turban allein, unterſcheidet ſich äußerlich der Mohamedaniſche Albanier von ſeinem Landsmanne Griechiſchen Glaubens Der Albanier iſt kühn, und geht gleich, ohne ſich zu bedenken, mit dem Säbel auf ſeinen Feind los, wenn dieſer mit der Kugel ihn gefehlet hat. Für ihre eigenen Landsleute die Mohamedaner, haben ſie jedoch einigen Reſpekt mehr. Faſt noch weiter als bei den übrigen

griechi-

griechiſchen Völkerſchaften geht der Haß der Albanier gegen ihre Herrn die Türken, von welchen ihnen nicht die geringſte Beleidigung zugefüget werden kann, die ſie nicht wieder rächen. — Ein wohlhabender Kaufmann zu Janiah (in Theſſalien), mit Namen Konſtantino, verließ der Rachſucht wegen, ſein Haus und übriges Vermögen, und kam zu den Ruſſen. Er war ein vorzüglich beherzter Mann, und in geſchikter Führung des Säbels hatte er ſeines gleichen nicht. Durch öfter und zulezt noch auf Lemnos bewieſene Tapferkeit, erwarb er ſich das Patent als Ruſſiſcher Major. Ein anderer bereits bejahrter Mann aus eben der Gegend hatte 5 oder 6 Söhne verloren, die in Privathändeln, die ſie mit Türken gehabt, umgekommen waren. Wie er die Nachricht von dem Tode ſeines lezten Sohnes bekam, ließ er den Bart überall im Geſicht wachſen, unter dem religiöſen Vorſatz: ihn nicht eher abzuſcheeren, als bis er durch Erlegung einer gleichen Anzahl Türken mit eigener Hand den ſeiner Familie widerfahrnen Schimpf würde gerächt haben. Im März 1771 hatte er nur noch 2 Türken zu expediren, um ſeines Gelübdes frei zu ſein. — Stände ein Held wie Stephan Piccolo *) unter den Albaniern auf, der dieſes gegen Ungemach und Gefahren abgehärtete kriegeriſche Volk in einen großen Körper zu vereinigen, und demſelben eine regelmäßige militariſche Bildung zu geben verſtände; er würde in unſern Tagen mit ihnen noch eben das wagen können, was Alexander durch ſie ausführte, und was ihren Namen in der Geſchichte ſo berühmt gemacht hat.

Den Nachrichten aus Italien zufolge, wollte Graf Alexei Orlow, von deſſen Ankunft die Eröf-

nung

*) Unter den Montenegrinern. Dezemb. 1787, S. 507.

nung des Feldzuges abhing, ſpäteſtens am Ende des Mai bei der Flotte eintreffen. Der Viceadmiral Spiridow, der den Winter hindurch ſo viel Brot hatte backen laſſen, daß die Schiffe mit dem nöthigen auf ein paar Monate verſehen werden konnten, machte nun noch die Vertheilung, wie die Landtruppen, im Fall ſie ſämmtlich eingeſchifft werden ſollten, ſowohl auf den Kriegsſchiffen und Fregatten, als der großen Menge kleiner Fahrzeuge, die ſich bei der Flotte beſanden, vertheilt werden könnten. Als dieſes geſchehen, und Graf Orlow noch nicht angekommen war, verließ er mit den Kriegesſchiffen und Fregatten, den 17ten Junius 1771 den Hafen von Auſſa; er richtete ſeinen Lauf Nordwärts, zog bei Mykone das Geſchwader des Kontreadmiral Arf noch an ſich, und ſegelte bei Ipſara vorbei: von welcher Inſel, bei Anſicht der Flotte, 15 bis 20 mit Korn beladene Fahrzeuge, das zu Volo aufgekauft war, auf einmal ausliefen, und nach Auſſa ſegelten. Als der Viceadmiral bis unter Lemnos geſegelt war, kam ein kleines Fahrzeug von Auſſa mit der Nachricht zur Flotte: daß der Graf Orlow angekommen ſei. Spiridow kehrte hierauf nach Paros zurük, und vereinigte ſich zu Porto Trio (welchen Hafen der Graf Orlow gewählet hatte) mit deſſen Eskader, die aus zwei Kriegsſchiffen und verſchiedenen Fregatten beſtand.

(Die Fortſetzung folgt.)

8.

Ungerechte Beſchuldigung einer vorſetzlichen Lüge.

In der Allg. Litteraturzeitung (1788, Nr. 84. v. 7. Apr.) wird das franzöſiſche Werk: Vie de Frédéric II. (Straſb. 4 Bände, 8.) rezenſirt, und dabei die Stelle aus dem Februar unſrer Monatsſchrift S. 184. angeführt, wo die

doch

ch nicht ganz ungegründete Bemerkung ſteht: daß viele
tellen dieſes Werks ziemlich wörtlich aus einem bekann-
n deutſchen Buche genommen ſind; und wo zugleich
er auffallende Fehler angezeigt iſt, daß der Profeſſor u.
anzler von Ludewig zu Halle in einen *Louis de Halle*,
ancelier du Roi de Pruſſe, umgeſchaffen worden. Ueber
ieſes letzte ſagt der Rezenſent: daß dieſer Fehler auf den
ngeführten Seiten ſich nicht finde, und der Verfaſſer je-
er Stelle im Februar alſo ſich den Verdacht einer vor-
glichen Lüge zuziehe.

Ohne dem im Februar nicht von uns, ſondern von
inem bekannten Gelehrten gefällten Urtheil über das
Buch weiter beitreten zu wollen, müſſen wir nur zur
Ehrenrettung unſers Verfaſſers folgendes ſagen. Die
ngeführten Stellen: t. I, p. 43 und 208 enthalten wir-
ich den Fehler: Louis de Halle, &c. wie der Augenſchein
ns belehret hat, und jeden belehren wird, der die gleich
Anfangs aus Strasburg hieher geſandten Exemplare
darum nachſchlagen will. Findet der Rez. es aber nicht
ſo, ſo muß er wahrſcheinlich ein Exemplar beſitzen, in
welchem der Verleger *) dieſe Blätter ſofort hat um-
drukken laſſen. Dies iſt die einzige uns beifallende Er-
klärungsart dieſes ſeltſamen Vorfalles. Wenn alle Buch-
händler dieſem Beiſpiele folgten, ſo müßte man am Ende
ganz fehlerfreie Bücher bekommen; nur müßten die ſpä-
tern Rezenſenten ſich hüten, die Glaubwürdigkeit der
frühern Tadler zu bezweifeln und wohl gar von vorſetz-
licher Unwahrheit und Verfälſchung zu reden. Man hat
bei Rabeners Satiren angemerkt, daß manches itzt nicht
mehr paßt, weil die angegriffenen Thorheiten eben durch
dieſe Angriffe gänzlich verſcheucht worden. Aber darum
verſtieß doch der Satiriker und Kritiker nicht gegen die
Wahrheit; denn was er angrif, war, als er ſchrieb,
noch wirklich da. **Die Herausgeber.**

*) Dem Verleger ſcheint, und mit Recht, an der Ehre dieſes ſeines Buchs viel zu liegen; weshalb er auch ſchon den 2. März ein Schreiben zu deſſen Vertheidigung drukken ließ: man ſ. den blauen Umſchlag unſers Aprils.

9. Der

9.

Der 22ſte April,

der Prinzeſſin Ferdinand von Pr. K. H. Geburtstag gefeiert von Suſanne von B. geborne v. F.

O Fürſtinn! tönete doch mein Lied wie die Sapphiſche Laute,
Und ſchilderte feurig der Seele Gefühl!
O! ſtimmt' ich den deutſchen Geſang, ſo wie Cytherens Vertraute *)
Ihr allen Jahrhunderten reizendes Spiel! —

Du wurdeſt beim ſanfteſten Hauch der jungen Weſte geboren;
Die Sonne beſtreute die Fluren mit Glanz,
Es brachen Blumen hervor; es hielten die freundlichen Horen **)
Bey Nachtigallengeſängen den Tanz.

Du wuchſeſt, zum Segen der Welt. Schon manche dankende Zähre
Iſt von den Wangen des Armen gerollt;
Schon mancher Leidende hat zu Deiner unſterblichen Ehre
Dies Opfer der Freude dem Himmel gezollt.

Du biſt als Gattinn beglükt, als Mutter ſelig zu preiſen,
Dir huldigt Dein fröhliches häusliches Chor
Du ſchmekſt bei Purpur und Pracht die höhere Wolluſt des Weiſen:
Du gönnſt den harmoniſchen Muſen Dein Ohr.

Gewährt ein Gott mir die Macht, womit der Thraziſche Sänger
Den unerbittlichen Orkus erweicht:
Dann Fürſtin, Kleinod der Welt, dann ſchmükſt Du die Erde noch länger,
Als Pylos Fürſt, der drei Alter erreicht!

*) Bezieht ſich auf den Geſang der Sappho an die Venus, der im deutſchen Auszug des Engliſchen Zuſchauers im dritten Bande, S. 363 überſezt iſt.

**) Horen, Göttinnen, die eben das bey der Juno ſind, was die Grazien bei der Venus; Juno aber war eine Göttinn der Geburt.

Berliniſche Monatsſchrift.

1788.

Sechſtes Stük. Junius.

I.

An des Königl. Preuſſiſchen Staatsminiſters Freyherrn von Zedlitz Excellenz; bey Ueberſendung der Sinngedichte Martials *).

Geh zum Beſuche ſtatt meiner, mein Martial! zum Palaſte
Unſeres Zedlitz geh! leiſt' Ihm die ſchuldige Pflicht! —
„Welchen Weg nehm ich?“ — Hör' an, ich will dir den meinigen ſagen.
Sein vormahliges Haus kennſt du: das wandre vorbey;

Schlüpfe

*) Nach Martials ein und ſiebzigſtem Sinngedicht des erſten Buchs.

Schlüpfe behutſam über den Weg hin, neben der Quadern,
Halb auf dem Boden zerſtreut, halb ſchon zur Brücke gewölbt.
Sieh hier — aber von fern nur! — das Meiſterſtück Schlüters, den großen
Friederich Wilhelm: denn bald beugſt du zur linken Hand ein,
Eileſt den Tempel vorbey, mit erſiegten Fahnen geſchmücket,
Und von Rodens Hand ſchöner mit Helden beſchenkt *).
Dieſe Straße verfolge bis zu den zwey Reihen von Säulen,
Wo die Genien ſtehn, nächtlich zum Leuchten beſtimmt.

Fleug

*) Vier Helden, die im ſiebenjährigen Kriege geblieben waren: Schwerin, Keith, Winterfeld, und Kleiſt der Dichter, wurden von dem patriotiſchen Künſtler der Garniſonkirche zum Geſchenk gemacht. Lange nach der Zeit iſt der alte verdienſtvolle General Zieten hinzugekommen, den die Offiziere ſeines Regiments, nach dem Tode deſſelben, von eben dieſem Künſtler, jetzigen Direktor der Malerakademie, verfertigen ließen.

Fleug hindurch! Der arbeitſamen Penia Wohnſitz *)
Laß zur Rechten! dein Weg führet zur Linken dich fort.
Hier erforſche ſein Haus noch vor dem Tempel des Gottes
Aesculanus **); und nun tritt in das hohe Portal,
Und befürchte nicht der ſtolzen Schwelle Verachtung:
Keines Großen Thür thut ſich gefälliger auf.
Keiner iſt Phöbus gewohnter und keiner die klugen neun Schweſtern.
Sollt' Er fragen: Warum giebt er nicht ſelbſt den Beſuch?
So verſetze: Was Du hier lieſeſt, ſo wenig es werth iſt,
Hätte doch nie der Beſuchgeber zu Stande gebracht.

Ramler.

*) Zu dieſem großen Gebäude war die Aufſchrift beſtimmt: Paupertati ſedulae.
**) Der Gott Aesculanus, ein Vater des Gottes Argentinus, ließ hier bloß Scheidemünze ſchlagen.

2.

G. E. Leſſings handſchriftliche Anmerkungen zu Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums.

Einer von den vielen durch den Tod vereitelten Vorſätzen des ſel. Leſſing war die Veranſtaltung einer neuen, mit Anmerkungen, Berichtigungen und Zuſätzen begleiteten, Ausgabe von **Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums.** Selbſt die neue durch den ſel. Rath **Riedel** beſorgte **Wiener** Ausgabe dieſes Werks brachte ihn von dieſem Vorhaben nicht ab; und durfte es um deſto weniger, je mangelhafter, zweckloſer und unbefriedigender ihre Einrichtung war *). Ich erinnere mich, daß mein unvergeßlicher Freund ſehr oft zu mir von dieſer Unternehmung redete, und daß er nach Vollendung ſeiner italiäniſchen Reiſe noch ernſtlicher auf ihre Ausführung bedacht war, nachdem er in Dresden mit dem rechtmäßigen Verleger, Hrn. Hofbuchhändler **Walther**, vorläufige Verabredungen darüber genommen hatte. — Aus dem

*) Wer ſich davon überzeugen will, ſehe nur das Verzeichniß der bei dieſer Ausgabe begangenen Fehler in v. Murrs Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Litteratur, Th. VIII, S. 30, ff.

dem öffentlichen Verkaufe einiger von dem ſel. L. nachgelaſſenen Bücher ward mir ſein Exemplar der Dresdner Ausgabe der Winkelmanniſchen Kunſtgeſchichte zu Theil; und meine Freude war ſehr lebhaft, als ich darin einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von ſeiner Hand hinzugeſchriebner, und zu jener Abſicht von ihm geſammleter Anmerkungen fand. Von einem Theile derſelben hatte er freilich in ſeinem Laokoon, und in den Antiquariſchen Briefen Gebrauch gemacht *). Mit den übrigen, die ich hier dem Publikum mittheile, ſchmeichle ich mir den Kennern und Forſchern ächter Litteratur und Kunſt, und dem künftigen Herausgeber des Winkelmanniſchen Werks, wozu ihr Wunſch wohl keinen ſo einmüthig, als den Hrn. Hofrath Heyne ernennen würde, ein angenehmes und nicht unbedeutendes Geſchenk zu machen. Sie

*) Herrn Hofr. Eſchenburgs Verdienſt bei dieſen handſchriftlichen Anmerkungen iſt nicht geringe: Der Auszug derſelben war ſchon mühſam; noch mehr aber die Abſonderung deſſen, was in Leſſings genannten Werken ſchon davon gedrukt ſteht; und hernach die gehörige Ordnung und Zuſammenſtellung aller Anmerkungen. Jetzt iſt (1788) eine neue Auflage des Laokoon erſchienen, die aus Leſſings hinterlaſſenen Papieren mit einem Anhange bereichert worden, welcher auch Bemerkungen über die Winkelmanniſche Kunſtgeſchichte enthält; aber von den hier gelieferten Bruchſtükken iſt nichts daſelbſt befindlich.

A. d. H.

ſind ein würdiges Geſellſchaftsſtük zu der Berichtigung und Ergänzung des Winkelmanniſchen Werks, welche der ebengenannte große Alterthumskenner im erſten Bande der deutſchen Schriften der Königl. Societät zu Göttingen bekannt machte, und deren ſehnlich erwartete Fortſetzung er nicht beſſer, und für dieſe Sehnſucht belohnender, als in ſolch einer neuen Ausgabe des Ganzen, liefern könnte.

Braunſchweig. **Eſchenburg.**

* * *

1.

Geſch. d. K. S. 9. *), bemerkt **Winkelmann**, daß die allerälteſte Geſtalt der Figuren bei den Griechen auch in Stand und Handlung den ägyptiſchen ähnlich geweſen ſei; und daß **Strabo** das Gegentheil durch ein Wort bezeichne, welches eigentlich **verdrehet** heiße, (σκολια ἐργα.) und bei ihm Figuren bedeute, welche nicht mehr, wie in den älteſten Zeiten, völlig gerade, und ohne alle Bewegung waren, ſondern in mancherlei Stellungen und Handlungen ſtanden.

Leſſing

*) Alle Seitenzahlen beziehen ſich hier auf die Dresdner Ausgabe. Zu der **Wiener**, die L. gleichfalls beſaß, und die ich mehrere Jahre, ſelbſt bis nach ſeinem Tode, von ihm in Händen hatte, war nichts beigeſchrieben; auch nicht zu den zwei Theilen der **Winkelm.** Anmerkungen zur G. d. K. die ich gleichfalls aus ſeinem Nachlaſſe beſitze. **E.**

Leſſing ſchrieb hinzu: „Dieſe Auslegung iſt ohne Grund; und σκολια ἐργα heißen hier weiter nichts, als ſchlechte, elende Werke; weil Strabo ganz neue Werke darunter verſteht, die er nicht den Werken aus den älteſten Zeiten der Kunſt, ſondern den guten älteſten Werken entgegen ſetzt.“

2.

Zu S. 11., wo oben von W. erinnert wird, daß die Kunſt und die Bildhauerei zuerſt mit Arbeiten in Thon anfingen: „Es hätte angemerkt zu werden verdient, daß die älteſten Künſtler auch in Pech gearbeitet haben. Dädalus machte eine Bildſäule des Herkules aus Pech, zur Dankbarkeit, daß dieſer ſeinen Sohn Ikarus begraben hatte. *Apollodor*, L. II. de Deor. Orig. Doch ſagt Pauſanias (L. IX. p. 731. ed. *Kuhn.*) von eben dieſer Bildſäule, daß ſie von Holz geweſen. Auch Junius vergißt des Pechs, (Lib. III. c. IX.) wo er die verſchiedenen Materien der alten Statuen erzählt.“

3.

S. 15. ſagt W., daß ſich von Statuen aus Elfenbein niemals, in ſo vielen Entdekkungen, die geringſte Spur gefunden habe; und L. ſetzt hinzu: „Man dürfte vielleicht überhaupt zweifeln, ob die Alten viel große Stükke aus Elfenbein durchaus gearbeitet haben, und ob nicht die meiſten von

den ſo genannten elfenbeinernen Statuen bloß ſolche geweſen, an welchen allein das Geſicht und die andern ſichtbaren nakten Theile aus Elfenbein gearbeitet waren. Plinius könnte dieſe Vermuthung zu beſtärken ſcheinen, wenn er (L. XII. Sect. 2.) ſagt: antequam eodem ebóre numinum ora ſpectarentur, et menſarum pedes. Die elfenbeinernen Statuen des Germanikus, des Britannikus, die bei den circenſiſchen Spielen vorgetragen wurden, können eben deswegen nicht ſehr groß geweſen ſein. Doch andre müſſen es allerdings geweſen ſein; als z. B. die Statue der Minerva Alea, die Auguſtus von Tegea mit weg nach Rom nahm, und von der Pauſanias ausdrüklich ſagt, daß es ἐλεφαντος δια παντος πεποιημενον geweſen."

Ebend. ſagt W. daß ſolche Statuen, an welchen nur die äußerſten Theile von Stein waren, Akrolithi genannt worden; und L. ſchrieb hinzu: „Den Beweis bleibt W. ſchuldig."

4.

Bei S. 32. Note 2. bemerkt L. daß die Figur beim Beger Theſ. Brand. T. 3. pag. 402. keine Mumie ſei; und S. 33., daß die Aegypter nicht, wie W. ſagt, auswärts, ſondern vielmehr vorwärts gebogene Schienbeine gehabt zu haben ſcheinen, welche Bildung derſelben Pignorius auch an den Figuren der Iſiſchen Tafel wahrzunehmen glaubte.

5.

5.

Winkelm. S. 36. „Die Sphinxe der Aegypter haben beiderlei Geſchlecht, das iſt, ſie ſind vorne weiblich, und haben einen weiblichen Kopf, und hinten männlich, wo ſich die Hoden zeigen. Dieſes iſt noch von niemand angemerkt. Ich gab dieſes aus einem Steine des Stoſchiſchen Muſei an; und ich zeigte dadurch die Erklärung der bisher nicht verſtandenen Stelle des Poeten Philemon — —.“

L. „Oder vielmehr des Strato, oder Strattis. — Athenäus führt nehmlich die Stelle, wovon hier die Rede iſt, zweimal an: einmal im 9ten, und einmal im 14ten Buche. Dort legt er ſie dem Strato bei, und ſezt noch hinzu, daß ſie aus deſſen Phönicides ſei. Hier aber dem Philemon; aus einem Fehler des Gedächtniſſes ohne Zweifel, wo es nicht ein bloßer Irrthum des Abſchreibers iſt. Denn da er dort die Stelle in ihrem ganzen Umfange anführt, (hier aber nur die erſten drei Zeilen davon), und auch das Stük benennt, woraus ſie genommen; ſo ſcheint dieſe erſte Anführung mehr Glaubwürdigkeit zu haben, als die andere. Man wird daher die Stelle auch vergeblich unter den Fragmenten des Philemon, in der Ausgabe des Clericus, ſuchen. Warum ſie aber bis auf dieſe Winkelmanniſche Entdekkung nicht verſtanden worden, das begreife ich nicht. Es hat Jemand einen Koch gemiethet, der ſich in lauter

Homeriſchen Worten ausdrükt, die der, der ihn gemiethet hat, nicht verſteht. Ich habe einen männlichen Sphinx, und nicht einen Koch, nach Hauſe gebracht: ſagt dieſer alſo von ihm. Sollte man nun hieraus nicht gerade das Gegentheil von dem ſchließen, was W. entdekt haben will? Denn eben, weil alle Sphinxe für weiblich gehalten werden, wird hier der unverſtändliche Koch ein männlicher Sphinx genannt."

S. 47. gedenkt W. der Sphinxe an den vier Seiten der Spitze des Obelisks der Sonne, welche Menſchenhände haben. — L. ſetzt hinzu: „Auch der Sphinx in dem Gemälde des Oedipus in dem Naſoniſchen Grabmahle, hatte Menſchenhände. (S. Bellori.) Er hat über dieſes Flügel und ſitzt."

6.

Von einer hölzernen Statue des Apollo zu Samos ſagt W. S. 61.: Telekles habe die eine Hälfte derſelben zu Epheſus, und Theodorus die andre Hälfte zu Samos verfertigt. — „Umgekehrt; ſagt L., Theodorus zu Epheſus, und Telekles zu Samos. *Diodor. l. c.*

Ebend. Nr. 2. ſchlägt W. vor, in der Stelle beim Diodor anſtatt κατα την ὀξοφυν, zu leſen: κατα την οσφυν. — „Oder vielleicht, bemerkt L. κατα την ὀρθην, nämlich γωνιαν, welches ſo viel wäre, als προς ὀρθας γωνιας. W. Verbeſſerung

fangt

ugt nichts; denn κατα την ὀσφυν μεχρι των ἰδοιων, würde wahrer Nonſenſe ſeyn.“

7.

„Unter den (S. 77. angeführten) Urſachen, darum die bildenden Künſte bei den Perſern zu einem beſondern Grade der Vollkommenheit gelangen konnten, war vielleicht auch der eingeſchränkte Gebrauch derſelben, indem ſie ſolche nur zur Nachahmung kriegriſcher und mördriſcher Gegenſtände anwandten, eine von den vornehmſten. Apud Perſas, ſagt Ammianus Marcellinus (L. 24. c. 6.) non pingitur vel fingitur aliud, præter varias cædes et bella. Cf. *Briſſonius*, L. 3. §. 92.“

Zu der Bemerkung S. 120., daß der Preis in den Panathenäiſchen Spielen zu Athen gemalte Gefäße von gebrannter Erde, mit Oel angefüllt, geweſen, ſchrieb L. die Anführung Pindars, *Nem. X. Epod. β.*

8.

W. S. 135. unten: „So malte Polygnotus das Pöcile zu Athen, und, wie es ſcheint, auch ein öffentliches Gebäude zu Delphos.“ — L. „Nämlich die Leſche. V. *Pauſan.* L. X. wo die zwei großen Gemälde darin umſtändlich beſchrieben werden. Was ſie vorgeſtellt, brauchte uns Hr. W. alſo nicht erſt aus einem alten geſchriebenen Scholio zu dem Gorgias des Plato lehren zu wollen.

wollen. Sogar die Verſe, die er aus denſelben zuerſt beizubringen glaubt, ſtehen bereits beim Pauſanias."

S. 137. ſagt W. daß die Stadt Aliphera bloß wegen einer Statue der Pallas von Erz, vom Hekatodorus und Soſtratus gemacht, berühmt geweſen ſei; und beruft ſich dabei auf den Polybius. Allein dieſer Schriftſteller ſagt, wie L. erinnert, nichts davon; und W. hätte lieber Theſpiä (das wegen der Statue des Kupido berühmt war) anführen ſollen.

9.

Zu S. 180. „Der platte Augapfel in den alten marmornen Statuen hat dem Juvenal zu einem Beiworte Gelegenheit gegeben, welches kein einziger neuer Ausleger gehörig verſtanden hat. Sat. VII. v. 125. heißt es von dem Sachwalter Aemilianus:

—— hujus enim ſtat currus aheneus, alti
Quadrijuges in veſtibulis, atque ipſe feroci
Bellatore ſedens curvatum haſtile minatur
Eminus, et *ſtatua* meditatur proelia *luſca*.

Statua luſca heißt ihnen hier allen eine einäugige Statue; entweder, wie einige ſagen, weil die Statue im Profil betrachtet, nur ein Auge hat; oder, wie andre wollen, weil die Schützen um deſto gewiſſer zu treffen, im Zielen das eine Auge zuſchließen. Noch andre wollen gar, daß Aemi-

lian

an wirklich nur ein Auge gehabt habe. Sie haben aber alle wenig von der Kunſt verſtanden. Der Künſtler wird in dergleichen Ehrenwerken keine Fehler in der Natur nachahmen; er wird keine Gebehrde nachahmen, durch welche das ganze Geſicht verzerrt wird. Kurz, *lusca* heißt hier hohläugig, blödſichtig; und ſo erſcheinen wirklich alle alte Statuen, wegen des platten Augapfels, und des unbemerkten Sternes darin. Der einzige alte Scholiaſt des Juvenals zielet auf dieſen wahren Sinn; und die Ausleger haben ihn bloß verlaſſen, weil ſie ihn nicht verſtanden haben. *Statua lusca*, ſagt er, cujus oculus introrſus cedit; deren Augen einwärts gehen, zurükweichen."

10.

Der S. 198. von W. gemachten Anmerkung, daß die völlig bekleidete Venus in Marmor allezeit mit zwei Gürteln vorgeſtellt würde, fügt L. noch dieſe bei: „daß die alten Bildhauer der Göttinn dieſen zweiten, ihr eigenthümlichen, Gürtel auch alsdann noch gegeben haben, wenn ſie ſie ohne alle Bekleidung, ganz nakkend, vorſtellten; wie aus einem Epigramm der Anthologie (L.V. 19.) erhellt. Aber aus eben dieſem Epigramm erhellt zugleich, daß, wie W. behaupten will, er nicht allezeit den Unterleib umgürtet; denn an der darin beſchriebenen Statue hing er von dem Halſe über die Bruſt herab."

11.

11.

„Hr. W. ſcheint (S. 203.) ungewiß zu ſein, was er aus dem Netze machen ſoll, welches über den Mantel einer weiblichen Statue, in der Villa des Grafen Fede, geworfen iſt. Ich halte es für ein Konopeum; das iſt, für das feine Netz, unter welchem man ſich, beſonders in Aegypten, vor den Mükken und Fliegen zu ſchützen pflegte. Es ward nicht bloß über die Schlafenden gebreitet, ſondern man ging, allem Anſehen nach, auch darin aus. Die Wörterbücher erklären Konopeum zwar nur durch Vorhang, *velum*, *pa*[...] allein es iſt unleugbar, daß es wirklich ein geſtrick[tes] Netz geweſen ſei. Der alte Kommentator des Horaz beim Cruequius ſagt (über Epod. IX. 16.) ausdrüklich: genus eſt retis ad muſcas et culices abigendos, quo Alexandrini potiſſimum utuntur propter culicum illic abundantiam. Und man leſe nur in der Anthologie (L. IV. c. 32.) die bei[den] Sinnſchriften über das Konopeum, um dieſes Um[-] ſtandes wegen völlig gewiß zu ſein. Der alte Scholiaſt des Juvenals erklärt es durch linum tenuiſſimis maculis *nauetum*. Für dieſes *nauetum* will das Faberiſche Wörterbuch *diſtinctum* geleſen haben; allein es iſt offenbar, daß man *netum* leſen muß; und *maculae* hier nicht Flekken, ſondern Maſchen bedeuten. — Henninius, in ſeiner Ausgabe des Juvenal, hat jenes *nauetum* in *variatum* verwandelt, und alſo das *maculis* gleich[-]

fal[s]

ius falſch verſtanden. — Sonſt finde ich auch eim *Joſephus Laurentius* de Re Veſtiaria, Cap. I. ne Kleidung erwähnt, die mit der beſchriebenen iel Aehnliches hat: *Reticulum*, ſagt er, etiam rat complicatum e funiculis, inſtar retis totum orpus ambiens. Haec veſtis vaticinatoria *Polluci.* Aber ich kann die Stelle beim Pollux nicht finden.“

12.

Nach Winkelmanns Bemerkung, S. 207. gab man den Haaren der Götterſtatuen vielmals ine Hyacinthenfarbe. Er beruft ſich dabey auf ine Stelle beim Pindar, die L. berichtigt. Sie teht nämlich nicht *Nem.* 7. ſondern *Iſthm.* 7. Ant. β. und heißt: *ἰοβοστρύχοισι Μοίσαις*, nach des Eraſm. Schmids Leſeart: nach der andern ihrer aber, ἰοπλοκάμοισι, welches den Muſen auch *Pyth.* 1. Str. 1. gegeben wird. Uebrigens heißt ἴον ſtets eine Viole, nie aber eine Hyacinthe; und jene Haare waren alſo violenfarbig.

13.

S. 267. gedenkt W. des von dem Grabmal der Naſonen noch übrigen Gemäldes, als des einzigen, welches den Oedipus nebſt dem Sphinx vorſtellt, und in der Wand eines Saals der Villa Altieri eingeſetzt iſt. L. erinnert dabei, daß ſich zu Belloris Zeiten drei Stükke daſelbſt befanden; außer jenem, nehmlich noch die Tigerjagd mit den

Spie-

Spiegeln, und ein Pferd; welche Altieri alle drei aus dem Naſoniſchen Grabmale hatte wegnehmen, und in ſeine Villa bringen laſſen. Die letzten zwei muß alſo auch die Zeit verzehrt haben. *V.* Bellori Deſcript Sepulcri Naſonum, ap. *Graev.* p. 1039.

Ebendaſ. ſagt W. daß ein Stük eines alten Gemäldes im Pallaſte Farneſe, welches Du Bos (Reflex. T. I. p. 351.) angiebt, in Rom ganz und gar unbekannt ſei. — „Indeß iſt das doch, wie L. bemerkt, keine Erdichtung des Du Bos; ſondern Bellori gedenkt deſſelben gleichfalls. Du Bos ſagt: On voit encore au Palais Farneſe un morceau de peinture antique, trouvé dans la vigne de l'Empereur Adrien à Trivoli &c. Und Bellori: (Introduct. ad Picturas antiquas Naſon.) In Palatio Farneſiano Romae cernitur elegantiſſima pictura, ex villa Adriani eo translata quae encarpis adornata eſt, exhibens larvam et duos pueros, nec non dimidiam Nympham, et dimidium equum ex umbra frondium arborumque prodeuntes, quas figuras Vitruvius vocat monſtra et dimidiata ſigilla, et Itali *Grotteſche.*"

14.

S. 275. findet W. das Urtheil das Athenäus (*Deipnoſ.* L. 13. p. 604. B.) ſehr ungegründet, daß ein Apollo bloß deswegen ſchlecht gemacht zu achten ſein würde, wenn man ihm nicht ſchwarze, ſondern blonde Haare gegeben hätte. — L. ſetzt hinzu:

hinzu: πλευνοτας κοιλας, ſagt Athenäus. Dolce hat dieſe Stelle beſſer verſtanden, als Hr. W. (Dialogo della Pittura, p. 183.).“

S. 316. gedenkt W. der Anführung des Skelmis beim Kallimachus, und glaubt daß man dafür Smilis leſen müſſe. In der Note ſagt er, daß man in Bentleys Anmerkungen über dieſe Stelle (*Fragm.* 105. p. 358.) ſehe, wie mancherlei Muthmaßungen von andern ſo wohl, als von ihm über dieſen Namen gemacht ſind. — „Ich finde, ſagt L., daß ſchon Pomponius Gaurikus (de Sculpt. cap. XVII.) den Skelmis beim Kallimachus für den Smilis gehalten: Clarus et in Samo Smilis Aeginenſis, quem Callimachus Scelmin appellavit. Dieſe Vermuthung, welche Kuhn (ad *Pauſan.* VII. p. 531.) verwirft, ohne zu ſagen, ob ſie wirklich Jemand, und wer ſie gehegt, hat Weſſeling neuerlich (Probab. cap. 34) gebilligt und angenommen; und dieſem ohne Zweifel hat ſie Hr. W. hier entlehnt.“

15.

Ueber die S. 319. angeführten Kunſtſchulen des Alterthums erinnert L. folgendes: „Wenn Schulen hier Folgen von Künſtlern heißen, die einem gewiſſen Stile folgen, und in dieſem Stile unterrichten, ſo war wenigſtens Korinth keine ſolche Schule. Denn wir leſen nirgends, daß die korinthiſchen Kunſtwerke einen eigenen Stil,

τρόπον τῆς ἐργασίας, wie es Pauſanias nennt, gehabt hätten. Der Stil der korinthiſchen Künſtler war Anfangs unter dem Helladiſchen, und hernach unter dem Attiſchen Stile begriffen.“

„Die (S. 320. n. 3.) angezogene Stelle des Plinius (L. 35. c. 36.) hätte W. bei dieſem ſeinem Abſchnitte von den griechiſchen Schulen zum Grunde legen ſollen; und er würde Oerter, wo bloß viel gearbeitet ward, nicht für Schulen ausgegeben haben. Plinius aber ſagt, daß es Anfangs in der Malerei nur zwei Schulen gegeben habe: die Helladiſche und die Aſiatiſche; bis Eupompus in der erſten eine Trennung verurſacht habe, und die Helladiſche Schule in die Sicyoniſche und Attiſche unterſchieden worden. Schon aus dieſem Zeugniſſe des Plinius iſt es alſo klar, daß die Aeginetiſche und Korinthiſche Schule keine Schulen in dem angegebenen Verſtande geweſen. Und warum gedenkt der Verfaſſer der Aſiatiſchen oder Joniſchen Schule ſo ganz und gar nicht? Ohne Zweifel, um ſein Lieblingsſyſtem, daß die Kunſt und die Freiheit beſtändig einerlei Schritt gehalten, nicht zweifelhaft zu machen. Der vornehmſte Sitz der Joniſchen Schule ſcheint in Rhodus geweſen zu ſein.“

W. glaubt S. 321., daß ſich ſchon in ganz alten Zeiten eine Schule der Kunſt auf der Inſel Aegina angefangen habe, wegen der Nachrichten von ſo vielen alten Statuen in Griechenland, im

äginetiſ-

äginetiſchen Stile gearbeitet. — „Es iſt wahr, ſagt L., Pauſanias gedenkt αἰγινητικαι ἐργων, er gedenkt eines Styls, ὁ αἰγινητικος καλȣμενος ὑπο Ἑλληνων. Aber dem ungeachtet kann man nicht berechtigt ſein, hieraus eine beſondere Schule zu machen, wenn man nicht das Zeugniß des Plinius ganz umſtoßen will. Man muß vielmehr den Pauſanias mit dem Plinius zu vergleichen ſuchen: welches am beſten geſchehen kann, wenn man annimmt, daß man durch die Benennung des äginetiſchen Stils nur gewiſſe alte Werke unterſchieden habe, die lange vor der Stiftung aller Schulen gemacht worden. Denn Schulen in dem beigebrachten Verſtande laſſen ſich überhaupt nicht eher denken, als bis die Kunſt zu einer gewiſſen Vollkommenheit gelangt iſt, bis die Meiſter nach feſten Grundſätzen, und zwar Jeder nach ſeinen eigenen, zu arbeiten anfangen. Werke vor dieſer Zeit hießen alſo bei den Griechen äginetiſche, oder attiſche, oder ägyptiſche Werke; wie aus der Stelle des Pauſanias (L. VII. p. 533.) erhellt, die der lateiniſche Ueberſetzer aber nicht verſtanden zu haben ſcheint.“

Zu S. 327., wo geſagt wird, daß auch die aus Athen mit ihren Kindern nach Trözene geflüchteten Weiber an der Unſterblichkeit durch Statuen öffentlich verehrt zu werden, Theil gehabt hätten, ſetzt L. hinzu: „Nicht alle, ſondern nur die vornehmſten derſelben, wie Pauſanias in dem Ver-

folge der angezogenen Stelle (L. 2. p. 185.) ſelbſt beibringt."

16.

Zu S. 353. bemerkt Leſſing, was er auch ſchon im Laokoon S. 295. erinnert hat, daß Tauriskus nicht aus Rhodus, ſondern aus Tralles in Lydien gebürtig geweſen ſei. „Winkelmanns Irrthum ſchreibt ſich ohne Zweifel daher, daß er beim Plinius von dieſem Kunſtwerke geleſen zu haben ſich erinnerte: ex eodem lapide, Rhodo advecta opera Apollonii et Taurisci. Das Werk war aus Rhodus nach Rom gekommen. Apollonius und Tauriskus waren Brüder, die eine ſo große Hochachtung für ihren Lehrmeiſter in der Kunſt hatten, daß ſie ſich auf ihren Werken lieber nach ihm, als nach ihrem leiblichen Vater nennen wollen. Denn nichts anders kann Plinius meinen, wenn er von ihnen ſagt: Parentum ii certamen de ſe fecere. Menecratem videri, profeſſi, ſed eſſe naturalem Artemidorum. —

„Daß die aſiatiſchen Künſtler (wie W. S. 357. ſagt) denen, die in Griechenland geblieben, den Vorzug ſtreitig gemacht haben: davon, ſagt L., wünſchte ich ein anderes Zeugniß angeführt zu ſehen, als das Angeführte des Theophraſt. Unmöglich kann es W. ſelbſt nachgeſehen haben. Denn erſtlich würde er ſchwerlich *cap. ult.* citirt haben, welches nur von den Ausgaben vor dem

Kaſau-

Kaſaubonus zu verſtehen iſt, der, wie bekannt, aus einem Heidelbergiſchen Manuſkripte noch fünf Kapitel hinzufügte; daß alſo in den neuern Ausgaben die Stelle, auf die es hier ankommt, in dem 23ſten Kapitel zu ſuchen iſt. Zweitens, welches das Hauptwerk iſt, würde er unmöglich, was Theophraſt einem Prahler in den Mund legt, zu einem glaubwürdigen Beweiſe gemacht haben. „Ein Prahler, (ἀλαζων) ſagt Theophraſt, wird „ſich deſſen und jenen rühmen; er wird dem erſten „dem beſten, mit dem er auf dem Wege zuſammen„kommt, erzählen, daß er unter dem Alexander „gedient; wie viel reiche Becher er mitgebracht; „er wird behaupten, daß die aſiatiſchen Künſtler „denen in Europa weit vorzuziehen ſind." Nehmlich um den Werth ſeiner Becher, die er aus den aſiatiſchen Feldzügen mitgebracht, deſto mehr zu erheben. — Was beweiſet nun dieſe Aufſchneiderei hier für unſern Verfaſſer? Wenn ſie ja etwas beweiſet, ſo beweiſet ſie gerade das Gegentheil." — —

S. 382. redet **W.** von Cäſar's Statue zu Pferde, die vor dem von ihm erbaueten Tempel der Venus ſtand, und ſagt: es ſcheine aus einer Stelle des Statius, daß das Pferd von der Hand des berühmten Lyſippus geweſen, und alſo aus Griechenland weggeführt worden. — „Es ſcheint; ſetzt L. hinzu; vorausgeſetzt nehmlich, daß die Stelle des Statius, auf die es ankommt, nicht

 unter-

untergeſchoben iſt, wofür ſie Barth, N. Heinſius, und andre erkennen. *V. Sylrar.* L. l. 1. v. 85. c. 1. *Sueton.* cap. 61. in *Caeſare*, et *Plin.* L. VIII. cap. 42."

17.

„Kaligula nahm unter andern, ſagt Winkelmann S. 391., den Theſpiern ihren berühmten Kupido vom Praxiteles, welchen ihnen Klaudius wiedergab, und Nero von neuem nahm." — Ueber dieſen Kupido macht L. folgende ausführlichere Anmerkung:

„Unter den koſtbaren Kunſtwerken, welche Verres in Sicilien, beſonders zu Meſſana, mehr raubte als an ſich handelte, befand ſich auch ein Kupido des Praxiteles von Marmor, dergleichen eben dieſer Künſtler für die Theſpier gemacht hatte, und deren einer alſo vermuthlich die Wiederholung des andern war. Dieſes erhellt deutlich aus den Worten des Cicero: (L. IV. *in Verrem*;) Unum Cupidinis marmoreum Praxitelis — — idem opinor, artifex eiusdem modi Cupidinem fecit illum qui eſt Theſpiis, propter quem Theſpiae viſuntur. Jener war zu Meſſana in Sicilien; dieſer zu Theſpiä oder Theſpia in Böotien; beide von Einem Künſtler, dem Praxiteles."

„Hieraus verbeſſere ich fürs erſte eine Stelle des ältern Plinius: (L XXXVI. c. 4. §. 5.) Eiusdem (Praxitelis) eſt Cupido obiectus a Cicerone Verri, ill:

ille propter quem Theſpiae viſebantur, nunc in Octaviae ſcholis poſitus. So leſen alle Ausgaben, auch die Harduiniſche. Ich behaupte aber, zufolge der Stelle des Cicero, daß man *ut* ille propter quem &c. leſen, und auch hier zwei verſchiedene Bildſäulen des Kupido verſtehen müſſe. Denn es iſt falſch, daß die, welche Cicero dem Verres vorwirft, eben die geweſen ſei, welche die Einwohner zu Theſpiä verehrten. Cicero unterſcheidet beide, und ſagt nur, daß ſie beide von eben demſelben Künſtler, und vielleicht auch nach eben derſelben Idee verfertigt worden."

„Und nunmehr komme ich zu dem Fehler des Hrn. Winkelmann. „Kaligula, ſagt er, nahm „unter andern den Theſpiern ihren berühmten Ku„pido vom Praxiteles, welchen ihnen Klaudius „wiedergab, und Nero von neuen nahm." — Er beruft ſich desfalls auf den Pauſanias. Allein er hat dieſen Schriftſteller zu flüchtig nachgeſehen, und iſt bloß dem Harduin, in ſeiner Anmerkung über die Stelle des Plinius, allzu ſicher gefolgt. Pauſanias erzählt dies nicht von dem marmornen Kupido des Praxiteles, ſondern von dem aus Erz des Lyſippus. Ich leugne nicht, daß die Worte des Pauſanias etwas zweideutig ſind; allein dieſe Zweideutigkeit fällt weg, ſo bald man ſie im Zuſammenhange genau betrachtet, und mit der Stelle des Plinius vergleicht, Θεσπιεῦσι δὲ ὕστερον (ſagt Pauſanias, L. IV. p. m. 762.) χαλ-

καὶ εἰργάσατο Ἔρωτα Λύσιππος, καὶ ἔτι πρότερον τούτου Πραξιτέλης, λίθου τοῦ Πεντελήσιν. Καὶ ὅσα μὲν εἶχεν ἐς Φρύνην καὶ τὸ ἐπὶ Πραξιτέλει τῆς γυναικὸς σόφισμα, ἑτέρωθι ἤδη μοι δεδήλωται. Πρῶτον δὲ τὸ ἄγαλμα κινῆσαι τοῦ Ἔρωτος λέγουσι Γάϊον δυναστεύσαντα ἐν Ῥώμῃ. Κλαυδίου δὲ ὀπίσω Θεσπιεῦσιν ἀποπέμψαντος, Νέρωνα αὖθις δεύτερα ἀνάστατον ποιῆσαι· καὶ τὸν μὲν φλὸξ αὐτόθι διέφθειρε. Ich kann mich nicht enthalten, zuvörderſt die lateiniſche Ueberſetzung des Amaſäus anzuführen, weil er gleich die Worte, auf welche es bei meinem Beweiſe faſt am meiſten ankommt, ganz unrichtig genommen hat: Theſpienſibus poſt ex aere Cupidinem elaboravit Lyſippus, et ante eum e marmore Pentelico Praxiteles. De Phrynes quidem in Praxitelem dolo alio iam loco res eſt a me expoſita. Primum omnium e ſede ſua Cupidinem hunc Theſpienſem amotum a Caio Romano Imperatore tradunt; Theſpienſibus deinde remiſſum a Claudio. Nero iterum Romam reportavit; ibi eſt igni conſumtus. Ich ſage, Amaſäus hat das πρῶτον fälſchlich auf Γάϊον gezogen, da er es hätte ſollen auf ἄγαλμα ziehen. Pauſanias will ſagen: Schon vor dem Kupido von Erz, welchen Lyſippus den Theſpiern arbeitete, hatten ſie einen aus penteliſchen Marmor, den ihnen Praxiteles gemacht hatte. Was mit dem letztern vorgegangen, fährt er fort, und die Liſt, deren ſich Phryne wider den Praxiteles bedienet, ſolches habe ich bereits

teles an einem andern Orte erzählt. Den erſtern aber (nämlich den Kupido des Lyſippus, nicht als den erſten in der Zeit, ſondern als den erſten in der Erwähnung des Pauſanias;) ſoll Kajus Kaligula den Theſpiern weggenommen, Klaudius ihnen wiedergegeben, Nero aber zum zweitenmale mit ſich nach Rom geführt haben; und dieſer iſt daſelbſt verbrannt. — Meines Erachtens zeigt dieſes καὶ τον μεν &c. deutlich genug, daß man das πρωτον, wie ich ſage, auf ἀγαλμα ziehen müſſe.“

„Doch auch dieſe Wortkritik bey Seite geſetzt, ſo erhellet auch ſchon aus dem Zuſatze, daß dieſe nach Rom weggeführte Bildſäule daſelbſt verbrannt ſei, daß es nicht das Werk des Praxiteles könne geweſen ſein. Sie verbrannte; und verbrannte ohne Zweifel in dem grauſamen Brande, den Nero ſelbſt anzündete. Verbrannte ſie aber da; wie konnte ſie zu des ältern Plinius Zeiten noch vorhanden, und in der *Schola Octaviae* aufgeſtellt ſein? Und dieſes meldet in der angezogenen Stelle Plinius doch ausdrüklich.“

„Alles dieſes zuſammen genommen, muß man ſich die Sache alſo ſo vorſtellen: daß Praxiteles mehr als Einen Kupido gemacht habe, und auch nach mehr als Einer Idee. Um einen brachte ihn Phryne; einen andern, der ganz nakkend war, hatte die Stadt Parium in Myſien, deſſen Plinius gleichfalls gedenkt; einen dritten beſaß Hejus in

in Meſſana, den ſich Verres zueignete; und den vierten hatte der Künſtler für die Theſpier gemacht.*), welcher endlich auch nach Rom kam. Doch war es nicht der, den erſt Kaligula, und zum zweitenmale Nero dahin brachte; denn dieſer war ein Werk des Lyſippus von Erz, welches in dem großen Brande unter dem Nero mit darauf ging. Zu den Zeiten des Pauſanias hatten die Theſpier alſo weder die Bildſäule des Praxiteles, noch des Lyſippus mehr, ſondern ſie begnügten ſich, wie Pauſanias gleichfalls meldet, mit einem Werke des Menedorus von Athen, welches nach des Praxiteles ſeinem gemacht war.“

„Was Winkelmann in der Anmerkung S. 391. n. 6 dem Bianchini entgegen ſetzt, iſt nicht ſo gar ſchlieſſend. Es iſt wahr, Plinius gedenkt der Pallas vom Evodius **), des Herkules vom Lyſippus, die doch nach Rom gebracht worden, auch nicht. Aber müſſen ſie zu den Zeiten des Plinius noch vorhanden geweſen ſein? Können ſie nicht, wie

*) Wo es nicht eben die Statue iſt, die ihm Phryne aus den Händen ſpielte, wie Strabo L. IX. meldet, welcher aber dieſe Geſchichte nicht von der Phryne, ſondern von der Glycerium erzählt. S. *Manutii* Commentar. in L. IV. Act. in Verrem.

**) Der Künſtler dieſer Pallas heißt nicht Evodius, ſondern Eudorus, und iſt eben der, deſſen W ſelbſt S. 317. unter den Schülern des Dädalus gedenkt.

wie der Kupido des Lyſippus, in dem großen Neroniſchen Brande darauf gegangen ſein? Daß aber dieſer wirklich eine Menge alter Kunſtwerke verzehrt habe, ſagt Tacitus (Annal. L. XIV. c. 41.) ausdrüklich. Ja, in dieſem Brande ging der alte Tempel des Herkules, den Evander erbauet hatte, mit zu Grunde. Wie leicht, daß ſich der Herkules des Lyſippus in dieſem Tempel befand!“

18.

Zu S. 394. „Ich begreiſe nicht, wie ſo ein Paar Alterthumskundige, als Stoſch und Winkelmann, über das, was der Borgheſiſche Fechter vorſtellen ſoll, ungewiß ſein können. Wenn es nicht die Statue des Chabrias ſelbſt iſt, der ſich in der nehmlichen Stellung in der Schlacht bei Theben gegen den Ageſilaus ſo beſonders hervorthat; ſo iſt es doch die Statue eines Athleten, der ſich als Sieger am liebſten in dieſer Stellung, die durch den Chabrias Mode ward, vorſtellen laſſen wollte *). Sie hätten ſich nur der Stelle des Nepos

*) Man ſieht, daß Leſſing, als er dieſe Anmerkung niederſchrieb, ſeine Vermuthung noch nicht mit der Zuverſicht annahm, mit der er ſie im Laokoon, S. 286. ff. geradezu behauptete. Uebrigens iſt bekannt, daß er ſie im zweiten Theile der Antiquariſchen Briefe S. 39., gänzlich wieder zurück nahm, nachdem ſie ihm zu mancherlei ſcharfſinnigen Erörterungen Anlaß gegeben hatte.
E.

Nepos in dem Leben des Chabrias (cap. 1.) erinnern dürfen: Namque in ea victoria &c. —— Zu vergleichen S. 163., wegen der Aehnlichkeit einer beſtimmten Perſon *).“

Beim Artikel Diogenes im zweiten Regiſter, wo geſagt wird, er habe die Karyatiden im Pantheon zu Athen verfertigt; durchſtrich L. dieſe letztern beiden Worte, und ſchrieb hinzu: „Aus dieſem, und mehr dergleichen albernen Fehlern iſt es wohl ſehr deutlich, daß Hr. W. das Regiſter nicht ſelbſt gemacht hat.“

*) Winkelmann bemerkt nehmlich ſelbſt am angef. Orte, daß das Geſicht des borgheſiſchen Fechters offenbar nach der Aehnlichkeit einer beſtimmten Perſon ſei gebildet worden. Dieſe Anmerkung dachte L. für ſeine vermeinte Entdekkung zu benutzen: daß dieſer ſo genannte Fechter wirklich eine beſtimmte Perſon, nehmlich den Chabrias, vorſtelle. Uebrigens findet man die lehrreichſten Bemerkungen über dieſe Statue in Hrn. Hofr. Heyne's Sammlung antiquariſcher Aufſätze, St. 2. S. 229., und in des Hrn. v. Ramdohr ſchätzbarem Werke über Malerei und Bildhauerei in Rom, Th I. S. 326. f. Vergl. Hrn. Möſers Aufſatz: Virgil und Tintoret, in der Berl. Monatsſchrift, Sept. 1787. S. 207. L.

3.

Daphne *).

(Ovids Verwandlungen, Buch I. V. 452—567.)

Die erſte Lieb' in Phöbus Buſen brannte
Für Daphnen, Peneus Tochter: nicht entflammt
Von Ungefähr; Kupidens Zorn verdammt'
Ihn zu der Quaal, die er ins Herz ihm bannte.
Als ihn jüngſt Delius, der aufgebläht
Noch ob dem Fall der Schlange ſich gebrüſtet,
Den Bogen ſpannen ſah; hat er darob entrüſtet
Mit dieſen ſtolzen Worten ihn geſchmäht:

„Muthwilliger Knabe, was machſt du mit dieſen Waffen,
„Die meinen Schultern ziemen, dir zu ſchaffen?
„Vor meinem Bogen rettet ſich
„Kein Wild, kein Feind; mein Pfeil wird ſie ereilen.
„Den aufgeblaſnen Python ſelbſt hab' ich,
„Es iſt nicht lange noch, mit ungezählten Pfeilen

„So

*) Man vergleiche mit dieſer Ueberſetzung in achtzeiligen Stanzen (ottave rime) eine frühere in Alexandrinen, Berl. Monatsſchrift, 1783, Jul., S. 44.

„Getödtet, daß er hingeſtrekt
„Viel Joche Lands mit giftgem Bauche dekt.

„Die Fakkel mögeſt du mit ſchwachen Händchen faſſen,
„Um zu entzünden, was weiß ich
„Für Liebe; doch in Zukunft hüte dich,
„Des Ruhms, der mir gebührt, dich anzumaaßen.“ —
Drauf gab ihm Venus Sohn zurük: „Dein Pfeil erreicht
„O Phöbus, alles? Gut, mein Pfeil wird dich erreichen!
„Drum muß dein Ruhm dem Ruhm Kupidens weichen,
„So weit als dir die Schaar der Thiere weicht.“

Er ſprachs, und ſchwang ſich ſchnell mit leichtem Flügel
Durch die zertheilte Luft auf des Parnaſſus Hügel.
Aus vollem Köcher langt er hier der Pfeile zwei,
Die weder an Geſtalt noch innrer Kraft ſich gleichen:
Des einen Rohr iſt dik, mit ſtumpfem Blei
Beſchlagen; wo er trift, macht er die Lieb entweichen;

Der

Der andere vergoldet, ſcharf geſpitzt,
Giebt Liebe jeder Bruſt, die ſeine Spitze ritzt.

Nun drükt er ab, und trift die Nymphe mit dem einen,
Und Phöbus mit dem andern: dieſer brennt
Vor Liebe; jene flieht, wo man die Liebe nennt,
Freut ſich gefangnen Wildes, ſtreift in Hainen
Und dunkeln Höhlen, die Nacheiferinn
Der eheloſen Phöbe, her und hin,
Und ziert ihr Haar, das regellos dem Winde
Ein Spiel iſt, mit der heilgen Binde.

Sie ſah der Freier Schaar nicht ohne Scheu,
Und keiner konnte Daphnens Huld ſich rühmen;
Sie floh, um unbeſorgt, was Amor oder Hymen
Und was das Band der Ehe ſei,
Im unwegſamen Wald dem Wilde nachzuſpringen.
Es ſprach ihr Vater oft zu ihr:
„Gieb, Tochter, einen Eidam mir.“
Oft ſprach er: „Kind, du mußt mir Enkel bringen.“

Da

Da überſliegt, wenn ſo ihr Vater ſpricht,
Ein hohes Roth ihr ſchönes Angeſicht.
Die hochzeitliche Fakkel häßte
Sie gleich dem Laſter. Sie umfaßte
Mit ſchmeichleriſchem Arm des Vaters Hals, und bat:
„Laß mich der ewgen Jungfrauſchaft genießen!
„O thu an deinem Kind, es flehs zu deinen Füßen,
„Was an dem ſeinigen Dianens Vater that.“

So brachte ſie den Vater wohl zum Schweigen;
Doch, Daphne! deine Wohlgeſtalt verbeut
Dir dieß Gelübd', und iſt mit ihm im Streit.
Dich liebet Phöbus. — Ach! iſt es gleich ſonſt ihm eigen,
Die Zukunft hell zu ſehn; ſo täuſcht doch dießmal
Ihn, der ſo heiß, als dein Gemahl
An deiner Hand der hochzeitlichen Fakkel
Zu folgen, wünſcht und hoſt, ſein eigenes Orakel.

Wie nach der Erndtezeit die leichte Stoppel
brennt,
Wie durch die Glut, die, wenn die Nacht allmählig
ſchwindet
Und ſich der Wanderer von ſeinem Lager trennt,
Zurükke bleibt, die Helle ſich entzündet:
So brennt der Gott, ſo flammt mit aller Kraft
Das Feuer auf, das ſeine Bruſt verzehret;
Er aber liebt es noch, und nähret
Mit Hofnung ſeine Leidenſchaft.

Das Haar, das ungeziert um Daphnens Schul-
tern ſchwebet,
Sieht er, und ruft: „wie wärs geſchmükt erſt
ſchön!“
Er ſieht ein Sternenpaar, wenn ſie den Blik er-
hebet;
Er ſieht den Mund, und ſeufzt ihn nur zu ſehn.
Er lobt die Hand, den Arm, die Finger, ihre Füße,
Die das Gewand zur Hälfte nur bedekt,
Und ahndet wohl, daß das, was ganz verſtekt
Vor ſeinem Blikke bleibt, noch mehr entzükken müſſe.

Sie aber flieht ihn, ſchneller als die Luft,
Obſchon mit ſüßer Stimm' er ſo zurük ſie ruft:
„Halt, Tochter Peneus, ſchöne Nymphe, fliehe
„Nicht länger; dich verfolgt kein Feind, verzieh!
„Mit bangem Fittich pflegt die Taube ſo zu fliehn,
„Wenn ſich der Adler naht; ſo flieht das Reh den Leuen,
„Das Lamm den Wolf: mit Recht! ein Feind iſt wol zu ſcheuen.
„Mich aber ziehet nur die Liebe zu dir hin.

„O weh mir! daß ja nicht im Laufe dich zur Erde
„Ein Fehltritt ſtürze! daß an ſpitzen Dornen ſich
„Ja nicht dein ſchöner Fuß verletz', und ich
„Die Schuld von deinen Schmerzen werde!
„Rauh iſt der Weg, auf dem du eilſt;
„Gieb meiner Bitte nach: laß ab, laß ab zu eilen!
„Geliebte, fürchte nichts; wenn du verweilſt,
„So will auch ich, entfernt von dir, verweilen.

„Wer

„Vernimm erſt, wer dich liebt; es iſt kein Hirt, es iſt
„Kein Bergbewohner; ach, du weißt nicht, wen du fliehſt:
„Drum, Unbeſonnene, fliehſt du! Seit grauen Zeiten
„Ward mir die Herrſchaft über Tenedos
„Und Delphos, Klaros, Patara zum Loos.
„Mich zeugte Jupiter. Harmoniſch mit den Saiten
„Tönt der Geſang durch mich. Es wird durch mich, was war
„Und iſt und ſein wird, offenbar.

„Mein Pfeil trift ſicher; doch ſchlug tiefe Wunden
„Ein Pfeil der ſichrer trift, in dieſen Buſen hier.
„Die Heilkunſt ward von mir erfunden,
„Der Kräuter Kraft gehorchet mir,
„Als ihren Retter flehn zu mir die Menſchenkinder:
„Ach, daß kein Kraut die Liebe heilt,
„Und jedem, nur nicht dem Erfinder,
„Troſt meine Kunſt und Linderung ertheilt!“

Er ſprach noch mehr; doch blieb weit hinter Pe-
neus Kinde
Die halbverſtandne Red' und Phöbus ſelbſt zurück.
So floh die Züchtige; doch zeigten loſe Winde
Den ſchönſten Gliederbau nicht ſelten ſeinem Blick:
Denn buhleriſche Lüfte ſpielten
Mit Daphnens flatterndem Gewand,
Umwehten ſie verrätheriſch, und durchwühlten
Ihr fliegend Haar, das keine Schleife band.

Ihr Reiz ward durch die Flucht erhöhet.
Der jugendliche Gott erträgt es länger nicht,
Die Schmeichelreden zu verſchwenden; flehet
Nicht länger mehr. Mit glühendem Geſicht
Ermannt er ſich, er hat zu lange ſchon geklaget;
Der Wolluſt Feuer wird in ſeinem Buſen wach,
Und mit verſtärkten Schritten jaget
Ihn Amor ſelbſt der fliehnden Nymphe nach.

Wie, wenn der Windhund ſchnell auf einer großen
Breite
Den Haſen ſieht; mit raſchen Füßen ſucht
Die Rettung dieſer, jener ſeine Beute:
Der eine hoffend, jetzt, und jetzt, auf ſeiner Flucht

en Feind zu faſſen, ſperrt den Rachen auf; doch
windet
der andre, zweifelhaft, ob er ergriffen ſei,
ſich los, und macht vom Zahn, den er bereits
empfindet,
Nacht ſelbſt vom Biſſe doch ſich frei. —

So flieht die Jungfrau, ſo der Gott; ihn machet
Die Hofnung, ſie die Furcht geſchwind.
Doch der Verfolger läßt nicht ab, denn Liebe fachet
Sein Feuer an, auch läuft er, ſchneller als der
Wind,
Da Amor ſelbſt ihm ſeine Flügel leihet.
Schon iſt er Daphnens Rükken nah, ſchon wird
Ihr lokkicht Haupthaar, das zerſtreuet
Um ihren Nakken fliegt, von ſeinem Hauch berührt;

Sie fühlt es, fühlt, wie ſchon allmählig ihrem
Fuße
Die Kräfte ſchwinden; und erbleicht.
Ermattet flehet ſie zum väterlichen Fluſſe:
„Wenn, Vater, deine Macht der Macht der Götter
gleicht,

„So ſende Rettung! oder du, o Erde,
„Verwandle die Geſtalt, durch die ich, ach!
„Zu ſehr gefiel, daß ſie nicht tödtlich werde
„Der jungfräulichen Scham, nicht Schuld an meiner Schmach.“

Als dieſe Worte kaum von ihren Lippen flogen,
Erſtarrte jedes Glied; es hatt' ein zarter Baſt
Sich um die weiche Bruſt gezogen;
Zu Zweigen wuchs das Haar, und jeder Arm zum Aſt.
Ihr erſt ſo ſchneller Fuß blieb träg an Wurzeln kleben;
Ein Wipfel ſtieg rund um ihr Haupt empor.
Doch ſah man Daphnens Lieblichkeit, wie vor
Die Nymphe, jetzt den neuen Baum umſchweben.

Noch liebte Phöbus ſie. Als ob ſie lebte, hielt
Er noch den Stamm mit heißem Arm umfangen,
Und durch die junge Rinde fühlt'
Er noch des Herzens Schlag. Als küßt' er ihre Wangen,

üſſt er das Holz; doch ſchiens, es meide ſeinen
Kuß.
Da ſprach der Gott: „ich muß als Gattin dich ver-
lieren,
„Doch biſt du mein, als Baum; und ewig muß
„Dein edles Laub mir Haar und Harf und Köcher
zieren!

„Die Helden Laziens, o Lorbeer, ſoll
„Dein Zweig bei ihrem Zug zum hohen Kapitol
„Und unter frohem Siegsgeſange ſchmükken.
„Dich ſeh die Burg Auguſts zum Schutz der Eiche
blühn!
„Wie mein Haar ewig glänzt, ſo ſoll auch ewig
grün
„Dein Blatt von dir die Hand des Ruhmes pflükken!“
Er ſprachs; da neigeten die Aeſte ſich, da ſchien
Gleich einem Menſchenhaupt der Wipfel ſanft zu
nikken.

Wien. Prandſtetter.

4.

Herr Oberhofprediger Stark.

(Man ſ. April S. 319. und Mai S. 518.)

III. Herrn Starks klerikaliſche Briefe, 1767.

Aus allem, was bis itzt über den Herrn Oberhofprediger bekannt geworden, ſieht man alſo, wie thätig derſelbe in Abſicht der Maurerei, zwanzig Jahr ſeines Lebens durch geweſen iſt. Freilich trift unglüklicherweiſe die Hälfte dieſer 20 Jahre in die Zeit, wo er gar nichts mehr mit Maurerei will zu thun gehabt haben; aber leider iſt die vorgelegte Erzählung jener Thatſachen zu bündig, als daß dieſe ſeine Behauptung etwas anders wie ſeine Schande bewirken könnte. Im Anfang des J. 1767 trat Er, dieſer damals noch junge (26jährige) Mann, ſchon als ein, ſeiner eigenen Angabe nach, ſo vollendeter Maurer auf, daß er ſchon damals am Ziele ſtand, und deshalb „ſchon vor etlichen „Jahren den Entſchluß gefaßt hatte, (wie ein andrer St. Nikäſe) ſich der Maurerei in der Stille „zu ergeben"; ein ſo vollendeter Maurer, daß Er ſich ſelbſt als den geheimnißreichen „Kenner des „Höchſten und Beſitzer des Innerſten, als den „Mitgenoß der verborgenen wichtigen Geſellſchaft „der Meiſter der Maurerei" angab; und daß er

„dem

dem damals am weiteſt verbreiteten und allgemei= neſt angenommenen Syſteme (der Tempelherrn) „große, ihnen ganz unbekannte Entdekkungen in „Abſicht der Maurerei machen zu können“, ver= ſprach *). Mit dieſer anmaßlichen Kenntniß des Höchſten und Innerſten, mit dem Rahme dieſer Mitgenoſſenſchaft, jener verborgenen Geſellſchaft, auf welche er ſo gerne hindeutet, mit dieſer Ver= kleinerung aller andern gång und gåben Syſteme, hat er, von der Zeit an, ſich immer fort, als åußerſt thåtiger Maurer betragen. — Das iſt doch auffallend! Auch muß es ihm ſelbſt bedenklich geſchienen ſein; denn er findet itzt für gut, ſeit 10 Jahren lieber nicht thåtig geweſen zu ſein: er leugnet es **) rund ab, ſeit 1777 Antheil an der Maurerei genommen zu haben.

Nur Schade, daß dieſer Behauptung wichtige Gründe entgegen ſtehen; ſo daß dies Wort des Herrn Oberhofpredigers, welches er doch oft und alſo wahrſcheinlich wohlbedåchtig åußert, nicht wohl in Ehren beſtehen kann.... Seit 1777! Hat Herr Stark wirklich wohl bedacht, was er ſagte? Denn es gehört in die Periode von 1777 bis 1787 doch 1) ſein Aufenthalt in Kurland: von 1777 bis

 1781.

*) Alles Ausdrükke aus den bekannten klerikaliſchen Briefen.

**) Wiederholentlich: ſ. April, S. 450, 452; Mai, S. 528, ſ. 537, u. ſ. w.

1781. Iſt Herr Stark wirklich in Kurland nicht als Maurer thätig geweſen? Es ſcheint dem Herrn Oberhofprediger leicht zu ſein, Dinge zu behaupten, bei welchen mancher Andere, der nicht einmal Oberhofprediger iſt, doch einen ſchweren Widerſtand empfinden würde; aber auf dieſe Frage mit Nein! zu antworten, dazu wird Er Selbſt nicht einmal im Stande ſein. Auch deutet er an (Th. II. Abſchn. 2, S. 257): daß er ſeine Kurländiſchen Begebenheiten ſo, daß ſie ihm gewiß nicht Schande machen, werde erzählen können; ſo gerne wir dies glauben, ſo ſieht man doch ſelbſt hieraus, daß er alſo wirklich in Kurland Begebenheiten, nemlich maureriſche Begebenheiten, (denn davon war allein die Rede) gehabt hat. Auch iſt ſeit kurzem das gültigſte Zeugniß über dieſe Sache bekannt geworden. Frau von der Recke Etwas über H. Starks Vertheidigungsſchrift, S. 5: „Es „iſt doch einmal gewiß: daß H. Stark bei ſeinem „hieſigen Aufenthalte (in Mitau) einen ſehr thä„tigen Antheil an geheimen Verbindungen ge„nommen hat; daß er bei den Leuten, welche „glaubten, große Geheimniſſe wären noch von un„bekannten Obern, beſonders aus Frankreich, zu „erlangen, für einen wichtigen Mann, der die „rechten unbekannten Quellen der Geheim„niſſe kennen müßte, allgemein gehalten, und des„halb mit geheimer Ehrfurcht angeſehen ward; „daß er wenigſtens gewiß nichts that, um dieſe

„Mei-

„Meinung von ſich abzuwenden, oder die ihm des-
„halb erzeigte Ehrfurcht zu verringern; daß er
„vielmehr wirklich Schüler in dieſen vermein-
„ten geheimen Wiſſenſchaften hatte, und daher
„in den nicht ungegründeten Verdacht kam, auch:
„Er habe ſeinen Schülern Erwartungen vorgeſpie-
„gelt, die er nicht erfüllt hätte.“ S. 6: „Wenn
„er ſelbſt wirklich in den Erwartungen, die er
„in Andern erregt hatte, von ſeinen ſogenann-
„ten Obern, ſie mögen unbekannt oder bekannt ge-
„weſen ſein, war betrogen worden; ſo u. ſ. w.“
S. 7: „Hierzu kommt noch, daß man ſich ſchon
„zu der Zeit, da der Herr Oberhofprediger noch
„hier in Mitau war, ins Ohr ſagte: Er ſei bei
„ſeinem Aufenthalte in Frankreich zur römiſchka-
„tholiſchen Kirche übergetreten, um dadurch das
„Vorrecht zu gewinnen, in der Sorbonne und in
„den katholiſchen Klöſtern zu manchen wichtigen
„maureriſchen Schriften zu gelangen; nun er
„aber dieſe in Händen habe, ſei er äußerlich wie-
„der zu ſeiner Kirche zurükgetreten. So viel iſt
„gewiß, daß ſeit 1781 dies in Kurland und Lief-
„land von Vielen geglaubt wurde, und noch izt,
„ungeachtet ſeiner weitläuftigen Vertheidigungs-
„ſchrift, die auch gleich hier mit großer Begierde
„geleſen ward, noch immer von Vielen geglaubt
„wird. Diejenigen, welchen die geheimen Wiſ-
„ſenſchaften, die der Herr Oberhofprediger hier
„insgeheim anpries, und das Anſehn, welches

er

„er ſich dadurch in einem gewiſſen Zirkel zu er„werben wußte, noch in friſchem Andenken iſt, ha„ben ſich ſehr verwundert, daß er in ſeiner Ver„theidigungsſchrift gerade diejenigen Dinge, in „welchen er insgeheim auf eine ſo unerklärliche „Weiſe thätig geweſen iſt, nicht berührt, u. ſ. w.“ S. 8: „Gerade da, wo diejenigen, welche die ge„heime Rolle kennen, die er in Königsberg und „hier ſpielte, am gewiſſeſten einigen Aufſchluß „erwarteten, hüllt er ſich in gefliſſentliches Dun„kel, u. ſ. w.“ ' S. 34: „Nachdem H. Stark „hier ſo manchen edlen Mann mit hohen Er„wartungen in der Freimaurerei hingehalten „hatte, u. ſ. w.“ — Dieſes alles iſt ſo umſtändlich, ſo bündig geſagt, daß, obgleich der Herr Oberhofprediger ſich wahrſcheinlich über alle ſeine maureriſchen Schritte in Kurland vollkommen wird rechtfertigen können, er doch dieſe Schritte ſelbſt gethan zu haben ſchwerlich leugnen wird.

2) In dieſe Periode fallen ferner die Jahre 1780 bis 1785, in welchen er die im Mai angezeigten vier maureriſchen Bücher herausgab. Auch dieſe Bücher hat er gerechtfertigt; wie? das hat der Leſer im Mai geſehen. Doch es ſei darum; genug: er kann nicht leugnen, ſie geſchrieben zu haben; und er nahm alſo Theil an dem Gegenſtande. Dieſe Schlußfolge ſcheint wenigſtens ſehr bündig; Er aber iſt in dem itzt erſchienenen Nach-

trage

trage *) ſo ſpaßhaft, daß er dieſelbe leugnet. S. 549: Wenn Hr. S. meine Verſicherung, daß ich „ ſeit 9 Jahren mich von allen maureriſchen Ver„ bindungen zurükgezogen, aus der Urſache bezwei„ feln will, weil ich gleichwohl von der Maurerei „ handelnde Bücher geſchrieben; ſo iſt das ein ſo „ kahler Behelf, der nicht ärmlicher ſein kann. „ Iſt denn das nicht zweierlei: mit einer Sache in „ Verbindung ſtehn, und als Gelehrter davon „ urtheilen?" Alſo, bloß als Gelehrter, oder wohl gar als Geiſtlicher, ſchrieb der Herr Ober-Hofprediger dieſe Bücher!! Das iſt freilich was anders. Aber, wie man doch verblendet ſein kann! Alle Welt glaubte, es müſſe dieſelben ein recht eifriger und großer, wenigſtens ſich gern für groß und vollendet ausgebender, Maurer geſchrieben haben; man rieth bald auf einen ſolchen, und freilich traf man auch den rechten. Aber das war dennoch ganz verkehrt; denn jeder Gelehrter und Geiſtlicher hätte die Bücher eben ſo gut ſchreiben können. Und es iſt, wenn man die Sache recht bedenkt, in der That unbegreiflich, warum man nicht, anſtatt auf Herrn Stark, auf irgend einen andern

*) Um unſre Prophezeihung Jänner S. 79 über dieſen dritten Nachtrag ſeines dicken Werkes wirklich zu erfüllen, enthält derſelbe XIV und 637 und 72, zuſammen: 723 Seiten. So daß das ganze Ungeheuer bis izt 2365 Seiten faßt! ....

andern gelehrten Theologen, etwa auf den ſel. Göze in Hamburg, oder auf die noch lebenden Herrn Demarees, Dreikorn, Urlſperger, oder Lavater, als Verfaſſer jener Bücher, gerathen hat. Warum hätten dieſe nicht eben ſo gut, als Herr Stark, ohne den geringſten Antheil an der Sache zu nehmen, doch mit ſehr warmem Enthuſiasmus von dem Orden, deſſen Zwek, deſſen Ceremonien, u. ſ. w. reden können? warum nicht alle bekannte Syſteme des Ordens verwerfen, und auf ein unbekanntes hindeuten können, ohne doch dies unbekannte ſelbſt im Herzen zu haben oder es auch nur zu kennen? warum nicht eine geheime Geſellſchaft, welche die wahren Ordenspapiere beſitzt, als hocherleuchtet anpreiſen können, ohne doch das geringſte von derſelben zu wiſſen, oder ſich wohl gar ſelbſt als Mitglieder derſelben angeben zu wollen? ... Uebrigens weiß man doch itzt, wie man mit dem Herrn Oberhofprediger daran iſt. Er kann eine Menge andringlicher Bücher über eine Sache ſchreiben, die ihm übrigens ganz gleichgültig iſt, an welcher er gar keinen Antheil nimmt. Das ſcheint freilich der Fall zu ſein, wenn er gegen die Magie, oder für die Orthodoxie ſchreibt! — Er ſetzt noch ein artiges Gleichniß hinzu: „Der Mann, der in ſeiner „Studierſtube über Bergwerke ſchreibt, hat alſo „wohl ſelbſt die bergmänniſche Schürze mit dem „auffallenden Namen umgebunden, und fährt „ſelbſt

„ſelbſt in den Schacht?“ Der Herr Oberhofpre-diger iſt ein viel zu erfahrner Freimaurer, als daß er im Ernſte glauben ſollte: man könne nur dann ſehr eifrig thätig für den Orden ſein, wenn man mit umgebundener Ordenskleidung in die Loge geht. Nach ſeiner eignen Lehre ziehn ſich ja die recht großen Maurer vom Logenbeſuchen zurük. So macht es der zum vollen Aufſchluß gelangte St. Nikäſe, der jezt aus ſeinem Kloſter ſo andring-liche maureriſche Briefe ſchreibt; ſo die im In-kognito herumwandelnden Meiſter (in Seinem Zwek des Ordens), welche doch noch thätige Leh-rer ſind; und ſo macht es ja wahrſcheinlich auch die ganze geheime Geſellſchaft, welche nach ſeiner Verſicherung den Orden geſtiftet hat, und deſſen Dokumente beſizt. Gerade wie auch der vollen-dete und nun den Bergbau dirigirende Berg-hauptmann nicht ſelbſt mehr nöthig hat, in den Schacht zu fahren. Und ein ſolcher Mann will er jezt auch wohl ſein. Er will durch dieſe feine Vergleichung wohl zu verſtehen geben: daß er in ſeinen berühmten Werken wirklich auf geheime und gleichſam unterirdiſch verborgene Schätze, auf ein reiches ergiebiges Bergwerk hindeutet. Wer denn bauluſtig iſt, kann ſich wegen eines Kuxes bei ihm melden! Er weiß, vermittelſt ſeiner Markſcheide-kunſt, wo die rechten Gänge ſtreichen; die übrigen Bergbaue verſchreit er, als gäben ſie keine Aus-beute! Wenn aber nur nicht auch der ſeinige

taubes Erz liefert, oder gar auf wilde Waſſer führt!!

So viel iſt alſo unſtreitig: der Herr Oberhofprediger war ſeit 1767 ein ſehr eifriger Maurer; und — was eigentlich die Hauptſache iſt — ein geheimnißvoller Meiſter, ein Mann der mit dem Vorgeben auftrat, er beſitze das höchſte, den andern Syſtemen unbekannte, Geheimniß, und könne daſſelbe wohl, wenn er wolle, Andere lehren. So erſchien er 1767, als Kleriker; ſo handelte er um 1780 in Kurland; ſo redete er bis 1785 in ſeinen Schriften; und von dieſem ſeinem Vorgeben nimmt er auch noch jezt nichts zurük! Nur in dieſer Rükſicht kann er die Aufmerkſamkeit denkender Menſchen feſſeln. Die Frage iſt nicht, wie er ſie gerne ſtellen mögte: ob er Maurer, ob er Tempelherr war? Dies intereſſirt bei ihm nicht mehr, als bei andern Perſonen; fragte man das, ſo könnte ſeine angenommene Verwunderung Statt finden, warum man gerade Ihn aufrufe? Aber nicht den Maurer, nicht den Tempelherrn, kurz nicht den der thut was Hundert thaten, nicht den der einen längſt gebahnten Weg auch mit betritt, hat man gefragt; das wäre ſeltſam, und unſchiklich. Aber wohl fragt man den ſich ſelbſt als vielwiſſend angebenden Meiſter, der beſſer unterrichtet ſein will als alle Andere, der von ganz unbekannten Geheimniſſen, von einer verborgenen Geſellſchaft, welche die Maurerei ſtiftete, redet,

der

der von unbekannten Menſchen geſendet zu ſein angiebt, der ſeine geheimen Kenntniſſe das einzig wahre Syſtem nennt, der den Orden reformiren will! den fragt man; und wie wir glauben, mit Recht.... Er aber antwortet nicht!

Auch das unmaureriſche Publikum weiß es jetzt, und ſelbſt der Herr Oberhofprediger belehrt daſſelbe, ſeiner Gewohnheit nach etwas weitſchweifig und dabei etwas undeutlich, davon: daß in dem Innern des Freimaurerordens, in dem was über die drei eigentlichen Maurergrade hinaus iſt, es mehrere Syſteme nach einander, und vielleicht auch nebeneinander, gegeben hat, und vielleicht noch giebt. Auch das unmaureriſche Publikum ſieht gewiß ein: daß, um nicht von jedem Winde hin und her geweht zu werden, man mit Recht dem, welcher mit einem neuen für beſſer ausgegebenen Syſteme auftritt, die ſimpeln Fragen vorlegt: von wannen er kömmt? von wem er ſeine vorgeblichen beſſern Einſichten, ſeine geheimern Geheimniſſe hat? das heißt: daß man von ihm verlangt, er ſolle ſich zu dem Amte eines Reformators, wozu er ſich aufwirft, legitimiren. Und jeder denkende Mann ſieht ein: daß, wenn ſolche Auftritte einmal in öffentlichen Schriften dem geſammten Publikum vorgelegt ſind, dieſes auch dadurch das Recht erhält, darüber öffentlich zu urtheilen. Jeder ſieht ein: daß, wenn eine Menge bedenklicher Ausdrücke, eine Menge ge-

heimnißvoller Winke in den Reden eines ſolchen neu auftretenden Lehrers vorkommen; wenn dazu ein faſt allgemeines Gerücht, von Wien *) bis nach Mitau und Petersburg, dieſem ſich aufwerfenden Lehrer eine Verbindung mit Katholiken beimißt; wenn ſchon über andre innere Syſteme ein ähnlicher Verdacht von mehrern Schriftſtellern geäußert worden; — daß dann dieſer hocherleuchtete Mann, der zwanzig Jahre durch, mit wenig abgeänderten Mitteln, immer zu einem geheimnißvollen Zwekke thätig geweſen iſt, daß dieſer dann wohl die Pflicht auf ſich habe, ſich bündig und vollſtändig zu erklären: von wannen er kam? von wem er ſeine Einſichten, ſeine Aufträge, ſeine Vollmacht hatte? — Dies iſt die wahre Lage der Sachen mit dem Herrn Oberhofprediger; wer unparteiiſch die Monatsſchrift bis jetzt geleſen hat, wird dieſe Darſtellung für richtig erkennen. Zwar hat man auf eine ſeltſame Art die Sache anders vorſtellen wollen. Der eine ſagt **): das öffentliche Rügen dieſes öffentlich bekannt gewordenen Verdachtes, und die gerechte Aufforderung an Herrn Stark zur Abwälzung dieſes Verdachtes, ſei geſchehen, um auf dieſe Art gleichſam durch Gewalt

*) Man ſ. über Hrn. Stark das Wiener Journal für Freimaurer, Jahrg. III. 3tes Vierteljahr. Einige Stellen daraus ſind angeführt in unſerm Prozeß, S. 201. f.

**) Schlözers Staatsanzeigen, Heft 35. S. 332.

Gewalt hinter die Geheimniſſe zu kommen, welche man mit Gutem nicht hätte erhalten können. So geheimnißluſtig ſind wir nicht; auch thun wir förmlich Verzicht auf alle geheime Papiere des Oheims des heil. Nikäſe, auf alle Vorſchriften zum Geiſterbannen durch den Degen und durch Räuchern, auf alle wichtige Aufſchlüſſe der hochwürdigen Brüder Kleriker. Nur, wenn wir nicht mehr Verdacht äußern ſollen, ſo fordern wir eine unverdächtige Wegräumung dieſes nicht durch uns entſtandenen Verdachtes; eine Erklärung, auf welche geheime Geſellſchaft der Herr Oberhofprediger hindeuten will; eine Erklärung ob er das ganze Spiel ſelbſt erſann, oder von wem ihm daſſelbe vorgezeichnet ward? Ein Anderer verſichert, als wenn er es recht wüßte *): die ganze Sache ſei nur eine Freimaurerkabale. So eifrig und ſo kabalirend ſind wir nicht; wir haben nie ein Syſtem errichten wollen, dem etwa durch Herrn Stark Abbruch geſchehen wäre: nicht unſern maureriſchen Verbindungen, ſondern der Vernunft, der Denkfreiheit, der proteſtantiſchen Religionsſicherheit ſteht das berüchtigte Klerikat im Wege. Ein Dritter, Herr Geh. Hofrath Schloſſer — man weiß, daß der immer die klügſten und edelſten Meinun-

*) Ein Rezenſent in der Halliſchen gelehrten Zeitung von 1788, bei Beurtheilung des 2ten Theils der Starkiſchen Schrift.

gen hegt — ſagt *): es ſeien „boshafte Beſchul„digungen, durch welche man Herrn Stark um „alle Ehre, Amt, Anſehn, und bürgerliche Exiſtenz „habe bringen wollen.“ Das kann nicht einmal die erſten Bekanntmacher der Klerikatsbriefe treffen, vollends aber durchaus nicht uns. Iſt denn wirklich das Schlimmſte, was man über des Herrn Oberhofpredigers ehemalige Verbindungen ahndet, auch wahr; nun ſo wird eine förmliche öffentliche Losſagung davon ihn doch ſicher ganz rechtfertigen, ihm wahre Ehre bringen. Auch iſt ja bekanntlich ihm kein Haar gekrümmt worden; wozu denn dieſer entehrende Vorwurf?

Die Frage iſt und bleibt alſo: was hatte dieſer anmaßliche hocherleuchtete Maurer, der ſelbſt ſo öffentlich von ſeinen Geheimnißen redet, der alle andere Syſteme verwirft, was hatte dieſer für neue beſondere Lehren? und vom wem hatte er ſie? — Wie ſeltſam er ſich über ſeine Geheimniſſe und die Quelle derſelben in ſeinen fünf maureriſchen Büchern, in ſeinem Briefwechſel mit dem elenden Schröpfer, und in mündlichen Unterredungen in Kurland geäußert hat: iſt bis jetzt gezeigt worden. Es iſt der Mühe werth, den erſten Auftritt dieſes hocherleuchteten Meiſters noch einmal zu betrachten. Man ſchlage ſeine Klerikaliſchen

*) D. Muſeum, Mai 1788, S. 421., die Note.

ſchen Briefe auf *)! Hier findet man, S. 10., daß Herr Johann Auguſt Stark im Februar 1767 ein Mitglied der zur Obſervanz gehörigen Loge zu den drei Löwen in Wismar ward. Aber ſchon im März deſſ. J. zeigte er ſich als einen vollkommenen Maurer, und zwar von einer ganz andern Art, der die Obſervanz belehren wollte. Er ſagte, er ſei ein Kleriker, und er nannte ſich: Frater Archidemides ab Aquila fulva, Presbyter Clericus. S. 11. „Er hätte ſonſt gegründete „und wichtige Urſachen ſchon ſeit etlichen Jahren „gehabt, ſich den Ordensſachen“ (etwa den Logenbeſuchen und Logenverbindungen) „zu entzie„hen, und ſich der Maurerei in der Stille zu „ergeben. Jetzt ſei es ihm aber doch angenehm, „den Befehlen ſeiner auswärtigen Freunde „gefolgt zu ſein.“ S. 12. (Der Brief iſt an den eigentlichen Stifter des templariſchen Syſtems, den ſel. Freiherrn von Hund): "Ich hoffe, Ew. „eine Entdekkung über die Meiſter der Mau„rerei zu machen, die Ihnen nicht unangenehm „ſein kann, ohne mich auch nicht zu erhalten „iſt. Es befindet ſich nehmlich außerhalb „Deutſchland eine gewiſſe Loge: ich habe in „derſelben ſelbſt ehemals eine Charge bekleidet;

 und

*) In „Archidemides oder des Anti-Saint-Ni„caiſe, zweiter Theil. Leipzig, 1786.“ 8.

„und noch bis jetzt dependirt ſie von mir, „mit Zuziehung einiger anderer meiner Freunde, „und wird durch einen von uns der Loge vorge„ſchlagenen Meiſter vom Stuhle regiert. Sie „iſt reich an äußerlichen Zierrathen, hat einen „eignen ſehr einträglichen Schatz. Aber ſie iſt „reicher durch die wenigen, von welchen ſie „regiert wird" (wozu, wie man eben geleſen hat, Herr Stark mit gehört), „die das Innerſte „Geheimniß des Ordens beſitzen, und zu er„höhen trachten; und vielleicht die einzige Loge „des heutigen Alters, „die dergleichen Meiſter und „Väter des innern *) Tempels aufweiſen kann, „obgleich dies der Loge ſelbſt verborgen iſt." Und ſolche geheime Meiſter und Regierer einer Loge ſollen doch nicht Unbekannte Obere ſein! S. 15.: „Meinen Freunden" (den eben gedachten geheimen Meiſtern) „iſt von der ſtrikten Obſervanz „allerdings etwas bekannt; aber ſie weigern ſich, „derſelben ihre Loge zu unterwerfen; und ich „habe es ſelbſt noch nicht zugeben wollen. „S. 16.: Ich verſichere Ew. feierlichſt, daß die „Obſer-

*) Wo hier in Kleinigkeiten die Leſeart von den im Anti St. Nikaiſe gedrukten Briefen abgeht, geſchieht es bloß der größern Genauigkeit wegen, zufolge des aus Sonnenburg eingeſchikten Notariatsinſtrumentes, wo die richtigern Leſearten aus den Manuſcripten angegeben ſind; ſ. Prozeß S. 71.

„Obſervanz nie eine beſſere Acquiſition machen „kann, als eben dieſe. Ich könnte dazu ſelbſt „wohl gar in Perſon meine Hülfe leiſten, wenn „ich dieſen kommenden Sommer eine Reiſe dahin „thun mögte. Ich bin an die Verfaſſung dieſer „Loge und an meine daſelbſt befindlichen Freunde „ſo gebunden, daß ich nie davon ablaſſen kann.“ S. 17: „Ich erſuche, mein Schreiben nicht ſo auf„zunehmen, als rührte es aus unedlen Abſichten „her Mein Eifer: meine Treue und Gehor„ſam zu erfüllen, iſt allein mein Zwek; ſonſt be„gehre ich nichts. Wer in dem glüklichen Be„ſitz des Lichtes iſt, begehret keines andern, und „hat immer ein Genüge, wenn ihn der große Mei„ſter ſegnet und ſeine Arbeiten belohnt.“ — Das war der erſte Brief; und es iſt zum Anfange wohl Selbſtlob und Anſpannung der Erwartung genug darin. Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu? Das wird ſich nachher zeigen.

Indeß iſt es der Mühe werth, ſogleich zu bemerken, wie ſich der Herr Oberhofprediger itzt über dieſe ſeine Andringlichkeit, dieſen Ruhm ſeiner maureriſchen Kenntniſſe, dieſe Mitgenoſſenſchaft der regierenden unbekannten Meiſterzunft, dieſes Anerbieten einer von ihm zu bewirkenden Verbindung, erklärt. Er ſagt öfter, vorzüglich Abſchn. 2, S. 79 unten, u. f.: Es ſei wunderbar, wie man ihn, und nicht vielmehr Herrn von Vegeſack und von Böhnen befrage. Wie? ſteht denn nicht un-

ter dieſem Briefe ſein ganzer Namen? und war ſein Namen allein? Zwar will er denſelben iſt auf Auftrag, gerade wie den Brief an Schröpfer auf Auftrag des Herrn von H. (ſ. Mai, S. 554) geſchrieben haben; aber er bleibt hier ſowohl den Beweis ſchuldig als dort. Trift denn das Ich ſeines Briefes etwa auch die beiden andern Herrn? waren auch die mit jener außerhalb Deutſchland befindlichen Loge in ſolcher Verbindung, daß dieſelbe von ihnen, wie vom Herrn Stark, dependirte, daß ſie derſelben, wie H. Stark, die Meiſter vom Stuhl vorſchlugen, u. ſ. w.? Dazu kommt noch der merkwürdige Umſtand, daß H. Stark weitläuftig erzählt: wie er dieſe beiden Brüder erſt geprüft, und ſie auf dem rechten, das heißt (wie Papſt Urban VIII zu ſprechen pflegte) auf gleichem Wege mit ſich, gefunden habe *). Es bleibt

*) S. 53: „Anfangs waren die Brüder v. W. und „v. B. ſehr zurükhaltend gegen mich, und cachirten mir ihre Wiſſenſchaften. Hernach entdekten „ſie ſich mir gänzlich, und ich habe ſogar gefunden, daß ihre Characteres in dem Höchſten und „andre Signa mit den meinigen und denjenigen „meiner Freunde genau übereinſtimmen; u. ſ. w. „Seit der Zeit habe ich mit ihnen zu arbeiten allhier angefangen; zumal da ich ſah, daß ſie auch „auf dem rechten Wege waren, der gar nicht „umſchlagen kann. Sie kennen, welches ich nie „vermuthet habe, ſelbſt verſchiedene meiner Freunde; dies hat mich bewogen, in ihre Sentiments von

bleibt hier die Wahrheitsliebe des Herrn Oberhofpredigers? — Er wiederholt ferner mit ungeheuren Schimpfworten: er sei nicht als Verkündiger eines neuen Syſtems aufgetreten. Wie! Er redet doch von ſich als einem Mitbeſitzer des Innerſten Geheimniſſes; er will dem oberſten damaligen Freimaurer in Deutſchland, dem Provinzial, Freiherrn von Hund, eine wichtige maureriſche Entdekkung machen, die ohne ihn gar nicht zu erhalten iſt; er weiſet auf die wahren einzigen Beſitzer des Höchſten hin, mit denen er in Verbindung ſteht, und will zwiſchen dieſen und der Obſervanz eine Konvention ſchließen. Hierzu hatte er ſogar „Befehle „dieſer ſeiner auswärtigen Freunde." Aber er will dennoch durchaus ganz unſchuldig zu allem gekommen ſein; er treibt die Lächerlichkeit itzt ſo weit

Mm 5 langeſ.

„von unſrer andern Verfaſſung einzugehn. Ich „erſuche, die Sache mit möglichſter Präkaution „zu traktiren; ich wünſche es (die Vereinigung) „theils des Vortheils wegen, ſo die Obſervanz da„von haben kann, und der uns unſrem Zwekke „näher bringt; theils u. ſ. w. Denn ſie (die bei„den Brüder) ſtehen in einer Korreſpondenz, wo„vor ich ſelbſt erſtaunt bin, und ſcheinen mir zu „allem determinirt zu ſein. S. 57. Wenn Sie „in dieſen oder andern Sachen etwas beſonders „an mich zu ſchreiben belieben, und mich Ihres „Zutrauens würdigen wollen; ſo haben Sie die „Gewogenheit, es auf ein beſonderes Papier zu „ſchreiben." Und doch will er nichts für ſich gethan haben!

(angef. S. 79) zu ſagen: „Es habe ihn und die „beiden andern Herrn ein wirklich ungefährer „Zufall in Verbindung mit der ſogenannten ſtrik„ten Obſervanz gebracht.“ Alſo war es nicht der Befehl der auswärtigen unbekannten Meiſter? Wann ſprach der Herr Oberhofprediger die Unwahrheit? Und alſo war es auch nur Zufall, daß er der Obſervanz ſeine Kenntniſſe, und ſeine kenntnißreichen Freunde rühmte, und die Konvention zwiſchen ihnen ſtiften wollte?... Es iſt unglaublich, wie ein Mann ſich ſolche unwahre Ausflüchte, ſolche elende Armſeligkeiten erlauben kann; aber es iſt auch wohl klar, daß, wer ſolche offenbare Verdrehungen zu ſeiner Rechtfertigung vorbringen muß, ſich nicht auf bündige Art rechtfertigen kann.

Die beiden folgenden Briefe ſind an Herrn von Raven; den er zwar, noch dazu mit einem u. ſ. w. jezt (Abſchn. 2, S. 112) unter die Kleriker rechnet, der es aber damals noch nicht war, ſondern erſt nachher zu Herrn Starks Syſtem trat. Mit dieſem tritt er hier zu der Konvention in Unterhandlung, und eröfnet ihm den Unterſchied zwiſchen dem ſaculare und klerikaliſchen Syſtema; jenes wird S. 26 das weltliche Syſtem überſezt, und alſo iſt dieſes wohl das geiſtliche. Zur Schließung des Traktates ſollen 3 Punkte für die Loge und 3 Punkte für die Herren Kleriker ſelbſt bewilligt werden. S. 62: „Sie werden es mir Selbſt zugeſtehn, daß

„nichts

nichts leichter iſt, als von ſolchen Sachen zu ſchweigen;" (das iſt ganz zuverläſſig wahr!) Da wir (Kleriker) aber durch Pflichten verbunden ſind, für den Orden zu arbeiten" (oben war es ja ein ungefährer Zufall), „ſo iſt uns nicht erlaubt uns von demſelben zu trennen. Und da der politiſche Staat der Obſervanz unſern Beifall hat, ſo habe ich geglaubt, daß es billig ſei, demſelben von Innen zu Hülfe zu kommen. Dahero begehre Ich von der Obſervanz, für mich und die beiden Brüder v. V. und v. B. da wir nicht allein die höchſten Grade in der Freimaurerei beſitzen, auch mit ins Innerſte eingegangen ſind, und dem Orden unſern ganzen Fleiß „widmen, und uns itzt einmal der Obſervanz als „ſolche zu erkennen geben, in derſelben dafür an„geſehen, und nach unſerm Rechte, das unſre „Vorfahren" (die Clerici) „gehabt, und wir noch „beſitzen, begegnet zu ſein. Es wäre leicht gewe„ſen, die Sache mit einem ewigen Stillſchweigen „zu begraben; aber die Vorſicht verhängt es" (oben ſollte es ungefährer Zufall ſein) „daß wir „uns mit der Obſervanz verbinden. S. 32. Wir „begehren auch nicht von der Obſervanz, daß man „uns auf unſer bloßes Wort glaube; nein wir ſind „erbötig, uns gegen einen jeden zu rechtfertigen, „der gleiche Wiſſenſchaften mit uns hat." Sie hatten aber ja viel größere, und ganz andere, nemlich klerikaliſche, Wiſſenſchaften. „Was wir in

„dieſer

„dieſer Sache thun, geſchieht bloß in reiner Zuneigung gegen die Obſervanz, durch welche wir „glauben, daß der eine unſrer Endzwekke am „geſchikteſten werde ausgeführt werden" (alſo wohl in reiner Zuneigung gegen dieſen Endzwek, und in etwas minder reiner gegen das Mittel, die „Obſervanz); ein Endzwek, der unſern Vorfahren oft fehlgeſchlagen iſt, und wodurch wir leider um vieles gekommen ſind. — S. 33. Bei der Antwort „hierauf ſind wir ganz ruhig; wir „können aber von keinem (verlangten Punkte) zurükgehn. Wir verſprechen uns eine ſehr günſtige „Antwort. Sollte wider alles Vermuthen das „Gegentheil erfolgen, ſo geben wir davon die Folgen der Obſervanz zur gänzlichen Ueberlegung. „Wir ſind durch nichts gebunden. Wir haben „uns gezeigt, und würden Andre gezeigt haben; man verwirft uns, wir ſind geruhig, wir „begeben uns alles, und gehen zu unſerm Kapitel zurük, womit wir auf immer verbunden ſind. „Das ſind unſre Vorſchläge auf der einen Seite, „unſre Entſchließungen auf der andern. Die Wahl „und Entſcheidung überlaſſen wir der Obſervanz. „Die Kopie meiner Vollmacht ergeht hierbei." Kann ein bevollmächtigter Abgeſandter beſtimmter reden? Und Er will doch kein Abgeſandter geweſen ſein!! — S. 38. „Wir ändern dadurch die „Grundgeſetze nicht, daß wir unſern Ordensbrüdern ſagen, daß wir wieder mehr ſind (als ſie),

daß wir das Höchſte des Ordens kennen, und als ſolche von Ihnen angenommen zu werden wünſchen. S. 40: „Ich befürchte aber, daß es erſt der Obſervanz zu einer ſolchen Zeit bekannt werden wird, da man nichts anders von uns finden wird, als ein verſchloßnes Thor ohne Wiederkehr. Ich komme nicht von mir ſelbſt.“ Und Er will kein Abgeſandter geweſen ſein!! S. 42: „Daß auch nicht die Maurerei dem Orden“ (dem Tempelherrnorden) „die Exiſtenz gegeben, ſondern vielmehr der höhere Orden“ (welcher iſt der?) „der ehemals ſo glänzte, und den Wir aus ſeinen Trümmern geſammelt haben, die Maurerei geboren, und ſich derſelben als eines mit Hieroglyphen geſtikten Vorhangs bedient; iſt mir nur gar zu wohl bekannt.“ Dieſer höhere Orden kann der Tempelherrnorden nicht ſein, dem er hier ſogar entgegen geſetzt wird. Auch wiſſen wir aus den andern lehrreichen maureriſchen Schriften des Herrn Oberhofpredigers, daß bei einer noch exiſtirenden, und zwar damals in Frankreich exiſtirenden Ordensgeſellſchaft die Freimaurerei entſtanden iſt, und dieſelbe die ächten alten Dokumente der Maurerei beſitzt; man ſ. April S. 456, f. und Mai S. 539. Alſo kann dies der längſt nicht mehr exiſtirende Tempelherrnorden nicht ſein. Hr. Stark iſt ſogar ein Mitglied dieſes höheren oder höchſten Ordens; denn er fährt ſehr ſtolz fort, S. 44: „„Was Sie

„das

„das Innerſte zu nennen belieben, können wi
„nicht anders als das Aeußerſte in gewiſſer A
„ſicht nennen; ich meine die Kenntniß von A
„fang, Fortgang und Abwechſelung des hohen O
„dens, die Abſicht der Maurerei, und den eigen
„lichen Staat in deſſen Verwaltung. Ich nenn
„das Innere: das Werk, das für den Ord
„geſchieht, und ihm als ein ihm allein gehörig
„Depoſitum anvertrauet iſt, deſſen das Volk n
„theilhaftig werden kann, und auch nicht ein je
„liches Glied des Ordens, nicht um Geld o
„andre Schätze, ſondern allein die, welche St
„und Gedult zu jenem dreimal geſegneten V
„durch einen gütigen Führer bringt. Jenes iſt d
„ſäkulare Syſtem, das Geſchäft derjenigen M
„ner, welche wir mit dem Schwert, Stiefeln u
„Sporn gerüſtet, und mit dem Kreuze bezeich
„ſehen (der Tempelritter). Das Innere iſt a
„jenen überlaſſen, die mit Hülfe der ſegnend
„Vorſicht dieſen zu Hülfe zu kommen ſuchen (d
„Klerikern). Von dieſen verſtehe ich dahero a
„die Vorrechte und Freiheiten unſrer Väter, d
„ren ich erwähnt habe. S. 47, 48. Sie find
„den Ausdruk hart: Wir können von keinem z
„rükgehn? Mein Bruder, dies iſt noch mei
„Meinung und wird es bleiben. Sie fragen un
„Ob wir nicht einen gewiſſen Zeitpunkt abwart
„wollen? Auch hierzu muß ich Nein ſagen, un
„Ihnen frei bekennen, daß es mir nur noch ein

„kur

„kurze Zeit erlaubt iſt, hierüber mit Jemand zu „handeln.“ – Und Er will kein Abgeſandter Unbekannter Oberen, verborgener Väter, oder eines verdekten Kapitels, geweſen ſein! Er iſt dreiſt genug, dies zu leugnen! und Herr Jacobi ſchwach genug, es zu glauben!! — S. 49: „Unſre“ (doch ziemlich eigennützige) „Liebe gegen die Ob„ſervanz iſt groß; und wir verſprechen uns von „ihr die geſchikteſte Ausführung eines unſrer „Endzwekke.“ (Wie oben.)

Die Vollmacht, wie er ſie ſehr richtig S. 34 und 46 nennt, lautet ſo: „Je donne au frere Jean „Auguſte Stark, *Fils et Frere des Peres & de la Fa„mille des Savans de l'Ordre des Sages* par toutes les „Generations de l'Univers le plein pouvoir de re„cevoir et d'adopter tous ceux qu'il trouvera d'en „être dignes et capables, ſelon l'age, l'Ordre, & „ſa propre conſcience. Fait et ſigné de nous en „termes propres. *Pylades* — de la troiſieme Ge„neration. *P.* l'Ere commune, *1766.*“ — — Bis hieher haben wir die Auszüge mit Fleiß ſo ausführlich, und genau der Seitenzahl zufolge, gemacht; weil der Herr Oberhofprediger, der keine der kleinen Künſte verſchmäht, auch zu klagen für gut gefunden hat, unſere Auszüge aus dieſem gedrukten Buche seien nicht vollſtändig, und gäben durch Zuſammenrükkung mehrerer Stellen ein falſches Licht. Nun mag alſo der Leſer ſelbſt aus Obigem urtheilen, ob wir die Sache falſch vorgeſtellt

ſtellt haben; mag urtheilen, was der Herr Oberhofprediger für ein Geſchäftsträger oder Abgeſandter Unbekannter Obern war! — Auch die folgenden Aktenſtükke enthalten wichtige Aeußerungen. Auch aus den nachherigen Briefen des Herrn Stark (denn nur Er hat dieſelben geſchrieben, und unterſchrieben) ergiebt ſich: wie andringlich die Klerikei die Schließung der gedachten Verbindung wünſchte, damit ihre Plane von Größe und Herrſchſucht deſto leichter in Erfüllung gehen. S. 61: „Es iſt uns „beſonders angenehm, daß eine Zeit von 500 Jahren das Andenken von uns bei unſern Fratribus „ſaecularibus eben ſo wenig vertilgt, als uns ihr „treuer Schuz und Eifer für uns noch jederzeit in „heiligſtem Gedächtniß iſt, und freuen uns endlich auch aus einer ſolchen Zerſtreuung in ſo glükliche und ſchäzbare Hände gekommen zu ſein. Es „ſcheint, als wenn die Vorſehung ſich unſrer wieder annehmen, und uns auf einige Weiſe in unſre „ehemalige Verfaſſung zurükführen will; und daher preiſen wir Ew. glüklich, wenn Sie zu dieſem Werkzeuge auserſehen ſind. Wir ſchmeicheln uns mit dem glüklichſten Erfolge; und wie „wir unſrer ſeits ſchon die angenehme Blüthe hervorkommen ſehen, ſo wird es unſrer Aller größte „Bemühung ſein, die Vollkommenheit zu bewerkſtelligen, und dereinſt die angenehmen Früchte „ſelbſt in den Schooß des Ordens ausſchütten zu „können, dem ſie mit Recht allein gehören. S. 64:

„Haben

„Haben wir das Vergnügen, näher mit Ihnen „verbunden zu ſein, ſo wird es uns eine ange„nehme Pflicht ſein, uns näher zu vernehmen. „Vielleicht erfüllt die Vorſicht ſo unſere Wünſche, „und ſegnet unſer Bemühen, daß die Zeit Ew. für „unſre Nachkommen eben ſo verehrungswürdig „wird, als u. ſ. w. S. 66: Unſre Abſichten gehen „auch darauf, in auswärtigen Ländern die ſtrikte „Obſervanz zu gründen, und den H Orden zu „propagiren, wo ſolcher noch nicht angenommen „iſt. S. 69: Der Beitritt der nordiſchen Logen „würde für den H. Orden von großer Wichtigkeit „ſein. Ohne dieſen (Beitritt) würde ſelbſt unſer „Capitulum Clericorum nicht genug gedekt ſein, „und der H. Orden ſchwerlich von uns denjenigen „Nutzen haben, den wir, von allem niedrigen „Eigennutz befreiet, ſelbigem zu verſchaffen eifrigſt „uns beſtreben. Befänden wir uns an einem ſo „ſichern Ort, als wir uns ehemals unter den Augen „der H. H. M. befunden, würde dieſer Vorſchlag „unnöthig ſein. Nun aber muß dasjenige nicht „zerfallen, was uns (Kleriker) auf ſo vielfache „Weiſe dekken muß, und der Grund ſein ſoll, dem „H. Orden *) aufzuhelfen, bis die Vorſehung „unſre übrigen Werke in noch reichlicherm Maaße „geſegnet,

*) Welches iſt denn dieſer ſo oft wiederkehrende H. Orden, welcher propapirt, für deſſen Nutzen gearbeitet, welchem endlich aufgeholfen werden ſoll?

„geſegnet, daß ſolche allein hinlänglich ſind.“ — Es ergiebt ſich, daß die Kleriker ſich wichtiger Geheimniſſe rühmen. S. 62.: „Wir ſind noch in „dem Beſitze verſchiedener Schriften und Nachrichten. S. 85: Wir beſitzen die geheime Ordenslehre. S. 88: Wir wollen die alten Wiſſenſchaften dem Orden wieder herſtellen. — Es ergiebt ſich, daß ſie ſich großer Vorrechte anmaßen. Sie weihen (auf wahre geiſtliche Art) feierlich den ſchon lange und allgemein erkannten Großmeiſter als ſolchen ein, S. 86. Sie bedingen ſich unbeſtimmte Rechte aus, S. 64: „Wobei „wir uns aber doch die Jura ſtolæ reſerviren. S. 71: „Unſere Officia, Vota, und daher fließende Prä„rogativen. Wir erbitten uns eine Gegenakte“ (gegen die ungefoderte und überflüſſige Einweihungsakte), „wodurch wir als Clerici erkannt, „und uns die daher fließenden Jura, Canones und „Praerogativae in forma beſtätiget werden.“ —

Und gegen alles dies, gegen dieſe wichtigen bedenklichen Schritte eines ſich neu aufwerfenden Reformators, eines ſich allein für vollkommen ausgebenden Syſtemes, hat Herr Stark die — muß man nicht ſagen: die Unverſchämtheit? — nur folgendes ganz kurz und kahl in ſeinem dikken Buche zu ſagen. „Die Kleriker hätten ſich nicht auszu„breiten geſucht“ — ſie, die Niemand kannte, Niemand rief, die ſich ſo wichtig, ſo nothwendig machen wollten, die ſich ſo andrängten, die Dek-

dern zu ihrer Ausbreitung ſuchten, die den H. Orden zu propagiren verſprachen! „Dieſe andringlich geſuchte Verbindung ſei ein ungefährer Zufall „geweſen" — man ſ. die Briefe oben! „Er ſei „kein Geſandter oder Abgeordneter geweſen — er, der ſo oft von Aufträgen ſprach, der ſo nachdrüklich ſagte: ich komme nicht von mir; mir iſt nur noch wenig Zeit vergönnt zu reden; wir haben uns gezeigt, und würden Andere gezeigt haben! „Daher ſei auch jene franzöſiſche Schrift keine „Vollmacht, ſondern ein maureriſches Certifikat „geweſen" — dieſe Schrift, die er damals, als er ſie wie Vollmacht produzirte, ſelbſt zweimal eine Vollmacht nannte, die nichts von Ordensaufnahme, nichts von Logenatteſt enthält, die deutlich ſagt: Je donne *le plein pouvoir* au Frere Stark! „Die Kle„riker hätten keine Unbekannte Obern gehabt" — hatten ſie denn etwa Bekannte? Und, der Lächerlichkeiten und Unverſchämtheiten höchſte! die Kleriker hätten keine Unbekannte Obern gehabt, denn „es ſei ja bekannt geweſen, daß Herr Stark und „drei andre Männer Kleriker geweſen *)!" Iſt

*) Th. II. Abſchn. I. S. 248. f: „Die Kleriker nah„men keine Unbekannte hohe Obere an. Ich „weiß wohl, daß man ihnen dieſes Schuld gegeben; „aber ich ſage: daß unbekannte Obere nie von den „Klerikern angenommen ſind. Sie ſind offen zu „Werke gegangen; und wenn der Namen des „Hrn. v. Hund, H. v. Kiesewetter, v. Gersdorf, „und

denn Kleriker und Oberer der Kleriker einerlei!! —
Wie iſt es aber mit der Unſchuld des Mannes beſchaffen, der nichts als ſolche Armſeligkeiten zur Rechtfertigung über wichtige Umſtände vorzubringen hat! Wie iſt es mit deſſen Redlichkeit beſchaffen, der zu ſeiner Vertheidigung ein halb Duzend Behauptungen vorbringt, deren Unwahrheit ſo in die Augen ſpringend iſt?

Es mag nun mit den Geheimen Geſellſchaften beſchaffen ſein, wie es will: dieſen ſo weit verbreiteten, ſo viel wirkenden, und doch ſo unbekannten Verbindungen; die ſich oft ſo ſehr entgegen zu arbeiten, und oft doch auf Einen Zwek zuſammenzutreffen ſcheinen; die, in dem Maaße wie ſie iezt exiſtiren, wohl eine ſpätere Erfindung neuerer Zeiten ſind; die ſo ſehr von jedem Menſchenkenner beobachtet zu werden verdienen, und doch ſo ſelten beobachtet werden. Nur, ſo viel ſieht ein jeder ein: wenn in einer neu entſtehenden, und nun aufgedekten geheimen Geſellſchaft ſich Dinge zeigen, die ſehr auffallend, ſehr bedenklich, ja faſt unglaublich ſind, daß es dann der Mühe werth iſt davon zu reden, und denjenigen, der ein ehemaliges Mitglied dieſes Ordens war, und den man für einen ehrli-

„und Myſtus" (Tempelritter) „allen untern Gliedern unbekannt waren: ſo hat dagegen jedermann gewußt, daß Hr v. Vegeſack, H. v. Böhnen, H. v. Raven, und ich Kleriker wären."

ehrlichen Mann hielt, darum zu befragen. Solcher Dinge gab es in keinem geheimen Orden ſo viele, als in dem berüchtigten Starkiſchen Klerikate. — Es iſt wohl ſehr auffallend, daß eine Geſellſchaft vernünftiger Menſchen ſich je Unbekannten Obern hat verpflichten können; Sendungen, Unterhandlungen, Aufträge, Lehren, ja gar Befehle, von Leuten hat annehmen können, deren Verſtandesfähigkeiten, deren moraliſchen Werth, deren anderweitige Verbindungen, deren vielleicht weit zielende Abſichten man nicht kennt! Es iſt auffallend, wie man in einem Jahrhunderte, wo Wiſſenſchaften und Kenntniſſe hoch getrieben ſind, wo die Einſichten gelehrter Männer und die neueren Entdekkungen und Erfindungen ſich ſchnell und allgemein verbreiten, wo ein gewiſſer Geiſt der Aufklärung, ein beträchtlicher Grad edler Geiſtesfreiheit ziemlich überall herrſcht, welcher kein ausſchließendes Recht auf irgend eine Kenntniß, keine geſchloſſene Innung zu Gelehrſamkeit und Einſichten geſtatten will, daß man gerade in dieſem Jahrhunderte, mehr als je, eine Idee von gewiſſen geheimen Wiſſenſchaften gefaßt hat: welche noch dazu, ganz der Natur der Wiſſenſchaften entgegen, nicht durch eifriges Studium, ſondern durch einige Ceremonien zu erlangen ſind; welche den größten Weiſen, worauf das menſchliche Geſchlecht ſtolz iſt, unbekannt blieben, und gewiſſen verborgenen Ordensbrüdern, die ſich eben nicht durch

newtoniſchen Tiefſinn oder leibnitziſche Gelehrſamkeit auszeichnen, anvertrauet wurden, damit dieſe ſie, wie Mährchen und Sagen der Vorzeit, durch Tradizion weiter fortpflanzten! Es iſt auffallend, wie man ſich irgend mit Menſchen, die großprahleriſch ihre eigenen Kenntniſſe, ihre eigenen Verbindungen rühmen, einläßt, ohne dieſelben vorher zu unterſuchen und genau zu prüfen; ſondern ihnen gutmüthigſt Kenntniſſe, Anſehn, ja ſelbſt Vorrechte, zugeſteht!... Auch iſt bekannt, daß dieſe Umſtände, eben ihrer auffallenden Sonderbarkeit wegen, manchem ſcharfſinnigen Denker unſers Vaterlandes, der dieſe Sachen nicht aus Erfahrung kannte, unglaublich vorkamen, unmöglich ſchienen. Aber ſie ſind wirklich und wahr, — wie unter andern Herrn Starks Beiſpiel zeigt.

Keiner der erfahrenſten Tempelherrn wußte etwas von den Klerikern; man ſ. des Freiherrn von Hund und des Herrn Schubart von Kleefeldt Briefe darüber im Anti St. Nikäſe, Th II. von S. 115. an. Herr Stark aber trat unter ſie als Kleriker auf: maßte ſich und ſeinen unbekannten Meiſtern die höchſten Kenntniſſe des Ordens an, ſprach von Aufträgen ſeiner unbekannten Meiſter und Brüder, maßte ſich an durch ein Formular den lange ſchon anerkannten Provinzialgroßmeiſter erſt recht kräftig zu beſtätigen und einzuſetzen; redete von alten und geheimen Wiſſenſchaften, von wichtigen im Beſitz der Kleriker be-

findlichen Papieren; forderte für ſich und ſeine un⸗ bekannten Meiſter und Brüder Vorrechte, Jura Stolä, Prärogativen, und zwar, ohne zu erklä⸗ ren, worin ſie beſtänden, ſo daß ſie hernach zu un⸗ beſtimmten Forderungen Anlaß geben mußten. — Woher alles dies? Mit welchem Rechte, mit wel⸗ chem Scheine des Rechtes forderte er das? Wie legitimirte er ſich?... Seltſam genug! Er ſagt (S. 64): „Haben wir (Kleriker) das Vergnügen, „durch die Inveſtitur, die wir bereits obgleich an⸗ „derwärtig gehabt“ (um ja nicht einzuräumen, als könne ihnen die Obſervanz etwas geben, was ſie noch nicht hätten) „näher mit Ihnen verbun⸗ „den zu ſein, wobei wir uns aber doch die Jura „Stolä u. ſ. w. reſerviren“ (um ja von ihren Vor⸗ rechten nichts aufzugeben); „ſo wird es uns eine „angenehme Pflicht ſein, uns näher zu verneh⸗ „men.“ Alſo erſt verbunden; und dann erſt zu vernehmen! Er legitimirt ſich aber auch: er bringt eine Vollmacht bei; nur Schade, daß Niemand weiß, wo dies P. liegt *), und Niemand weiß, wer des Herrn Oberhofpredigers kerikaliſcher Oberer und Ordensmeiſter Pylades iſt. —— Ueber alles dies erklärt er ſich nicht; er, der doch ſo umſtänd⸗ lich ſich zu erklären verſprach! Nur als Unbe⸗

*) Jtzt ſcheint er, auf Petersburg verweiſen zu wol⸗ len: Nachtrag, S. 486. f.

kannter Oberer will er ſich izt ſelbſt angeben. Man ſieht wohl, daß dieſe heroiſche Zerſchneidung des Knotens nur ein in der Verzweiflung gewagter Streich iſt. Wie! der Herr Oberhofprediger hätten ſo ganz, gegen alle Schaam und Schande, damals die Unwahrheit geredet, als Sie ſo viel von Ihrer Sendung, Ihren Aufträgen, Ihrem verdekten Kapitel erzählten? Die ganze Vollmacht des hocherleuchteten Pylades wäre eine bloße platte Erdichtung unſers ehrwürdigen geiſtlichen Herrn, zur Täuſchung ehrlicher Leute? Nimmermehr! Und wenn der ehrwürdige Mann das auch izt ſelbſt geſtehen will, ſo kann es ihm Niemand glauben! So umſtändlich, und vorzüglich ſo wiederholentlich erdichtet man nicht, redet man nicht die Unwahrheit!! Dieſe ſeine einzig wahre Freimaurerei, dieſe verborgene Meiſtergeſellſchaft, kömmt ja auch noch in allen nachherigen Maurerſchriften des Herrn Oberhofpredigers vor!

Auch alle ſeine übrigen Erklärungen in Betreff der Kleriker ſind unbedeutend. Er will izt behaupten: es habe nur 8 oder 10 Kleriker gegeben; und doch redete er immer von der geheimen Loge, dem verdekten Kapitel, den verborgenen Meiſtern. War denn deren Anzahl ſo geringe? Er ſelbſt erzählt, S. 53. f. daß er unvermuthet ein paar Brüder Kleriker fand, die in erſtaunenswürdiger Korreſpondenz ſtanden, die auch verſchiedne ſeiner geheimen Freunde, zu ſeiner Verwunderung,

kann-

kannten, u. ſ. w. Und doch wäre die Anzahl nur ſo geringe? — Ueber das Klerikat ſelbſt giebt er durchaus gar keine Auskunft. In ſeinem dikken Werke, worin ſo viel Papier unnütz verdrukt worden, iſt nicht ein vollſtändiges Dokument über die eigentliche Beſchaffenheit ſeines Klerikats befindlich *). Aber wohl — ſollte man es glauben! — Dokumente, den templariſchen Orden betreffend, um denſelben anzuſchwärzen. So will ſich dieſer Oberhofprediger entſchuldigen!

Zu allen jenen Bedenklichkeiten: von Unbekannten Obern, von Geheimen Wiſſenſchaften, von geforderten Vorrechten; kömmt nun noch der Umſtand: daß viele ſeiner geheimnißvollen Ausdrükke, in welchen er von ſeinem verdekten Kapitel ſpricht, auf Jeſuiten zu zielen ſcheinen. Seine Hinweiſungen auf Italien, ſein dreimal geſegneter Vater, ſein dreifach gekröntes Heiligthum nicht fern von Florenz, ſein Briefwechſel mit Schröpfern, der ganze Ton und die einzelnen Ausdrükke in ſeinen Klerikatsbriefen, ſo manche Stellen ſeiner übrigen maureriſchen Schriften, ſeine nie erklärte geheime Geſellſchaft, welche den Freimaurerorden ſolle geſtiftet haben, ſtimmen mit dem in Kurland und an-

*) Nicht er, ſondern ſpäterhin hat der Verf. des Anti St. Nikäſe, den ökonomiſchen Plan der Kleriker drukken laſſen (im 3ten Theile), worin auch manches bedenkliche vorkömmt.

derswo bekannten Gerüchte überein: ihn einer für einen Proteſtanten bedenklichen geheimen Verbindung verdächtig zu machen. — Auch hierüber hat er ſich nie erklärt, nie gerechtfertigt; d. h. er hat nicht gezeigt: wie ſeine Ausdrükke zu verſtehen ſein ſollen, um nicht verdächtig zu ſcheinen. — Dieſe von uns hinlänglich entwikkelten Verdachtsgründe bleiben alſo in ihrer völligen Kraft ſtehen, und zeugen gegen ihn, und werden gegen ihn zeugen, bis er ſie wird entkräften können, bis er dargethan hat: daß keiner ſeiner Ausdrükke und Schritte, die man in Anſpruch genommen hat, nach den Regeln der Logik als verdächtig angeſehen werden kann. Er wählt hingegen einen Weg, der eben nicht der richtigſte zu ſein ſcheint: er läßt ſeine Schritte und Ausdrükke unerklärt, läßt alſo jene Verdachtsgründe in ihrer ganzen Kraft beſtehen; und will nun von der andern Seite einige Fakta beibringen, welche jene Gründe umſtoßen, und ihn von allem Verdachte befreien ſollen. Das kann aber auf dieſe Art wohl nicht erreicht werden. Zwei widerſprechende Fakta heben ſich einander eigentlich nicht auf, vorzüglich, wenn noch immer Dunkelheiten in der Erzählung obwalten; Wahrheit läßt ſich nicht kompenſiren wie Schuld, läßt ſich nicht wie Münze ausgleichen. Man verlangt beſtimmte Darſtellung, genaue Erklärung jedes einzelnen Faktums; hat man die nicht, ſo läßt ſich nichts entſcheiden: man merkt ſich beide Fakta,

und erwartet von der Zeit, einſt nähere Umſtände zu erfahren, um dieſelben, ſo widerſprechend ſie auch ſcheinen, dann vielleicht mit einander vereinigen zu können.

Der Herr Oberhofprediger verſichert, was ihn ſelbſt betrift: es ſei eine phyſiſche Unmöglichkeit da, daß er ein Jeſuit ſein könne, (welches übrigens auch Niemand geradezu behauptet hat). Es iſt zu verwundern, daß ein ſo gelehrter Mann ſich ſo unrichtig ausdrükt. Er will ſagen: er ſei, der Verfaſſung des Jeſuiterordens nach, zu jung geweſen, um in denſelben zu treten. Dieſe durch jeſuitiſche Ordensgeſetze beſtimmte Unmöglichkeit nennt er ganz ſeltſam eine phyſiſche. Ob übrigens die Jeſuiten nicht diſpenſiren können, mögen die Leſer ſelbſt entſcheiden. — Was ſein Klerikat betrift, ſo bringt er jetzt den Umſtand bei (Th. II. Abſchn. 1. S. 251.), daß die Kleriker feſtgeſetzt hätten: nie ſolle ein Jeſuit Kleriker werden können. Man muß ſich in der That wundern, daß der Herr Oberhofprediger dieſen Umſtand, der ihn ſo ganz zu rechtfertigen ſcheint, nicht gleich zu Anfang des Streites bekannt gemacht hat. Ob aber ſelbſt gegen dieſen Umſtand nicht noch manches zu ſagen ſein ſollte? Ob nicht, wie Frau von der Recke in ihrer Schrift über Herrn Stark, S. 51. f., bemerkt, dieſer Punkt etwa bloß zur Dekke dienen konnte (da, nach Hrn. Starks Bericht, die Kleriker ſo gerne Dekken gebrauchen), um allem Verdachte

bachte zuvorzukommen? oder nicht ganz unbedeutend war, in dem Falle, wenn Jeſuiten die verborgenen Geiſter und Meiſter dieſes unter Proteſtanten zu propagirenden Klerikates geweſen ſein ſollten? ... Der Leſer ſelbſt urtheile hierüber wie er will; wir haben, unſrer Unparteilichkeit gemäß, auch dieſen unter dem Schwall des dikken Werkes verſtekten Umſtand ausheben wollen.

Alles übrige unnöthige übergehen wir jezt; auch die neuen Unanſtändigkeiten des Herrn Oberhofpredigers in ſeinem Nachtrage. Alles wichtige in ſeinem Geſchreibe haben wir angezeigt; nun entſcheide das Publikum. Hat Herr Oberhofprediger Stark ſich über ſein Klerikat gerechtfertigt? Weiß man jezt, was es iſt, was es ſein ſollte? Bald ſollte es mit dem templariſchen Syſtem verbunden ſein bald war es mehr als daſſelbe, bald gegen daſſelbe. Weiß man jezt von wem es herkam, zu welchem Zwek es abzielte? Kennt man nun das verdekte Kapitel, die geheime Geſellſchaft, von welcher der Herr Oberhofprediger den Freimaurern einbilden will, ſie habe die Freimaurerei geſtiftet? u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. — Wir freuen uns, zu einer Zeit und in einem Lande zu leben, wo alles was die Menſchheit wichtig intereſſirt, darf unterſucht werden; und wir glauben, nicht ganz unnüz zu leben, wenn wir auch unſere Kräfte anwenden, ſolche Unterſuchungen zu befördern. Nur mit dieſer

Rük-

Rückſicht haben wir über Herrn Stark geredet. Von ihm vermutheten wir, wichtige Aufſchlüſſe über eine ſo merkwürdige und noch unbekannte Sache erfahren zu können. Denn ein angeſehener Geiſtlicher, ein Gelehrter, ein gewiß nicht mehr bei dem Geheimniß intereſſirter, ein dieſe Vorſpiegelung gewiß nicht zum Eigennutz anwendender Mann: ein ſolcher, dachten wir, wird alle dieſe bedenklichen Umſtände beſtimmt und genau erklären, wird wenigſtens in einen kleinen Theil dieſer ſeltſamen gefliſſentlichen Dunkelheit etwas Licht bringen, wird ſchon ſeiner eigenen Ehre wegen dieſe ſonderbare Sache aufklären. — Er hat geantwortet; und wir können jetzt freilich nicht mehr ſo denken.

Die Herausgeber.

5.

Schreiben des Vogts Hummel in Bonnal an den Herrn Geheimderath Schloſſer.

Hochwolgebohrner, Hochachtbarer, Hoch- und Wolgelahrter Herr Geheimderath!

Ew. Hochgelahrten Gnaden haben vielleicht wohl eher auch etwas von dem alten ehrlichen Vogt Hummel in Bonnal geleſen oder gehört, über

welchen

welchen vor etwa in circa ſechs Jahren, ein gewiſſer Autor ein höchſt injurioſes, diffamatoriſches, und ehrenverläumderiſches Buch, genannt **Lienhard und Gertrud**, in den Druk hat ergehen, und bekannt werden laſſen. Und wiewolen beſagter Schriftſteller mich als einen ſalva venia Schurken und Erzgauner der ganzen ehrbaren Deutſchen Welt vorzumalen und auszutrommeln, ſich nicht entblödet hat; ſo zweifle doch keineswegs, daß Ew. H. Gnaden entweder nach dero bekannten Güte und Billigkeit anticipando von mir eine beſſere Meinung gefaßt, oder nach dero anwohnenden Scharf- und Tiefſichtigkeit ſelbſt mitten durch die ſo unvollſtändige als parteiiſche Relation meines Autoris, die Rechtſchaffenheit und Klugheit meiner eventualiter übel vergoltenen intentionum und Handlungen gewittert haben mögen. Um aber Hochdieſelben nicht durch unnöthige Um- und Abſchweife lange aufzuhalten, ſo melde mit wenigem, daß, da ich, wie Ihnen vielleicht bekannt ſein mag, von meiner Vogt- und Wirthsſtelle ſuſpendiret bin, mir dermalen meine Zeit, theils mit unentgeltlicher Ertheilung guter Räthe bei allerlei Händeln und Streitſachen, theils mit Leſen allerhand neuer Bücher und Schriften vertreiben thue, als wozu mir unſers Hrn. Pfarrers Wohlehrwürden, nach ſeiner bekannten Dienſtgefälligkeit einen höchſt angenehmen und erſprießlichen Vorſchub leiſtet.

Nun

Nun hatte ich neulichen die Ehre und das Vergnügen, daſelbſt in Beiſein unſers Chirurgi, ein von Hochdero Ehrenhand verfertigtes Scriptum, enthaltend Dero Meinung über den weltberühmten Grafen Calliostrum, aus der Monatſchrift, genannt das Deutſche Muſeum, ableſen zu hören, welches bei den verſammelten Perſonen ganz verſchiedentliche Senſationes hervorbrachte. Des Herrn Pfarrers Wohlehrwürden empfanden eine rechte Herzensfreude über die von Ewr. Hochgl. Gnaden, ſowohl auf die freigeiſteriſchen Berliner, als auch auf die von denſelben hochgeprieſene Vernunft, hin und wieder losgeſchoſſene Trumpf- und Stichelreden, welche, wie er meinte, ganz klar und deutlich bewieſen, daß Hochdieſelben, nach dem Beiſpiele Dero geehrteſten und geliebteſten Herrn Bruders, Herrn Geheimderath Jacobis in Düſſeldorf, zu dem theuern Fähnlein des blinden Glaubens geſchworen hätten. Hingegen wollte ihme die Vertheidigung des berühmten Calliostri, wegen der ihm von glaubwürdigen Testibus gemachten Beſchuldigungen von Beutelſchneiderei und allerhand ſchelmiſchem hocus pocus nicht ſo ganz einleuchten. Und endlichen deuchtete ihm Dero Aeußerung, daß es gar wohl erlaubt wäre, ſeinem Nächſt- und Nebenmenſchen, zu deſſelben eigenem Nutz und Frommen, eine Naſe zu drehen, von ſehr bedenklichen Folgen: allein wenn er ſich erſt der Anwendung erinnerte, die Ew.

Hochgel.

Hochgel. Gnaden hievon auf die Conduite des Caglioſtri ſelbſt inſinuiren, ſo fand er ſich dadurch ſolcher Maßen erſchrokken, daß ſeine ſträubenden Haare die Perüke wohl um einen halben Zoll über die ſuperficiem cranii empor hielten. Ew. Hochgel. Gnaden merken nun ſchon ohne weitern Fingerzeig, daß er zwaren ein guter, grundehrlicher Herr iſt dieſer Herr Pfarrer; aber auch ein äuſſerſt bedenklicher, und gewiſſenhafter, oder zu ſagen, furchtſamer und im Weltlauf völlig unerfahrner Herr, welcher in rebus agendis wenig erkleckliche Dienſte leiſten würde.

Was nun den Chirurgum belangt, der, wie ich die Ehre habe, Hochdieſelben zu verſichern, ein feiner pfiffiger Kauz iſt; ſo meinte dieſer, Ew. Hochgel. Gnaden wären ein zu geſcheuter Mann, als daß es Ihnen mit irgend etwas von dieſem allem, das Naſedrehen ausgenommen, ein wahrer Ernſt ſein könnte. Sie wüßten, ſagt er, zu gut, wozu die Vernunft zu gebrauchen wäre, als daß Sie ſelbſt keine haben möchten. Allein gleich wie gewiſſe dumme Füchſe, welche entweder gar keine, oder doch ſehr kurze und dünne Schwänze haben, ihren Mitbrüdern den Rath gaben, ſammt und ſonders ihre Schwänze zu ſtümmeln, damit ſie ſich vor ihnen nicht länger zu ſchämen hätten; ſo unterſtützten Ew. H. Gn., ungeachtet Ihres ſchönen und haarreichen Schweifes, dieſen dummen Rath dennoch, und würden dadurch um ſo viel gefährlicher,

licher, weil bei Ihnen nicht ſo, wie bei jenen, eine dumme Liſt hervorgukte. Wenn aber auch Dieſelben es dahin bringen ſollten, daß die andern Füchſe alle dumm genug wären, um ihre Schwänze zu ſtümmeln: ſo würden Sie Selbſt, ſagt er, Sich gewißlich wohl davor hüten, Ihren Rath durch Ihr eigen Beiſpiel zu unterſtützen; und wer Ihnen ein bischen auf die Spur gehen wollte, der würde Sie leicht überraſchen, wenn Sie mit Ihrem Schwanze die Krebſe aus dem Bache zögen, und mit wenigen guten Freunden in bona caritate allein ſchmauſten. Uebrigens meint er, der Chirurgus, mögte es ſich mit der Schwänzeſtümmlung noch eine kleine Weile verziehen, indem nicht wenige Füchſe den Pfiff merkten, welche eben ſo wohl, als Hochdieſelben, wüßten, wozu die Schwänze gut ſeien.

Anbelangend den Calliostrum, ſo ſeien, ſagt er, Ew. H. Gn. abermals zu geſcheut, und zu welterfahren, um es nicht zu merken, daß ſolcher nichts anders ſei, denn ein wahrer leibhaftiger Gaukler, Windbeutel und Scharlatan, welcher die Welt durchziehe, um die dummen Füchſe zu prellen. Daß aber E. H. Gn. denenjenigen, welche dieſes ſagen, dennoch die Gegenpart hielten, das thäten Sie, meint er, der Chirurgus, theils gewiſſen Füchſen zu leide, welche von der Schwänzeſtümmelung nichts hören wollten, theils aber ſei es, ſagt er, ſeit langem ſo Dero Sitte und Gewohnheit geweſen, jedes Ding auf den Kopf zu ſtellen, und ſchienen Dieſelben etwas von dem pruritu jener alten Sophiſtarum zu empfinden, denen es eine nicht geringe Satisfaction war, eine gute Sache dicendo ſchlecht, und eine ſchlechte gut zu machen.

Alles dieſes ſagt und meint der Chirurgus; und wenn etwas daran wahr ſein ſollte, ſo kann das

kein Menſch beſſer wiſſen, als Ew. H. Gn. ſelbſt. Was mich betreffen thut, ſo denke ich, es könnte bei dem Chirurgus in Anſehung Callioſtri wohl ein bischen Handwerksneid im Spiel ſein, nach jenem bekannten Sprüchlein: figulus figulum odit; und find ich mich gleich Hochdenſelben vielmehr von der chriſtlichen Liebe gedrungen, mein Urtheil über Callioſtrum einſtweilig noch zu ſuſpendiren. Im Gegentheil glaube ich gerne mit Ihnen, daß er ein gar kluger, gewandter und erfahrner Herr iſt, der ſeine Praxin in alleweg wohl verſteht, und den mancher eben darum nicht wohl leiden kann, weil er es ihme nicht gleich thun mag. Indeſſen iſt es, wie Dieſelben weislich anmerken, ſehr übel gethan, ſolche ingenia zu unterdrükken, welche durch ihr ſavoir faire einem ehrlichen Manne zeigen, wie man in der Welt zu etwas kommen kann. Sonach haben gewiß Ew. H. Gn. ein gar löbliches und in alleweg für Sie ſelbſt ehrenhaftes Werk daran gethan, daß Sie die Sache des von ſeinen Neidern verfolgten und höchlich verunglimpften Callioſtri übernommen, und wenigſtens in ſo weit verfochten haben, daß man geſtehen muß, daß ſie bis auf fernern Austrag annoch ſub judice ſchwebe. Und hat mich vornehmlich die ausnehmende Scharfſinnigkeit in Verwunderung geſetzt, womit Dieſelben dem gekränkten und verfolgten Callioſtro nicht etwa Eine, ſondern fünf bis ſechs Thüren öfnen, durch die er ſeinen Feinden entwiſchen kann; indeme Sie zeigen, was für mancherlei gute und löbliche intentiones er bei ſeinen anſcheinenden Gaukel- und Betrügereien gehabt haben könne. Und ſonder Zweifel würde ſich am Ende eine oder die andre von dieſen löblichen Intentionibus gezeigt haben, woferne nur die gute aber allzuungeduldige Frau Gräfin von Recke, wie Sie ſo gerecht als

weislich erinnern, das Ende vom Spiel hätte erwarten wollen. Aber du lieber Gott! ſo gach und ungerecht handelt die Welt insgemein; und eben deswegen ſtirbt ſo mancher brave Kerl am Galgen, weil man zu ungeduldig iſt, ihn ſo lange machen zu laſſen, bis ſeine löblichen Intentiones ſich von ſelbſt zeigen.

Um nun näher auf meinen eigentlichen Zwek zu kommen; ſo hat ſowohl die Betrachtung der vortreflichen Qualitäten, welche Ew. H. Gn. beſitzen, um den Leumund unſchuldig gekränkter und verläſterter Perſonen zu defendiren, als auch in ſpecie die ausnehmende Dexterität, mit welcher Sie ſich der Renommée des weltberühmten Calliostri angenommen haben, bei mir den Entſchluß bewirkt, mich mit gegenwärtigem an Sie zu wenden, um von Ihnen, als einem ſtreitbaren Ritter und tapfern Verfechter der Unſchuld eine Gabe zu verlangen, wodurch Sie Ihre allbereit großen Verdienſte auf das rühmlichſte krönen werden. Es iſt nähmlich Hochdenſelben bekannt, welchermaaßen der ehrenabſchneideriſche Autor des Buches **Lienhard und Gertrud** meine Renommée vor dem ganzen Publikum angetaſtet und verläſtert hat. Nun könnte ich zwar, nach dem Beiſpiele des Herrn Hofpredigers Stark, meine Gegner erſtlich in foro civili de ſatisfactione belangen, und zweitens, nach Verluſt des Prozeſſes, ein paar dikke Bände zu meiner Vertheidigung ausfertigen: allein veſtigia me terrent; und nach meinem einfältigen Laienverſtande, finde ich es vielmehr gut, ordine retrogrado zu gehen. Wenn ich nähmlich ſo glüklich bin, von Ew. H. Gn. eine Vertheidigungsſchrift, als worum ich flehentlich bitte, zu erhalten; ſo werde ich ſchleunigſt den Prozeß, ſowohl gegen den Autor, als auch gegen den gnädigen Herrn, bei meinem Lan-

desfürſten entamiren, und lebe der Hofnung, mit Dero kräftigem Vorſchub und werkthätiger Unterſtützung, es endlichen dahin zu bringen, daß man mich nicht allein in den Beſitz der Vogtſtelle und des Wirthshauſes reſtituiren, ſondern auch meine drei wegen Meineid publice geſchwärzten Finger mir wieder weißen ſolle, welches mir überaus lieb ſein würde.

Ich hoffe, Dieſelben werden ſich zur Gewährung meiner demüthigen Bitte um ſo viel eher verſtehen, da meine Vertheidigung Dero ſinnreiche Erfindſamkeit in keinen neuen Aufwand ſetzen darf, indeme die nähmlichen Gründe, mit welchen Sie die Sache des weltberühmten Calliostri vertheidigt haben, eben ſowohl für mich militiren, ſo daß alſo Dieſelben keiner neuen Waffen bedürfen, um meinen Span auszufechten. So ließe ſich zum Exempel auf den Vorwurf, daß ich die Bauern in meinem Wirthshauſe zum Böſen verführt und gedrükt habe, antworten: dieweilen ich wahrgenommen, daß ſie die Fantaſie hätten, zu ſaufen und Geld zu borgen, ſo hätte ich ihnen mit allem Fleiße tapfer aufgeſetzt, und ſie weidlich beſchroten, in der löblichen Intention, ſie von dieſer ſchädlichen Fantaſie durch die empfindlichen Folgen derſelben zu heilen. Und betreffend die Verrükkung des Marksteins in des gnädigen Herrn Gehölz, ließe ſich etwa ſagen: ich hätte es entweder zur Kurzweile gethan, oder um mir eine Leibesübung zu geben, und würde ihn folgenden Tages wieder an ſeine alte Stelle geſetzt haben, wenn mich der dumme Chriſtoph der Hühnerträger nicht an der Arbeit verſtört hätte.

Doch das heißt ja wahrhaftig: ſus Minervam, wenn ich armer Laie mich unterwinde, Ew. Hochgel. Gn. über eine Sache zu mir in die Schule zu nehmen,

men, worin Sie ein ſo unvergleichlicher Meiſter ſind. Es iſt aber dieſes eine gewöhnliche Schwachheit des Alters, welches ſein Votum zu allem geben will, auch wo es nichts nutzt: und darum hoffe, Hochdieſelben werden nichts deſto weniger geneigt acceptiren die Verſicherung der erſtaunlichen Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein

Ew. Hochgelahrten Gnaden

unwürdiger Knecht
Leodegarius Hummel,
Exvogt in Bonnal.

P. S. A propos — die bewußten Dukaten und der Ring des Calliostri haben mir wieder eine alte Hiſtorie in Erinnerung gebracht, welche vielleicht wegen der löblichen Intention, welche Calliostrus hiebei haben mochte, einiges Licht geben kann. Ich ging nähmlich in meiner Jugend bei einem Advokaten in *** in die Koſt, in der Meinung, bei ſelbigem die Jura zu erlernen. Selbiger war nun ein fleißiger, geſchikter Mann, welcher aber den Kopf von ſeinen Prozeßſachen immer ſo voll trug, daß er in der Diſtraction oftmals bei Tiſche die Suppe auf das reine Tiſchtuch ſervirte, mit den Knochen zum Munde fuhr, und das Fleiſch dem Hunde vorwarf; auch gewöhnlich den Schlüſſel vom Geldſchrank wegzunehmen vergaß. Dieſem hab ich einſt eine kleine Schachtel voll harter Thaler rein gemacht, in der Meinung, daß die Admonition, ſein Geld künftig unter den Schlüſſel zu nehmen, wohl doppelt ſo viel werth ſei. Allein der Grobian viſitirte mir meine Kammer, maß mir für jeden Thaler einen tüchtigen Stokſchlag zu, und jagte mich undankbarer Weiſe aus ſeinem Hauſe fort. Ich wollte wetten, daß Calliostrus bei den Dukaten und dem Ringe, eine eben ſo wohlgemeinte

Intention gehabt habe, wie ich bei den harten Thalern.

* * *

Poz! Ew. H. Gn. müſſen mir noch erlauben, Ihnen zu ſagen, daß ich auch Dero Scriptum von der Preßfreiheit geleſen habe. Der Chirurgus ſagt zwaren: das wäre wieder ſo eine von den Grillen, wovon ſich kaum begreifen ließe, wie ein ſo geſcheuter Mann, wie Hochdieſelben, ſich damit tragen könnte. Wenn ſeine Praxis ihme nur ein wenig Zeit ließe, ſo hätte er recht gute Luſt, ſagt er, Ihnen hierüber ſelbſt ein Wort zu addreſſiren. Das Mittel, welches Ew. H. Gn. vorſchlagen, um dem Verluſt der Preßfreiheit vorzukommen, ſcheint ihm auf ein Haar ſo weislich ausgedacht, als wenn man vorſchlagen wollte, einem Patienten das Blut rein wegzuzapfen, um zu verhindern, daß er nicht am Fieber ſterbe. Die Herrn Inſpektoren, welche Sie über die Skribenten ſetzen wollten, gemahnten ihn, ſagt er, an einhalbes Dutzend Katzen, welche man in die Speiſekammer eingeſchloſſen hätte, um den Spek vor den Mäuſen zu bewahren. Uebrigens dünke ihn die Gefahr wegen der Preßfreiheit nicht halb ſo groß, und auch Denenſelben ſcheine es weniger um die Preßfreiheit als um die Inſpektion zu thun zu ſein; wiewohl leztere, meint er, der Chirurgus, noch in ſo weitem Felde liege, als die Schwänzeſtümmlung der Füchſe. — Der Mann hat immer ſo ſeinen eignen Kopf, dem ſelten etwas recht liegt, und Ew. H. Gn. müſſens ihm nicht übel nehmen. Mich ſelbſt betreffende, ſo hat mir Dero Project über die Maaßen wohlgefallen: und bedaure ich nur, daß ſelbiges nicht ſchon allbereit vor Jahr und Tage in uſu exiſtirt, und den Bücherſchreibern ihre Rechte beſchnit-

ſchnitten hat: ſo wäre ich nicht nothgedrungen, Dieſelben wegen der verlangten Ehrenrettung zu behelligen. Auch zweifle nicht, daß dieſes Project vieler von denen Regenten und Magiſträten höchſten Beyfall erhalten, und ſelbige ſich Denenſelben höchlichen verpflichtet finden werden, wenn Sie nach Dero ſinnreichen Erfindſamkeit noch überdies Weg und Mittel zeigen würden, welcher Maaßen ſelbiges ſine poſſibilitate eluſionis aut metu irriſionis zu realiſiren ſein möchte. Betreffend die Inſpektion ſelbſt, ſo könnte ſelbige wohl ſchwerlich in würdigere Hände fallen, als in Dero ſelbſteigene, wenn ſich Hochdieſelben, was ohne Zweifel, wenn die Sache ad actum kommen ſollte, geſchehen wird, von denen Regenten erbitten ließen, dieſe Inſpektion, benebſt Dero geehrteſten und geliebteſten Herrn Bruder, Herrn Jacobi in Düſſeldorf, und Herrn Hofprediger Starken, gütigſt zu übernehmen.

* * *

Gerade in dem Augenblikke, da ich zuſiegeln wollte, kömmt mir noch etwas in den Sinn. Ich habe nähmlich des Tit. Herrn Geheimderath Jacobi ſeinen Brief an Ew. H. Gn. betreffend Dero Scriptum über Callioſtrum, zu leſen verſucht, aber nicht viel davon verſtehen können; ausgenommen am Ende, wo derſelbige von den grauſamen und ſchreklichen perſecutionibus redet, welche ſowohl ihme als auch Ew. H. Gn. bevorſtehen ſollen, und ſogar, wo mir recht iſt, von einem rogus oder Scheiterhaufen ſpricht, womit man Dieſelbigen gleich andern frommen Märtyrern und teſtibus veritatis bedrohen wolle. Ich will nun zwaren hoffen und wünſchen, daß ſolches nichts denn ein terror panicus ſein möge: jedoch wenn ſo etwas wirklich im Thun ſein ſollte, ſo bitte Hochdieſelben recht

ſehr, die verlangte Ehrenrettung um ſo viel mehr zu beſchleunigen.

So eben geht der Chirurgus von mir weg, welchen ich hierüber befragt habe. Er hat ſich aber die Haut voll gelacht, und geſagt, daß Dieſelben ſo wohl, als Dero geliebteſter Bruder Jacobi heute und übers Jahr noch ganz geruhig ſchlafen könnten. Es ſei halter, ſagt er, ſo Herrn Jacobis Manier, und nichts, denn ein einbildiſches eigendünkliſches Weſen, wodurch er ſich ſelbſten beꝛede, daß ſeine Büchlein die halbe Welt in einen entſetzlichen Aufruhr bringen werden. Er habe auch ſchon einmal ſo was über den Gottesleugner Spinozam geſchrieben, und voran einen ſtattlichen, prunkvollen Kupferſtich, und hintenan ein Straußenei, als Symbolum ſeines Büchleins ſtechen laſſen, woran ſich vielerlei gröſſere und kleinere dumme Vögel die Krallen und Schnäbel umſonſt zerarbeiteten; auch in dem Büchlein ſelbſt weidlich gejammert über all die Verfolgung und das Ungemach, welches er um der Wahrheit willen würde auszuſtehen haben. Man habe ihm aber, ſagt der Chirurgus, bis auf dato noch kein Haar gekrümmt; und das Straußenei liege noch wohlbehalten im Sande, und werde wohl, woferne nicht jemand zufälliger Weiſe darüber hinſtolpere, nach und nach verwittern, und ſein Dotter modern, ohne daß ein Strauß jemals daraus hervorgehen würde.

6.

Etwas über das weibliche Geſinde.

(Von einer Hausfrau.)

Bis ins Publikum verfolgen uns nun ſchon die Weiber, mit ihrer ewigen Leier, den Klagen über das

das Geſinde! — So werden vielleicht einige weiſe Männer ſagen, und dann mit ſpöttelnder Miene nachläßig dieſen Aufſatz überblättern.

Es ſcheint freilich wohl, als müßten wir dieſe Materie bei unſern Kaffeetiſchen ſchon erſchöpft haben; denn wer von uns kann es leugnen, daß von hundert weiblichen Kaffeeverſammlungen, welche Konvenienz oder Langeweile in bunte Zirkel zuſammentreibt, ſich nicht neunzig zum Theil mit Klagen über ſchlechtes Geſinde unterhalten? Indeß Männer! — die Ihr deshalb verächtlich auf unſre Geſellſchaften herabblikt, uns Bagatellenkrämerinnen nennt, und Euch wunder wie ſehr zum Spott über uns berechtigt haltet, — erwägt, wie ſehr die häusliche Ruhe und Zufriedenheit der Frau von dem Betragen ihres Geſindes abhängt; und ſo erlaubt es uns denn nur immer, daß wir unſre Herzen gegen einander von dieſer häuslichen Bürde durch Klagen zu erleichtern ſuchen! inſonſonderheit dann, wenn wir dabei auf die Hinwegräumung wenigſtens eines Theiles der Laſt bedacht ſind, welche — Ihr wißt es ja wohl, — Ihr oft dann nur zu ſehr mit tragen müßt, wenn die Hausfrau dieſe Klagen ihren Taggedanken, ihren Traum ſein läſſet, ihrem Eheherrn ein ſüßes Tiſchgeſpräch daraus bereitet, und durch die Gewohnheit zu ſchelten, ſo viele Schärfe in ihren Charakter und Ton übergehen läßt, daß ſie endlich alle geſellige Freuden aus ihrem Hauſe verſcheucht.

Ich bilde mir zwar nicht ein, daß mein Wort nachdrüklich genug ſein werde, allein eine Kur zu bewirken; aber das könnte doch wohl geſchehen, daß meine Stimme bis zu Denen dränge, die es in Händen haben, der Stadt wohlzuthun. Sie würden dadurch angeregt, der Sache reiflicher nachzudenken; aus dem Nachdenken käme ein Re-

Oo f   ſultat,

ſultat, wie gewiß jeder Einwohner unſrer Stadt, der in dem Fall iſt, ſeine häusliche Ruhe dem dienenden Theil der bürgerlichen Geſellſchaft aufopfern zu müſſen, es mit mir wünſcht.

Würdige, einſichtsvolle Männer haben zwar dieſen wichtigen Gegenſtand ſchon oft beherzigt; maaße ich aber meinem Geſchlecht zu viel an, wenn ich glaube, daß nur ein Frauenzimmer ganz in das unangenehme Detail gehen kann, in das man gehen muß, wenn der Quelle des überhand nehmenden Verderbens des Geſindes überhaupt nachgeſpürt werden ſoll? Ich will mir jetzt einbilden, dieſes kleine Vorrecht ſei uns nun wirklich ſchon zugeſtanden worden; und ſo folgt denn hier ein Räſonnement nach meiner Art.

Für die erſte und ſchädlichſte Quelle jenes zunehmenden Verderbens des Geſindes, halte ich deſſen beinah alle Schranken überſteigenden Kleideraufwand. — Sonſt pflegte ich es wohl für Eigenſinn zu halten, wenn ich Hausfrauen ſah, welche ihren Mägden dieſe oder jene Form des Anzugs zu tragen unterſagten; nun aber habe ich ſchon längſt zu meinem eigenen Nachtheile erfahren, daß mit Form und Schnitt die Meinung dieſer Leute von ſich ſelbſt und ihre Anſprüche ebenfalls eine ganz andere Geſtalt gewinnen. Einer Dirne, welche die hier gebräuchliche Haub' und Mütze mit einer Haube (oder in ihrer Sprache Dormöſe) mit Band vertauſcht, ekelt bald die Arbeit an, welche ſie ſonſt mit ihrer Mütze willig zu verrichten pflegte. Eine ſolche Dormöſe zieht bald einen falbalirten Anzug nach ſich; zu dieſem gehört ein bekräuſeltes Flortuch. Dieſer gränzt nun ſchon ganz nahe an eine florne Schürze. Die Eleganz vollkommen zu machen wird endlich des Sonntags das Haar gekräuſelt und durch Puder

und

und Pomade verſchönert. So wird oft die häßlichſte Raupe in einen buntſchimmernden Papillon verwandelt. Ohne Metapher! — die ſchmutzigſte Küchenmagd wird ſo der äußern Form nach in eine zierliche Zofe umgeſchaffen.

Natürlicherweiſe gefällt ſie ſich ſo; und ſie wendet alles an, ſich dieſen Aufzug zu erhalten, zu verſchönern und zu vervielfältigen. Ein Mittel hiezu dünkt ihr die Zahlenlotterie. Sie ſetzt, gewinnt eine Kleinigkeit; ſetzt wieder — verliert; und verliert immerfort — und für dieſen Verluſt ſoll ihr nun der Einkauf beſonders ſolcher Dinge, die keine beſtimmte Preiſe haben, Erſatz geben. Aber auch dieſer Betrug, der in ihrer Kunſtſprache **Eimergeld** heißt, reicht nicht zu, ihre Putzſucht zu befriedigen; und dann ſchreiten ſie zu den heimlichen unerlaubten Mitteln der Buhlerei! — Und wer vermag nun alle die Unordnungen herzuerzählen, welche oft und einzig aus der Begierde dieſer Mädchen, es dieſer oder jener beſſer geputzten gleich zu thun, entſpringen? Wer kann alle die Ehen anführen, deren Glük ſie untergraben? Wer alle die Diebſtäle berechnen, deren ſich Jünglinge ſchuldig machen, die als Lehrlinge die Eitelkeit einer ſolchen Liebſchaft zu befriedigen haben? Wer die zahlloſe Schaar elender Kinder anführen, die ihr Daſein dergleichen Unregelmäßigkeiten zu verdanken haben, deren ſich die Väter ſchämen? Kinder, die von ihrer erſten Exiſtenz an dem Verderben geweiht ſind, und meiſt ſiech und ſchwach dem Staate ſchon früh zur Laſt fallen? Und endlich, wer vermag die Seufzer alle zu zählen, die ſich im Stillen aus der beklemmten Bruſt des alten Hageſtolzen drängen, der den geduldigen Nakken in das Joch beugt, das die Köchinn ihm auflegt, die mit eiſernem

eiſernem Zepter über ihn herrſcht, und mit jüngern Galanen der Schwächen ſeines Alters ſpottet?

Zu der Legion einheimiſcher Dienſtmägde kömmt jährlich eine nicht geringe Anzahl Rekruten aus den Provinzſtädten hinzu. So lange dieſe in ihrer einfachen Tracht ſchlecht und recht einhergehen, werden ſie keinesweges zu den Zirkeln der verfeinerten Köchinnen und Hausmädchen gelaſſen; und nur dann erſt wird der Ankömmling in die edle Schweſterſchaft, als meine Beſte und meine Liebe, aufgenommen, (denn mit dieſen traulich ſüßen Beinamen pflegen ſie ſich nach dem Beiſpiele ihrer jungen Damen zu nennen) wenn ſie ſich nach Berliniſchem Schnitt ausſtaffirt hat. Das kleinſtädtiſche, biederherzige Mädchen ahndet Anfangs kein Arges. Aber allmählig wird ſie durch angefachte Eitelkeit, und durch den Unterricht ihrer Freundinnen dem Laſter zugeführt. Erſt ſchüchtern, dann bei jeder Wiederholung ſchneller fortſchreitend, beſucht ſie mit den andern jene ſchädlichen öffentlichen Oerter, wo auch der letzte Schatten jungfräulicher Zucht und Zurückhaltung von ihr weicht. Ich meine die öffentlichen Tanzhäuſer, die gewiß zu einer verderblichen Menge angewachſen ſind. Hier würden ſie nun den Petit-Mäters von der Livree ein Geſpötte werden, wenn ſie nicht die engliſchen und franzöſiſchen Pas und alle Touren der Tänze zu machen wüßten. Dieſem abzuhelfen, wird in verſchiedenen Häuſern und Gärten Unterterricht im Tanzen für Dienſtmägde und Lakeien gegeben. Unter andern giebt ein müßiger Schneidergeſell in einem Garten in der Landsberger Straße für 2 gr. die Stunde Unterricht. Dahin eilt nun öfters die Köchin vom Markt; ſetzt ihren Einkaufeimer vom Arm, ſpannt ihre breiten Füße ins Fußbrett, oder ſtolpert ſchwerfällig eine franzöſi-

ſche Quadrille, indeß ihre arme wartende Hausfrau in der rauchenden Küche ſchwitzt.

Wenn ein Dienſtbote dergleichen Zeitvertreibe mißbraucht, wird er natürlicherweiſe träge zu ſeinem eigentlichen Beruf. Die niedrigen Geſchäfte des Hausweſens werden ihm zuwider, er verrichtet ſie obenhin und gedankenlos, um je eher je lieber zu den Luſtpartien zurükzukehren, wo ſie als feine Damen und artige Herren ſelbſt figuriren. So ſteigen ſie denn in ihrer Meinung von ſich ſelbſt immer höher, und finden endlich zwiſchen ſich und ihrer Herrſchaft weiter keinen Abſtand, als den Unterſchied der Kleidung. Dieſem ſo viel als möglich hinwegzuſchaffen, ſchämt ſich der Lakai ſeiner Livree, und trägt ſich, wenn er nicht hinten auf der Kutſche ſteht, wie ſein Herr. So die Magd, die ſich in ihrer Tracht ihrer Frau nach Möglichkeit zu nähern ſtrebt.

Sonſt war es das Ziel aller ehrlichen Dienſtmägde, ſich während ihrer Dienſtjahre ſo viel zu erſparen, daß ſie nachher einen Handwerker der niedern Klaſſe heirathen konnten. Welcher von dieſen aber wird ſein Auge auf ein ſo ausſtafirtes Geſchöpf werfen? Welcher ſie ernähren können? Auch läßt ſie ſich, ſo lang ſie noch jung iſt, nicht zu ihm herab. Iſt ſie denn endlich bei ſtätem Umherwandern bis in die Jahre gediehen, wo die welken Reize den Liebhaber der galantern Klaſſe verſcheuchen, den jungen Handlungsdiener, den Pudergott, den Gatten den ſie treulos machte, und der oft aus entfernten Gegenden der Stadt in ſeinen Mantel gehüllt ſcheu und ängſtlich in der Dunkelheit zu ihrem Kämmerchen hinanſchlich ——— dann ſieht ſie ſich vergebens nach einem Obdach für ihr Alter um. Der Mann, den ſie in ihrem ſtolzen Muth verachtete, verachtet nun auch ſie. Des luſtigen Gelderwerbs ge-